

**MICHAEL
RIDPATH**

**DER MARKT
MACHT**



ROMAN / HOFFMANN UND CAMPE

Nick Elliot, Ende 20, steht als Hochschullehrer vor dem beruflichen Aus. Alles auf eine Karte setzend, bewirbt er sich bei »Dekker Ward«, einem Brokerhaus in der Londo-ner City, als Analyst, Spezialgebiet Osteuropa. Ein über-zeugender Auftritt vor Ricardo Ross, dem Boß der »Emer-ging Markets Group«, bringt ihm die Aufnahme in die Eli-tetruppe. Überwältigt von der Persönlichkeit des »Market-maker«, sieht er den Traum vom großen Geld in greifbare Nähe rücken. Zu allem Überfluß verliebt er sich auch noch in die schönste Frau des Börsensaals, seine brasilia-nische Kollegin Isabel Pereira. Fast sieht es so aus, als hätte die Hochfinanz in ihm einen weiteren willigen Vollstrek-ker für die menschliche Gier nach Reichtum gefunden, gäbe es da nicht dieses Fax an seinen unter mysteriösen Umständen in einem Hotelzimmer in Caracas ermordeten Vorgänger, das auf Nicks Schreibtisch landet. Voller Ent-setzen muß er feststellen, daß unter der Oberfläche seiner schönen neuen Welt der Tod lauert. Als auf ihn ein Mord-anschlag verübt und Isabel Opfer einer spektakulären Ent-führung wird, begreift Nick, daß er gegen den übermäch-tigen Feind im Dunkeln die Dinge selbst in die Hand nehmen muß. Doch er hat die Rechnung ohne den all-mächtigen »Marketmaker« gemacht, Ricardo Ross hält sich bereit für seinen nächsten Zug ...

Michael Ridpath, Jahrgang 1961, wuchs in Yorkshire auf und studierte in Oxford Geschichte. Jahrelang war er erfolgreicher Trader bei der Saudi International Bank in London. Ab 1991 arbeitete er für Apax Partners, eine Risikokapital-Gesellschaft. Nach seinem fulminanten Debüt mit »Der Spekulant« kehrte er der Hochfinanz den Rücken und wurde Schriftsteller. Er lebt mit seiner zweiten Frau und drei Kindern in London.

Michael Ridpath

DER MARKTMACHER

Roman

Aus dem Englischen
von Hainer Kober

HOFFMANN UND CAMPE

Die Originalausgabe erschien 1998 unter dem
Titel »The Marketmaker« im Verlag Michael Joseph, London

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Ridpath, Michael:

Der Marktmacher: Roman / Michael Ridpath. Aus dem Engl. von
Hainer Kober. – 1. Aufl. – Hamburg: Hoffmann und Campe, 1999
ISBN 3-455-06324-1

Copyright © 1998 by Michael Ridpath
Deutsche Ausgabe:

Copyright © 1999 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Redaktion: Ulrich Bitz

Schutzumschlag: Thomas Bonnie
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: Graphischer Großbetrieb Pößneck
Printed in Germany

Für Julia und Laura

DANKSAGUNG

Großen Dank schulde ich den vielen Brasilianern in London und Brasilien, die sich die Zeit genommen haben, mir von ihrem Land und sich selbst zu erzählen. In besonderem Maße gilt das für Jaime Bernardes von Editorial Nordica, der ein wunderbarer Gastgeber und Fremdenführer war, für Maria Silvia Marques, die ehemalige Finanzsenatorin von Rio de Janeiro, Luiz Cesar Fernandes, Präsident der Banco Pactual, Jorge Mamão, der für die Verwaltung der *Favela Rocinha* zuständig ist, Heckel Raposo, Sicherheitsberater, Pedro Paulo de Campos, Direktor von Oppenheimer in São Paulo, sowie Allan und Stephanie Walker.

Zu Dank verpflichtet bin ich weiterhin Aidan Freyne und seinen Kollegen bei Salomon Brothers Emerging Markets Desk in London für die Zeit, die sie mir geopfert, und die Geduld, die sie bewiesen haben, sowie Phil Cavendish für seine umfassende Hilfe.

EINS

Der Mann, der mir gegenüber saß, den Rauch seiner Zigarette inhalierte und mich kühl musterte, hatte die Kontrolle über die finanzielle Zukunft eines ganzen Kontinents. Was noch wichtiger war, er würde sie auch über die meine haben.

»Besten Dank, daß Sie für uns Zeit gefunden haben, Nick«, sagte er. »Jamie hat uns viel von Ihnen erzählt. Ausnahmslos Gutes.« Seine Stimme war tief, seine Aussprache sorgfältig, sein Akzent, der auf eine Erziehung in vornehmen Internatsschulen schließen ließ, hatte eine leicht lateinamerikanische Färbung.

»Er hat mir auch viel von Ihnen erzählt.«

Tatsächlich hatte mich Jamie in der letzten Woche gründlich über Ricardo Ross informiert. Sein Vater war Anglo-Argentinier, seine Mutter Venezolanerin, und er hatte eine Privatschule in England besucht. Seit zehn Jahren war er bei Dekker Ward und hatte die Firma in dieser Zeit von einer drittklassigen Londoner Brokerfirma zum wichtigsten Akteur auf den lateinamerikanischen Rentenmärkten gemacht. Um seine Elitetruppe, die Emerging Markets Group, wurde Ricardo von Tradern und Verkäufern in London und New York beneidet. Jamie glaubte, Ricardo werde bald zu einem der wichtigsten Akteure der internationalen Finanzwelt avancieren.

Und da saß er nun und führte ein Einstellungsgespräch mit mir.

Gut sah er aus. Gestreiftes Hemd mit Monogramm, geschmackvolle, goldene Manschettenknöpfe, das dichte, dunkle Haar durch einen perfekten Kurzhaarschnitt geähmt. Ein ganz klein wenig wurde dieses makellose Erscheinungsbild dadurch aufgelockert, daß sein Schlipss einen halben Zentimeter unter den geöffneten obersten Hemdknopf gerutscht war und die Ärmel gerade so weit umgeschlagen waren, um den Blick auf eine teure Schweizer Uhr freizugeben.

»Möchten Sie eine Tasse Kaffee?« fragte er.

»Danke.«

Wir saßen in einem kleinen, sehr gediegen eingerichteten Konferenzzimmer, das im Grunde nur eine durch Glaswände abgetrennte Ecke des Börsensaals war. Ricardo drückte einen Knopf des Telefons auf dem kleinen runden Tisch zwischen uns. »Alberto? Zwei Tassen Kaffee, bitte.«

Es dauerte keine Minute, dann kam ein winziges altes Männchen, tadellos in einen schwarzen Anzug gekleidet, mit zwei kleinen Tassen Kaffee herein.

»Was mir in London am meisten fehlt, ist der Kaffee«, sagte Ricardo. »Er ist schon besser geworden, läßt aber immer noch sehr zu wünschen übrig. Das hier ist kolumbianischer. Mein Wort darauf, daß Sie in London keinen besseren kriegen werden.« Er lehnte sich zurück und schlug die elegant behosten Beine übereinander. Die Andeutung eines Lächelns huschte über sein schmales, anziehendes Gesicht. Mir fiel auf, daß die Finger seiner linken

Hand von Zeit zu Zeit eine schnelle Drehbewegung ausführten: Er spielte mit seinem Ehering.

Der Kaffee war vom Feinsten, aromatisch; Welten trennten ihn von dem Pulverkaffee, an den ich gewöhnt war.

Ricardo nippte an seinem Kaffee, hielt einen Moment inne, um ihn auf der Zunge zergehen zu lassen, und stellte die Tasse dann sorgfältig auf die Untertasse zurück. »Wie viele von unseren Leuten haben Sie schon kennengelernt?« fragte er.

»Sie sind der siebte.«

Ricardo lächelte. »Ein langer Morgen. Dann wissen Sie also inzwischen alles über Dekker Ward?«

»Mir klingen noch die Ohren. Aber, was erzähle ich Ihnen, es ist Ihre Firma.«

»Nun, ich leite hier nur die Emerging Markets Group«, sagte er und nickte in Richtung des Handelssaals hinter sich. »Der Rest der Firma hat, wie schon seit hundertfünfzig Jahren, seinen Sitz in der City. Ich kann sie getrost dem Vorsitzenden Lord Kerton überlassen. Wir ziehen es vor, Abstand voneinander zu halten.«

Offensichtlich. Wir saßen rund vierzig Stockwerke über Canary Wharf, fünf Kilometer östlich der City of London.

»Aber Ihre Gruppe macht neunzig Prozent der Gewinne von Dekker Ward?«

»Fünfundneunzig«, lächelte Ricardo.

»Wie schaffen Sie das?«

»Wir sind die Besten«, erwiderte er. »Mit Abstand. Wir beherrschen die lateinamerikanischen Rentenmärkte. Wir

plazieren mehr Anleihen lateinamerikanischer Emittenten als unsere drei schärfsten Konkurrenten zusammen. Aggressiver als wir betreibt niemand das Geschäft. Wir kennen jeden. Wer Geld anlegen will, muß mit uns reden. Wir machen diesen Markt. Es ist unser Markt. Die Margen sind nicht zu verachten.«

»Das kann ich mir lebhaft vorstellen. Aber wie sind Sie zu dieser Position gekommen?«

»Wir sind dem Markt immer um einen Schritt voraus. Wir erkannten die Chance schneller als alle anderen. Als Andrew Kerton mich vor zehn Jahren holte, wollte er sich wahrscheinlich nur mit einem Firmenableger auf einem lukrativen Geschäftsfeld positionieren. Ich bin sicher, er hatte keine Ahnung, welche Dimensionen das Ganze eines Tages annehmen würde. Damals, in den achtziger Jahren, als alle Welt Lateinamerika abgeschrieben hatte, haben wir die Leute dazu überredet, wieder in den Markt zu gehen. Meistens Lateinamerikaner, die Geld im Ausland angelegt hatten. Dann haben wir uns mit Chalmet, einer Schweizer Privatbank, zusammengetan. Die hatten eine Menge Kunden, die regelrecht darauf brannten, ihr Geld wieder in der Region zu investieren.«

Er hielt inne und nahm einen Zug aus seiner Zigarette. Ein prüfender Blick traf mich; er wollte sehen, ob er meine ungeteilte Aufmerksamkeit hatte. Er hatte sie.

»Dann begannen die großen Handelsbanken, die in den siebziger Jahren Milliardenkredite in die Region gepumpt hatten, ihre Anleihen zu Schleuderpreisen auf den Markt zu werfen. Wir halfen ihnen. Die Transaktionen liefen über uns. Anfang der neunziger Jahre wurden viele dieser An-

leihen in sogenannte Bradys umgewandelt. Wir handelten mit ihnen, vermittelten sie an neue Investoren. Und in den letzten Jahren waren die Leute auch wieder bereit, frisches Geld in Lateinamerika zu investieren. Wir haben die Emission von Anleihen für alles und jeden organisiert, angefangen von brasilianischen Glasmanufakturen bis hin zur Republik Argentinien.«

»Haben Sie denn keine Konkurrenz?«

Ricardo lachte leise in sich hinein. »Aber gewiß doch. Alle wollen sie mitmischen. Aber wir waren die ersten, wir haben die Kontakte, wir haben die besten Leute. Wenn jemand eine Lateinamerikaanleihe plazieren will, dann weiß er, daß er uns beteiligen muß. So sind nun einmal die Regeln.«

»Und wenn sie gebrochen werden?«

»Dann erleidet die Anleihe Schiffbruch. Ohne uns geht gar nichts.«

»Eine ausgesprochen komfortable Position!« sagte ich.

Ricardo nickte. »Aber wir müssen immer auf der Hut sein. Daher liegt mir soviel daran, stets die besten Leute im Markt zu haben. Ohne die sind wir nichts.«

Durch das Fenster des kleinen Konferenzzimmers blickte ich hinaus in den Börsensaal, in dem sich Schreibtische und Elektronik drängten, Männer und Frauen in Telefone sprachen, wählten, auf Bildschirme starrten und umherließen. Gedämpft drang der Lärm dieser Geschäftigkeit durch die Glaswände. Ich fragte mich, was diese Leute machten, mit wem sie telefonierten, worüber sie sprachen. Zahlen flimmerten über die vielen Bildschirme. Was hatte das alles zu bedeuten?

Jenseits dieser geheimnisvollen Aktivitäten begann eine

weite, blaue Fläche – der Himmel über den Londoner Docklands.

Ricardo folgte meinem Blick. »Sie sind jung. Intelligent. Ehrgeizig. Und unterschiedlichster Herkunft, vom Vertreter des argentinischen Hochadels bis hin zum Abgänger einer integrierten Gesamtschule. Viele sind wir nicht, dafür aber eine Elite. Für Trittbrettfahrer ist hier kein Platz. Jeder von uns muß seinen Beitrag leisten.«

Ich nickte. Schweigend wartete Ricardo auf meine nächste Frage. Unwillkürlich hätte ich gern gefragt: »Und was zum Teufel soll ich dann hier?« Statt dessen entschied ich mich für die etwas intelligentere Variante: »Was ist mit den Emerging Markets, den Schwellenländern, außerhalb Lateinamerikas?«

»Gute Frage. In Asien können wir nicht viel bewegen. Da gibt es eine Menge Banken, und der Rentenmarkt ist ziemlich langweilig. Osteuropa ist schon interessanter, obwohl es dort inzwischen auch schon beinahe seriös geworden ist. Wissen Sie, daß Slowenien ein Rating von immerhin einem ›A‹ erhält? Fast so gut wie Italien.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Aber Rußland, das lohnt sich. In mancherlei Hinsicht ähnelt es den lateinamerikanischen Ländern, und die Profitchancen sind mindestens genausogroß, wenn nicht sogar größer.«

»Also deshalb sind Sie an mir interessiert?«

»Getroffen. Ich brauche jemanden, der Russisch spricht, wirtschaftliche Zusammenhänge begreift und intelligent ist. Jemanden, den ich heranführen kann an die Art, wie wir hier unsere Geschäfte machen. Jemanden, der hungrig,

aber auch loyal ist. Vor kurzem hatten wir Ärger mit unserem Osteuropa-Team. Ich weiß nicht, ob Jamie Ihnen davon erzählt hat.«

»Sie haben die Firma verlassen, nicht wahr? Und sind zu Bloomfield Weiss gegangen?«

»Richtig«, sagte Ricardo. Seine Stimme blieb ruhig, aber sein Ehering begann, wie wild zu tanzen. »Das war mein Fehler. Ich habe sie eingekauft, und sie haben mich für jemanden im Stich gelassen, der ihnen mehr zahlte. Ich war zu vertrauensselig. Ich habe sie schalten und walten lassen. In Zukunft verlasse ich mich nur noch auf meine eigenen Leute. Leute, auf deren Loyalität ich bauen kann. Den Leuten dort draußen vertraue ich. Wir sind ein Team, wir arbeiten zusammen und verdienen gemeinsam unser Geld. Viel Geld. Sehen Sie den Burschen dort? Jener, der etwas asiatisch aussieht?«

Ich folgte Ricardos Blick und sah einen untersetzten Mann von etwa vierzig, der in einen Hörer lachte. »Ja, ich habe ihn vorhin kennengelernt. Pedro Soundso, nicht wahr?«

»Richtig. Pedro Hattori. Japanisch-brasilianischer Herkunft. Das ist mein Cheftrader. Letztes Jahr waren seine Einkünfte achtstellig.«

Einen Augenblick lang mußte ich die Nullen im Kopf aufmarschieren lassen. Acht Stellen! Himmel! Das waren mehr als zehn Millionen Pfund. Oder Dollar oder sonstwas. Jedenfalls mehr Geld, als nach meiner naiven Vorstellung irgendein einzelner Mensch verdienen konnte.

Offenbar war mir meine Verblüffung anzusehen. Ricardo lachte. »Wieviel verdienen Sie?«

»Vierzehntausendsiebenhundertfünfzig Pfund pro Jahr«, sagte ich. »Plus Ortszuschlag für London.«

»Nun, wenn Sie bei uns anfangen, bekommen Sie sofort dreißigtausend Pfund im Jahr. Jeder Profit, den Sie für uns erzielen, schlägt sich in einem Bonus nieder, der Ihnen zusätzlich zum Grundgehalt gutgeschrieben wird. Wieviel, hängt ganz allein von Ihnen ab. Wie hört sich das an?«

»Umwertend.«

»Gut. Dann erzählen Sie mir ein bißchen von sich. Warum wollen Sie bei uns anfangen?«

Ich wollte die Sätze herunterbeten, die ich mir zurechtgelegt hatte. »Mich haben die Finanzmärkte schon immer fasziniert ...«

Doch er unterbrach mich mit einer Handbewegung. »Ersparen Sie mir die Lyrik, Nick. Seit sechs Jahren studieren Sie Russisch. Wenn Sie die Finanzwelt wirklich so interessant fänden, würden Sie irgendwo in einer Bank arbeiten. Und wir würden dieses Gespräch nicht führen.«

Er blickte mich durchdringend mit seinen blauen Augen an, während er geduldig auf die Wahrheit wartete. Ich erinnerte mich daran, was Jamie mir eingeschärft hatte: »Was auch immer du tust, erzähl Ricardo keinen Scheiß. Er will nur wissen, wer du bist und was du willst. Dann fällt er seine Entscheidung.«

Immerhin hatte ich es Jamie zu verdanken, daß ich überhaupt hier saß. Also würde ich mich strikt an seinen Rat halten.

»Als ich Oxford verließ, war das Bankwesen das letzte, worauf ich Lust hatte«, sagte ich. »Die Anzüge, die Handys, die idiotischen Gehälter, die Geldgier.«

Ricardo hob die Augenbrauen. »Und, was hat sich geändert?«

»Ich brauche das Geld.«

»Warum?«

»Braucht nicht jeder Geld?«

»Der eine mehr, der andere weniger.«

Ich hielt inne. Wieviel sollte ich ihm erzählen? Jamie meldete sich wieder in meinem Hinterkopf.

»Ich brauche es dringender als die meisten«, sagte ich.

»Ich muß eine hohe Hypothek bezahlen, und meine Dozentenstelle läuft Ende des Semesters aus.«

»Und wann ist das?«

»Freitag.«

»Ich verstehe. Haben Sie keine Alternative in Aussicht?«

»Kaum. Die Posten für Russischdozenten werden abgebaut, und es gibt 'ne Menge von meiner Sorte. Die meisten sind besser qualifiziert. Ich habe schlechte Karten.«

Ricardo nickte. »Dann sind Sie also hungrig. Das gefällt mir. Fragt sich nur, wie hungrig Sie sind.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ganz einfach. Sind Sie zufrieden, wenn Sie einen hübschen Posten und ein hübsches Gehalt haben und Ihre hübsche kleine Hypothek abbezahlen können?«

»Nein«, sagte ich. »Wenn ich mich hierauf einlasse, will ich wirkliches Geld verdienen.«

Abermals hob Ricardo die Augenbrauen. »Und was tun Sie, wenn Sie's haben?«

»Kündigen. Lesen.«

Die Augenbrauen wanderten noch ein Stück weiter nach

oben. »Ist das nicht genau das, was Sie im Augenblick gerade tun?«

Ich seufzte. »Nein. Im Augenblick bin ich damit beschäftigt, wissenschaftliche Aufsätze zusammenzuschusttern, Anfängerübungen abzuhalten und Verwaltungskram zu erledigen. Eine Menge Verwaltungskram. Und mit all dem verdiene ich nicht genug, um meine Wohnung zu bezahlen. Ich sitze in der Falle. Und das hier ist ein Ausweg.«

Aufmerksam hörte Ricardo zu, konzentrierte sich ganz auf mich und gab mir das Gefühl, daß ich für ihn der wichtigste Mensch auf der Welt war. Ob ich wollte oder nicht, ich fühlte mich geschmeichelt.

»Verstehe«, sagte er. »Aber wie kommen Sie auf die Idee, daß Sie hier zu irgend etwas nütze sein könnten? Sicher, auf akademischem Gebiet haben Sie etwas geleistet. Ein hervorragendes Examen in Politologie und Wirtschaftswissenschaften in Oxford. Den Magister in *Development Economics*. Eine glänzende Beurteilung Ihres Dekans an der School of Russian Studies. Aber woher sollen wir wissen, daß Sie all das auf die Welt der harten Fakten anwenden können?«

»Ich bin sicher, daß ich es kann«, sagte ich. Einen Augenblick lang überlegte ich, während ich versuchte, etwas in Worte zu fassen, was ich sogar mir gegenüber nur ungern zuzugeben bereit war, ganz zu schweigen vor jemand anders. Aber ich wußte, wenn ich diesen Job haben wollte, mußte ich Ricardo von mir überzeugen. »Mir gefällt die russische Literatur, mir gefällt es, sie zu lesen und anderen zu vermitteln. Aber ich habe mit ansehen müssen, wie meine Studienkollegen die Uni verlassen und ein Vermö-

gen in der City gemacht haben. Und die sind ganz bestimmt nicht intelligenter als ich. Sie haben auch keine wie auch immer geartete Begabung im Geschäftlichen, die mir abginge. Ich will mir beweisen, daß ich ihnen in nichts nachstehe. Ich bin fleißig und habe eine rasche Auffassungsgabe. Ich werde mich durchsetzen.«

»Sind Sie ein Workaholic?« fragte er.

Ich grinste. »Nur anfallsweise.«

Ricardo entspannte sich und lächelte zurück. »Nun, Jamie hat gesagt, Sie seien der intelligenteste Mensch, den er kennt. Und ich vertraue Jamies Urteil.« Er wartete auf meine Reaktion, doch ich hielt mich bedeckt. Zunächst wollte ich natürlich protestieren, aber dann zog ich es vor, den Mund zu halten. Guter alter Jamie, dachte ich. Seit jeher neigte er zu Übertreibungen, aber dieses Mal nahm ich sie ihm nicht übel.

»Da ist noch etwas, was ich gern wissen würde«, fuhr Ricardo fort. »Wie verträgt es sich mit Ihren moralischen Grundsätzen, in der City zu arbeiten? Man wird Ihnen in *Development Economics* kaum erzählt haben, daß die Dritte Welt am Kapitalismus genesen wird.«

»Richtig«, sagte ich. »Vor noch nicht allzulanger Zeit hätte man meine wirtschaftspolitischen Vorstellungen durchaus als sozialistisch bezeichnen können. Doch dann habe ich zwei Jahre in Rußland gelebt und wurde Zeuge, wie um mich herum das sowjetische System zerfiel. Ich habe mit eigenen Augen mit ansehen müssen, was für eine Katastrophe staatliche Planwirtschaft anrichten kann.«

»Dann glauben Sie jetzt also an den freien Markt?«

Ich schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, ich glaube an gar

kein ökonomisches System. Es gibt einfach zu viel Elend in der Welt, und ich habe zu viele russische Romane gelesen, um zu glauben, daß wir viel daran ändern können. Das hat es immer gegeben und wird es immer geben.«

»Ich glaube, Sie irren sich«, sagte Ricardo. Er lehnte sich nach vorn und suchte wieder meinen Blick. »Nehmen Sie beispielsweise Lateinamerika. Die achtziger Jahre waren ein Jahrzehnt der Armut und Hoffnungslosigkeit. Der ganze Kontinent hat einen Riesenschritt rückwärts getan. Und warum? Weil das internationale Kapital ausblieb. Gut, daran waren auch die Dummheit der Banken schuld, die in den siebziger Jahren zuviel Geld verliehen hatten, und die korrupten Politiker, die es geliehen hatten. Das will ich gerne konzedieren. Doch nun sieht die Situation sehr viel freundlicher aus. Jetzt fließt das ausländische Geld wieder in die Region zurück, was nicht zuletzt unser Verdienst ist. Und diesmal wird es für Dinge ausgegeben, die tatsächlich Gewinne abwerfen werden. Fabriken, Straßen, Bildungswesen. Dinge, die das Leben von Millionen von Menschen verändern werden. Ich bin stolz darauf, daß ich daran beteiligt bin.«

»Ich hoffe, Sie behalten recht«, sagte ich, konnte aber einen leisen Zweifel in meiner Stimme nicht ganz unterdrücken.

»Ich sehe schon, ich habe Sie nicht überzeugen können.« Ricardo lehnte sich zurück und lächelte. »Wie dem auch sei, eine gesunde Portion Realismus tut unserem Geschäft keinen Abbruch.« Er hielt für einen Moment inne und nahm einen Zug aus seiner Zigarette, ohne die Augen von mir abzuwenden. Sie waren tiefblau und standen in auffäll-

ligem Gegensatz zu seinem dichten schwarzen Haar und der sonnengebräunten Haut. Willenskraft und scharfe Intelligenz verrieten sie, wirkten aber durchaus freundlich und nicht beunruhigend. »Keine Angst«, schienen sie sagen zu wollen, »ich bin auf deiner Seite.« Obwohl ich ihn erst seit einer Viertelstunde kannte, fühlte ich mich zu Ricardo Ross hingezogen. Ich verstand mit einem Mal, warum Jamie so große Stücke auf ihn hielt.

Ich saß einfach da und wartete, daß er zu einem Urteil und einer Entscheidung kam.

Sie ließ nicht lange auf sich warten. »Gut«, sagte er. »Entschuldigen Sie mich für einen Augenblick. Ich möchte kurz mit meiner Truppe Rücksprache halten.«

Er ließ mich im Konferenzzimmer zurück, während er an seinen Schreibtisch ging. Ich sah, daß er die Leute zusammenrief, die ich vorhin kennengelernt hatte. Pedro Hattori war dabei, dann der hochgewachsene argentinische Aristokrat, die Amerikanerin, die die Marktforschungsabteilung leitete, der Trader mit dem Cockney-Akzent, ein mexikanischer Verkäufer, ein Franzose, dessen Funktion ich vergessen hatte, und schließlich erkannte ich noch das blonde Haar und die breiten Schultern von Jamie, der mir den Rücken zuwandte. Er hatte zweifellos gute Vorarbeit für mich geleistet.

Die folgenden drei Minuten schienen ewig zu dauern, doch schließlich löste sich die Gruppe auf, und Ricardo kam zurück. Er streckte mir die Hand entgegen. »Willkommen an Bord«, sagte er mit einem gewinnenden Lächeln.

Einen kurzen Augenblick zögerte ich. Sollte ich noch

einmal darüber nachdenken? Wollte ich mein bisheriges Leben wirklich aufgeben und es für eines in der City ein-tauschen?

Dreißigtausend im Jahr Minimum oder gar nichts?

Ich dachte an den Brief, den mir eine Woche zuvor der liebenswerte Mr. K. R. Norris von der Baugesellschaft ge-schrieben hatte. Falls ich nicht binnen dreißig Tagen die überfälligen Hypothekenzinsen zahlte, würde meine Woh-nung wieder der Gesellschaft gehören.

Die Entscheidung war einfach. Ich ergriff seine Hand.
»Danke.«

»Wir sehen uns Montag morgen um sieben«, sagte Ri-cardo.

»Ich werde pünktlich sein«, erwiderte ich und ging zur Tür.

»Oh, eines wäre da noch.«

Ich wandte mich um. Ricardo betrachtete meinen An-zug. Polnisch. Hundert Prozent Polyester. Ich trug ihn nur, wenn es sich gar nicht anders vermeiden ließ.

»Wie viele Anzüge haben Sie?«

»Äh ... Einen.«

Ricardo zog ein Scheckbuch aus der Tasche und schrieb etwas mit einem schmalen Füller hinein. Dann riß er den Scheck heraus und reichte ihn mir. »Besorgen Sie sich da-für etwas zum Anziehen und zahlen Sie es mir zurück, wann immer es Ihnen paßt.«

Ich steckte den Scheck ein, und Ricardo brachte mich zu den Aufzügen. Im Hinausgehen begegnete ich Jamies Blick. Breit grinste er mich an.

Während der Lift die vierzig Stockwerke bis zum Erdge-

schoß in rasender Geschwindigkeit überwand, entfaltete ich den Scheck. Er war groß und trug ein kompliziertes grünes Muster. Ausgestellt war er auf Ricardos Privatkonto bei einer Bank, von der ich noch nie etwas gehört hatte. In eleganten Schriftzügen und schwarzer Tinte stand dort zu lesen: »Zahlen Sie gegen diesen Scheck an Nicholas Elliot fünftausend Pfund aus.«

»Glückwunsch, Nick!«

Kate blickte mich mit ihren großen haselnußbraunen Augen an und nahm einen Hefen Schluck aus ihrem Champagnerglas. Jamie und sie waren zu mir gekommen, um mit mir zu feiern.

»Gratuliere nicht mir, gratuliere deinem Mann. Unglaublich, was er Ricardo für Lügen aufgetischt hat.«

»Tu immer das, was du am besten kannst«, sagte Jamie mit seinem gewinnenden, offenen Lächeln. »Nein, im Ernst, das hatte schon seine Richtigkeit. Ricardo sucht exakt so jemanden wie dich. Und ich weiß, du wirst ihn nicht enttäuschen.« Er lachte. »Das solltest du auch nicht. Oder du mußt dich nicht nur nach einer neuen Stellung umsehen.«

»Jedenfalls vielen Dank, Jamie.«

»Ich freue mich darauf, mit dir zusammenzuarbeiten. Genau wie damals bei den Hemmings-Tutorien, weißt du noch?«

»Ich hoffe im Interesse von Dekker Ward, daß du mehr über Märkte weißt als über Platon.«

»Da gibt's keinen Unterschied. Schatten an den Wänden einer Höhle. Das wirst du noch früh genug merken.«

Jamie und ich waren Freunde, seit wir in unserem ersten Oxfordsemester zusammen dasselbe Tutorium besucht hatten. Dabei waren wir ganz verschieden. Jamie ging das Universitätsleben viel energetischer an als ich, wobei eine Leidenschaft die andere ablöste: Rugby, Trinken, elegante Partys, anrüchige Partys, zur Schau getragene Langeweile. Nur einer Leidenschaft blieb er treu – den Frauen. Bei denen kam er vorzüglich an mit seinen strahlenden blauen Augen und dem gewinnenden Lächeln, das jeden für ihn einnahm, mit dem er zu tun hatte. Ich folgte seinem bunten Treiben belustigt aus einiger Entfernung. Groß, dunkelhaarig, etwas unscheinbar und schüchtern, wie ich war, hatte ich weniger Glück bei den Frauen als er. Aber wir hatten viel Spaß zusammen. Und nach dem Studium war unsere Freundschaft noch enger geworden.

»Es will mir einfach nicht in den Kopf, daß du ein Bunker wirst!« rief Kate aus. »Vor allem nach all den Vorwürfen, mit denen du Jamie überschüttet hast.«

»Ich weiß. Unglaublich, aber wahr.«

»Also, wann legst du dir den BMW zu? Außerdem brauchst du ein Handy und Hosenträger.«

»Hör auf, Kate, immer eins nach dem andern«, sagte Jamie. »Hast du Nadelstreifenunterwäsche, Nick?«

»Trägt Ricardo etwa Nadelstreifenunterwäsche?« wollte Kate spöttisch wissen.

»Woher zum Teufel soll ich das wissen?«

»Na ja, ich dachte nur, wo ihr bei Dekker Ward doch alle ein Herz und eine Seele seid ...«

»Meine Baumwollenen mit Eingriff tun's auch«, sagte ich. »Ich habe auch meinen Stolz.«

Wir tranken unseren Champagner. Ich war guter Dinge und freudig erregt. Nach und nach stellte sich das Gefühl ein, die richtige Entscheidung getroffen zu haben.

»Na, was hältst du vom *Marketmaker*?« fragte Jamie.

»*Marketmaker*? Wer ist das? Ricardo?«

»Ja. Das ist sein Kampfname. Stammt aus der Zeit, als er so ziemlich der einzige auf der Welt war, der die Nachfrage nach lateinamerikanischen Anleihen künstlich schaffen konnte. Jetzt handelt ja jeder mit ihnen, aber er hat aus dem Markt das gemacht, was er heute ist.«

»Ich war schon einigermaßen beeindruckt. Aber ich glaube, alles andere hätte mich auch schwer enttäuscht. Überrascht hat mich, wie umgänglich er ist. Natürlich ist er kein Durchschnittstyp, das merkt man schon. Trotzdem hat er mich absolut ernst genommen.«

»Das ist gar nicht so ungewöhnlich«, sagte Kate.

»Ich weiß nicht. Man sollte meinen, daß jemand wie ich für einen Mann mit so viel Macht ein Nichts darstellt. Er geht normalerweise mit Staatschefs um, nicht mit arbeitslosen Akademikern.«

»Das eben gehört zu seinem Geheimnis«, sagte Jamie. »Egal, wer du bist, er gibt dir das Gefühl, etwas Besonderes zu sein. Dabei spielt es keine Rolle, ob du der Finanzminister von Mexiko bist oder der Laufbursche.«

»Wenigstens kannst du jetzt die Wohnung behalten«, sagte Kate und blickte sich in dem kleinen Wohnzimmer um. Es war recht hübsch und hatte eine Terrassentür, durch die man in einen kleinen Garten gelangte. Aber der Raum war winzig, so winzig wie die ganze Wohnung. Sie bot kaum Platz genug für all meine Bücher, von Menschen ganz

zu schweigen. Im nachhinein konnte ich nicht begreifen, daß Joanna und ich so viel Geld für so wenig Platz ausgegeben hatten. Zugegeben, die Lage war günstig – nur ein paar Minuten zu Fuß von Primrose Hill im Norden Londons. Trotzdem, sechs Jahre später hatten die Wohnungspreise immer noch nicht wieder den Stand erreicht, auf dem sie sich beim Kauf der Wohnung befunden hatten. Manchmal zweifelte ich daran, ob sie das je wieder schaffen würden.

»Ja, ich bin froh«, sagte ich. »Ich habe mich doch sehr an sie gewöhnt und hätte sie nur höchst ungern wieder an die Wohnungsbaugesellschaft abgetreten.« Auf den Brief, mit dem ich Mr. Norris über die Veränderung meiner Vermögensverhältnisse zu informieren gedachte, freute ich mich schon sehr.

»Joanna verstand vielleicht nicht viel von Geld, aber Geschmack hatte sie«, meinte Jamie.

»Sie war entsetzlich!« sagte Kate. »Du bist immer viel zu schade für sie gewesen, Nick. Und wie sie dich mit dieser Wohnung hat sitzenlassen!«

Ich lächelte Kate an. Immer, wenn das Gespräch auf Joanna kam, ging ihr Temperament mit ihr durch. Ihre Parteinahme tat mir gut. Die Beziehung zu Joanna hatte meinen zweijährigen Rußlandaufenthalt heil überstanden, und bei meiner Rückkehr hatten wir beschlossen, ein Haus zu kaufen. Wir hielten das für eine gute Investition. Joanna, die über eine zweijährige Praxis in einer Handelsbank verfügte, hatte sich um die finanziellen Angelegenheiten gekümmert und auch die Wohnung entdeckt. Als wir uns drei Jahre später trennten und sie sich mit einem amerikanischen Investmentbanker nach New York absetzte, hatte

sie mir ihre Hälfte der Wohnung nebst allen Möbeln überlassen. Dafür hatte ich ihre Hypothekenverpflichtungen übernehmen müssen. Damals schien das ein gutes Geschäft zu sein, zumal sie das gesamte Eigenkapital aufgebracht hatte. Doch leider zeigte sich mein Gehalt nicht ganz den damit verbundenen Belastungen gewachsen.

Bis jetzt zumindest.

Kate fröstelte. »Kalt ist es hier. Kannst du nicht die Heizung anmachen?«

»Äh, nein«, sagte ich. »Aber das macht praktisch nichts. Bei der alten Dame über mir sind es für gewöhnlich fast dreißig Grad. Die heizt gewissermaßen für mich mit.«

»Wärme steigt nach oben«, meinte Jamie trocken.

Verlegen schwieg Kate. Situationen wie diese ergaben sich häufig mit meinen finanziell bessergestellten Freunden. Für sie war das Bezahlen von Rechnungen eine lästige Pflichtübung und kein finanzielles Problem, das sich nie ganz lösen, sondern nur immer wieder hinausschieben ließ. Dann hellte sich ihr Gesicht auf. »Hör mal, das kannst du dir doch jetzt leisten. Wenn du willst, kannst du deine Wohnung den ganzen Sommer hindurch in ein tropisches Paradies verwandeln.«

»Das stimmt«, sagte ich. Doch das eigentliche Problem bestand darin, daß der Heizkessel im Februar kaputtgegangen war. Der Boiler ging zwar noch, aber nicht mehr die Heizung. Die Reparatur war auf achthundert Pfund veranschlagt worden. Es war ein kalter Winter gewesen, und auch der Frühling war unfreundlich. Aber Kate hatte recht, ich konnte mir jetzt einen neuen Heizkessel leisten. Und die feuchte Stelle in der Küche würde ich auch gleich aus-

bessern lassen. Ja, vielleicht war auch noch der Kauf von einem Paar neuer Schuhe drin.

Ich hatte ganz einfach die Nase voll vom Leben an der Armutsgrenze. Ein armer Student zu sein, das war vertretbar. Ein armer Doktorand, das ging gerade noch an. Aber ich war jetzt fast dreißig und konnte mir noch immer keinen vernünftigen Urlaub, kein Auto und keinen neuen Heizkessel leisten. Das nervte. Im letzten Jahr hatte einer meiner Studenten trotz eines ziemlich durchschnittlichen Examens eine Stellung als Unternehmensberater mit achtzehntausend Pfund im Jahr ergattert, fünftausend Pfund mehr als ich. Und das mit zweiundzwanzig!

Jamie schien meine Gedanken zu erraten. »Weißt du, das Leben ändert sich«, sagte er.

»Das war der Zweck des Ganzen.«

»Bei Dekker Ward wird hart gearbeitet. Nicht, daß dich Ricardo vierundzwanzig Stunden am Tag beansprucht, er gibt sich sicherlich auch mit den Stunden zufrieden, die du nicht zum Schlafen brauchst.«

»Ha!« schnaubte Kate verächtlich.

Ich sah sie an und begriff. Nun, ich war Single. Niemand würde auf mich warten. »Ich kann hart arbeiten, wie du weißt.«

»Schon, aber wir wollen mal abwarten, wie das morgens um sieben aussieht.«

Ich lachte. »Ich wollte schon immer wissen, wie die Welt um diese Uhrzeit aussieht. Das werde ich ja nun herausfinden.«

»Und du wirst das Rugbyspielen aufgeben müssen«, sagte Jamie.

»Meinst du? Ich krieg' das schon irgendwie unter einen Hut. Vielleicht muß ich hin und wieder das Training ausfallen lassen, aber die Mannschaft braucht mich.« Ich war die beste Nummer acht in der Rugbymannschaft der School of Russian Studies. Ohne mich würde es schwer werden für sie.

»Vergiß es«, sagte Jamie. »Als ich bei Gurney Kroheim war, habe ich noch ein bißchen gespielt, aber als ich zu Dekker Ward ging, war Schluß damit. Die Reisen machen dir einen Strich durch die Rechnung. Praktisch ohne Vorwarnung mußt du übers Wochenende weg. Das macht keine Mannschaft lange mit.«

Ich registrierte Kates Blick. Nicht nur Rugbymannschaften schienen darunter zu leiden. »Schade«, sagte ich. »Es wird mir fehlen.«

»Mir fehlt es auch«, sagte Jamie. »Ich kann mich zwar einigermaßen in Form halten, aber das ist nicht wirklich dasselbe. Zum Glück kann ich meine Aggressionen jetzt auf andere Art herauslassen.«

Jamie war ein sehr guter Spieler gewesen, besser als ich. Am Magdalen College hatte er hinter mir als *scrum half* gespielt. Er war klein, stämmig, mit breiten Schultern und kräftigen Beinen und hielt den Angriffen von Spielern stand, die doppelt so groß waren wie er. Ich hatte ihn auch als furchtlosen Angreifer erlebt. Ich werde nie vergessen, wie er die Nummer acht der All Blacks, des neuseeländischen Nationalteams, ausgeschaltet hat, als sie am Gedränge an ihm vorbeifegte. Jamie bestritt sogar einige Spiele für die Universitätsmannschaft, und wenn ihn die anderen Aspekte des Universitätslebens nicht so sehr abgelenkt hätten, dann wäre er sicherlich Stammspieler für Oxford ge-

worden. Nun hatte er all seine Aggressionen, wie er sagte, in den Dienst von Dekker Ward gestellt.

Er leerte sein Glas und griff zur Champagnerflasche.
»Leer. Soll ich gehen und noch eine holen? Um die Ecke ist doch ein Geschäft, oder? Der Tisch ist erst für halb neun bestellt. Da bleibt uns noch 'ne halbe Stunde.«

»Ich gehe sie holen«, sagte ich.

»Nein. Ich bin dran. Dauert doch nur einen Moment.« Damit griff er sich seinen Mantel und ging.

Einen Augenblick schwiegen Kate und ich. Sie lächelte mich an. Die Jahre hatten sie attraktiver werden lassen. Sie war schon immer mehr hübsch als schön gewesen mit ihrem kurzen braunen Haar, dem fröhlichen Lächeln und diesen großen Augen. Die Entwicklung vom jungen Mädchen zur Frau und Mutter hatte sie verändert. Ihre Figur war voller und weicher geworden, und seit der Geburt ihres Sohnes strahlte sie eine innere Heiterkeit aus, die ich sehr anziehend fand.

Kate hatte mir schon bei unserer ersten Begegnung gefallen. Das war auf einer hoffnungslos überfüllten Party in der Cowley Road gewesen, wo sie auf halbem Weg die Treppe hoch im Gewühl steckengeblieben war. Später waren wir uns zufällig wieder über den Weg gelaufen. Während des letzten Semesters in Oxford hatte ich sie mit Jamie bekannt gemacht, der nicht lange gefackelt hatte. Ausnahmsweise war die Beziehung von Dauer gewesen, und drei Jahre später waren sie verheiratet. Ein Jahr darauf hatte Kate einen Sohn bekommen, mein Patenkind. Ihm zuliebe hatte sie ihre Stellung in einer großen Anwaltskanzlei in der City aufgegeben.

»Wie geht es Oliver?« fragte ich.

»Oh, ganz hervorragend. Er löchert mich, wann du endlich einmal wieder vorbeikommst und Captain Avenger mit ihm spielst.«

Ich lächelte. »Ich hatte gehofft, der Captain sei inzwischen out.«

»Ich wünschte, er wäre es.«

Kate nahm wieder einen Schluck aus ihrem Glas.

»Bist du dir sicher, daß du die richtige Entscheidung getroffen hast, Nick?«

Aufrichtige Sorge schwang in ihrer Stimme mit. Das beunruhigte mich. Kate hatte einen gesunden Menschenverstand, und sie kannte mich nur allzu gut.

»Ja«, sagte ich, mit mehr Zuversicht, als mir eigentlich zumute war. »Schließlich gefällt es Jamie doch ausnehmend gut bei Dekker Ward, oder?«

»Ja«, sagte sie ausdruckslos, »so könnte man es auch nennen.«

ZWEI

Die Luft schlug mir kalt und frisch entgegen, als ich durch die Straßen von Islington fuhr. Morgens um halb sieben war es im Londoner Verkehr mit dem Fahrrad sehr viel angenehmer als um die Mittagszeit, obwohl ich überrascht war, wie viele Autos schon zu dieser frühen Tageszeit unterwegs waren.

Die Sonne stand noch tief im Osten, eine bleiche, verschwimmende Kugel, verdeckt von einem letzten Rest Morgen Nebel. Tapfer zwängten sich ein paar junge Bäume durch Risse im Straßenpflaster und schwangen ihre knospenden Zweige gegen die dräuende Silhouette der hochaufragenden Gebäude. Dem Grün, das sich hier und da in der Stadtlandschaft behauptete, fügten die Osterglocken ein paar Farbtupfer hinzu. In den seltenen Pausen des Verkehrslärms vernahm ich gelegentlich einen Vogel, der triumphierend seine Besitzansprüche auf einen schäbigen Strauch oder Baum anmeldete.

Ich war bemüht, das Tempo etwas zu drosseln, obwohl das nicht ganz leicht war angesichts des ungewohnten Anblicks von hundert Meter freier Straße vor mir. Mein Fahrrad sah zwar aus, als sei es ein paarmal zu oft von der Lauffläche eines Lastwagens gefallen, ließ aber recht ordentliche Geschwindigkeiten zu. Ich hatte es vor zwei Jahren auf

einer Polizeiauktion erstanden, weil mir das Mißverhältnis von Erscheinungsbild und Leistung gefallen hatte: Wenn es in einer Reihe mit anderen Rädern stand, wurde es mit Sicherheit als letztes gestohlen. Doch an diesem Morgen wollte ich es langsam angehen lassen, um nicht völlig durchgeschwitzt anzukommen.

Ich trug einen der drei neuen Anzüge, die ich mit Ricardos Geld erstanden hatte. Es war mir unmöglich gewesen, mehr als dreihundert Pfund für einen Anzug auszugeben, und selbst das hatte mich Überwindung gekostet. Für zwei Paar modische Schuhe hatte ich je sechzig Pfund hingeblättert. Obwohl mir noch der größte Teil der fünftausend Pfund geblieben war, sah ich eleganter aus als je zuvor in meinem Leben. Sogar die Haare hatte ich mir schneiden lassen.

Ich kurvte durch die City und weiter zur Commercial Road. Rechts ragte hoch und weiß der Canary Wharf Tower auf. Weit erhob er sich über die Textil- und Gewürzläden von Limehouse, ein solider weißer Quader, der sich im Dunst verlor. Durch die Schwaden flimmerte weit oben ein einsames, verlorenes Licht. Dort würde ich mich gleich befinden und London aus der Vogelperspektive betrachten. Ich fragte mich, ob man von dort oben die School of Russian Studies sah.

Innerlich stöhnte ich auf bei der Erinnerung an mein letztes Zusammentreffen mit dem Dekan Russell Church. Wütend war er, als ich ihm mitteilte, daß ich meine Lehrtätigkeit beenden wollte. Doch bevor ich nicht meinen Doktor gemacht hatte, wozu ich noch mindestens ein halbes Jahr brauchte, konnte er mir keine feste Anstellung ver-

sprechen, und selbst dann sah es nicht sehr rosig aus. Es tat mir leid, daß ich ihn enttäuscht hatte, aber mir blieb keine andere Wahl. So konnte es nicht weitergehen.

Als ich jetzt die Westferry Road hinunterradelte und die Ruinen des Eastends hinter mir lagen, fühlte ich mich besser. Zu beiden Seiten hatte ich jetzt Wasser, auf der einen die Themse bei Hochwasser und auf der anderen das West India Dock. Vor mir lag der glitzernde Canary Wharf-Komplex mit seinem riesigen Turm, der von einer dicken Mauer kleinerer, aber immer noch stattlicher Bürogebäude umgeben war. Plötzlich wurde alles sauber und ordentlich, von den gepflegten Rasenflächen und Blumenbeeten des Westferry Circus bis zu den frisch gestrichenen blauen Kränen, die wie schwere Geschütze die Zufahrten zum Kai bewachten. Links glitt ein führerloser Zug auf dem erhöhten Gleis der Docklands Light Railway lautlos in einen Bahnhof, der fünfzehn Meter über dem Wasser lag.

An der Sicherheitskontrolle vorbei fuhr ich in die Tiefgarage, deren eine Ecke von Dekker Ward angemietet worden war. Ich fragte den Parkwächter, wo ich mein Fahrrad abstellen konnte. Er wies auf einen Pulk Motorräder: eine Harley-Davidson und drei BMWs. Die Garage wurde von einer weiteren großen Investmentbank mitbenutzt, und die Plätze waren bereits zur Hälfte von den Wagen der Investmentbanker belegt. Fast ausschließlich deutsche Fabrikate – Mercedes, Porsche und BMW. So massiert auftretend, verrieten sie einen erstaunlichen Mangel an Phantasie, ein Eindruck, der nur durch eine schwarze, flach geschwungene Corvette und einen roten Ferrari Testarossa etwas ge-

mildert wurde. Ich verzichtete darauf, mein Fahrrad anzuketten. Wenn mich nicht alles trog, würde es hier nicht geklaut werden: eine schäbige Glasscherbe unter kostbaren Juwelen.

Über eine Treppe gelangte ich in den Hof zu Füßen des Turms. Auch hier war alles sehr gepflegt: eine Reihe kleiner Bäume, frisch aus der Baumschule, in der Mitte ein plätschernder Brunnen, saubere Mäuerchen, Bänke aus Edelholz. Zweihundertvierzig Meter ragte der Turm vor mir in den Himmel, immer noch verschleiert vom Nebel und dem Dampf, der aus Rohren unmittelbar unter der Spitze quoll. Selbst um diese Stunde sah man schon einige Menschen. Sie tröpfelten aus dem Eingang des Bahnhofs, aus der Tiefgarage und aus einer Prozession von Taxis, um in den massig hingelagerten Gebäuden an den Ecken des Platzes oder, wie ich, im Zentralgebäude von Canary Wharf zu verschwinden.

Nervös durchquerte ich die ultramoderne Vorhalle mit den typischen Läden der achtziger Jahre – Blazer, City Organiser, Birleys, eine Sushi-Bar – und betrat die braune Marmorhalle des One Canada Square. Ich hatte einen Aufzug ganz für mich allein, ließ mich die vierzig Stockwerke nach oben katapultieren und betrat den Dekker-Ward-Korridor.

Am Empfang nahm ich auf der Kante eines schwarzen Ledersofas Platz und wartete auf Jamie, während mich hin und wieder neugierige Blicke der gepflegten blonden Empfangsdame streiften. Es dauerte nicht lange, dann kam er heraus, streckte mir die Hand entgegen und grinste breit. Auf seinem Schlipス tummelten sich weiße Kaninchen. »Du

hast es tatsächlich geschafft? Hätte ich nicht gedacht. Bist du den ganzen Weg mit dem Fahrrad gekommen?«

»Klar.«

Er musterte mich von oben bis unten. »Hübscher Anzug. Hoffentlich hast du den alten weggeschmissen. Mit der nötigen Vorsicht natürlich! War bestimmt Sondermüll.«

»Ich behalte ihn. Aus sentimental Gründen. Im übrigen ist er wahrscheinlich das einzige hier, was wirklich aus einem Schwellenland kommt.«

Jamie lachte. Seine Kleidung wirkte sehr zurückgenommen, aber ich wußte, daß er in der Jeremy Street und ihrer unmittelbaren Nachbarschaft viel Geld dafür ausgab. Ich sah ihr das nicht an, aber Jamie hatte mir versichert, daß die Leute, mit denen er zu tun hatte, dazu sehr wohl in der Lage waren. Er behauptete jedenfalls, es seien notwendige Ausgaben.

»Na ja, wenn du unbedingt Rad fahren willst, zeige ich dir nachher das Fitneßstudio. Da kannst du dich duschen.«

»Danke der Nachfrage, aber das ist nicht nötig.«

»Glaub mir, Nick. Du gehörst jetzt zur ersten Garde der Banker. Nimm lieber eine Dusche. Aber komm jetzt. Ich zeige dir deinen Schreibtisch.«

Er führte mich durch eine Doppeltür. Nach dem dämmrigen, stillen Empfangsbereich stand ich wie betäubt im plötzlichen Lärm, Licht und geschäftigen Treiben des Börsensaals.

»Leider befindet sich dein Tisch im Außenbereich«, sagte Jamie, während ich noch um meine Fassung rang.

»Der Außenbereich?«

»Ja. Ach so, ich erklär's dir. Siehst du diese Schreibtische hier?« Er zeigte auf eine Gruppe von zwanzig Tischen in der Mitte des Raums, die zu einem Quadrat angeordnet waren und mit der Vorderseite nach außen zeigten. An einem stand Ricardo und telefonierte. Auch die meisten anderen waren besetzt. »Das ist der Innenbereich. Dort sitzen alle Verkäufer und Trader. Eine sinnvolle Aufteilung. Über den inneren Raum hinweg können wir uns miteinander verständigen. Diese Schreibtische hier«, er zeigte auf drei Reihen, die jeweils einer Seite des Quadrats gegenüberstanden, »bilden den Außenbereich. Da sitzt, wer sich nicht im Zentrum des Geschehens befindet, wer mit Kapitalmärkten, Marktforschung, Verwaltung und dergleichen beschäftigt ist.«

Ich muß wohl kein sehr intelligentes Gesicht gemacht haben, denn er sagte: »Macht nichts. Du kannst dich diese Woche zu mir setzen. Dann merkst du rasch, wie's läuft.«

In diesem Augenblick klatschte jemand zweimal in die Hände. Es war Ricardo. »Okay, *Compañeros*, treten Sie näher. Es ist sieben Uhr fünfzehn.«

Ricardo stand an seinem Stuhl und blickte in den Innenraum, der von den quadratisch aufgestellten Schreibtischen gebildet wurde. Alle begaben sich dorthin. Ich beobachtete sie. Sie sahen erwartungsvoll drein, äußerlich ruhig, aber ich spürte die Spannung, während sie sich auf die Arbeit der Woche vorbereiteten. Wie Ricardo angekündigt hatte, war es eine bunt zusammengewürfelte Truppe, wenn auch die meisten einen gepflegten südländischen Eindruck machten. Viele rauchten. Ich erkannte die meisten der Leute wieder, die sich mit mir unterhalten hatten, unter ande-

rem Pedro, der zur Rechten Ricardos saß, was möglicherweise symbolische Bedeutung hatte. Wie viele andere der Männer trug er eine Strickjacke. Außer mir hatte keiner ein Jackett an. Ich versuchte, das meine so unauffällig wie möglich loszuwerden.

»Guten Morgen allerseits«, begann Ricardo. Auf seinem frisch gebügelten, blaugestreiften Hemd konnte ich das Monogramm RMR ausmachen, das rot auf der Brusttasche eingestickt war. »Ich gehe davon aus, daß Sie alle ein schönes Wochenende gehabt haben. Zunächst möchte ich ein neues Mitglied unseres Teams begrüßen: Nick Elliot.«

Alle Köpfe wandten sich mir zu. Zum Glück hatte ich mich gerade aus meinem Jackett gewunden. Ich lächelte nervös und sagte: »Hallo.«

Sie lächelten zurück, und ich hörte Äußerungen wie: »Schön, Sie an Bord zu haben.« Sie waren freundlich, und ich war ihnen dankbar dafür.

»Nick spricht fließend Russisch und versteht etwas von Volkswirtschaftslehre. Er wird mit Sicherheit wertvoll für unsere Gruppe sein«, fuhr Ricardo fort. »Er hatte bisher noch keine Gelegenheit gehabt, für ein Finanzunternehmen zu arbeiten, daher hat er sich auch keine der branchenüblichen Unsitten angewöhnt. Ich möchte, daß Sie ihm alle zeigen, wie wir hier bei Dekker Ward arbeiten. Nun, was ist da draußen los? Pedro?«

Pedro ließ einen Schwall Fachchinesisch über Brady Bonds, Euros, Squeezes, Argy Discos und Flirbs hören. Ich versuchte ihm zu folgen, mußte aber passen. Dann berichtete ein Amerikaner namens Harvey über die Zinspolitik der US-Zentralbank. Da befand ich mich schon auf vertrau-

terem Terrain, doch als er dann mit Wis und fünfjährigen Specials anfing, stand ich wieder auf verlorenem Posten. Dann war Charlotte Baxter, die Leiterin der Marktforschungsabteilung, an der Reihe. Sie war eine hochgewachsene Amerikanerin Ende dreißig, mit langem mausbraunen Haar. Schon beim Einstellungsgespräch hatte sie mich beeindruckt. Jetzt sprach sie über die Wahrscheinlichkeit, daß die Gespräche zwischen der venezolanischen Regierung und dem Internationalen Währungsfonds wieder ergebnislos abgebrochen werden würden und über die damit verbundenen möglichen Folgen. Obwohl ich wenig davon verstand, merkte ich, daß das, was sie sagte, Hand und Fuß hatte. Jamie machte sich eifrig Notizen.

Dann sprach Ricardo jeden in der Runde an. Es ging um Gerüchte, Informationen, Eindrücke, Vermutungen. Alle äußerten sich knapp und präzise. Ich hatte nicht den Eindruck, daß irgend jemand Pluspunkte sammeln oder Eindruck schinden wollte, wahrscheinlich, weil Ricardo wohl alle entsprechenden Versuche abgewürgt hätte. Doch alleamt hingen sie an seinem Mund und nahmen jedes ermunternde Wort begierig auf.

Er kam zum letzten Gruppenmitglied. »Isabel? Wie ist der Stand der Dinge beim *Favela*-Deal?«

Isabel war eine zierliche, dunkelhaarige Frau von etwa dreißig. Sie saß auf ihrem Schreibtisch und nippte an einer Tasse Kaffee. »Beim besten Willen, ich weiß es nicht. Mein Kontaktmann in der Wohnungsbaubehörde möchte gern. Und ich glaube, sein Chef auch. Aber der Chef vom Chef?« Ihre Stimme war leise und belegt, ihre Sprechweise gelassen und etwas schleppend. Obwohl sie ein sehr gutes Eng-

lisch sprach, hatte sie einen leichten nasalen Akzent, den ich später als brasilianisch identifizierte.

»Bringen Sie ihn unter Dach und Fach?«

»Ich bin eine *Carioca*. Rio ist meine Heimatstadt. Selbstverständlich kriege ich das hin.« Ihre Mundwinkel zuckten. »Ich weiß bloß nicht, ob noch in diesem Jahrhundert. Das ist alles.«

Ricardo lächelte. »Sicher schaffen Sie das, Isabel. Ich begleite Sie gern vor Ort, wenn Sie mich brauchen. Ich könnte auf Oswaldo Bocci einwirken. Er soll ein paar freundliche Beiträge in sein Blatt heben. Vielleicht eine Geschichte, in der gezeigt wird, daß Rio nur mit unserer Hilfe eine echte Chance hat, etwas in Sachen *Favelas* zu unternehmen. Nach allem, was wir im letzten Jahr für ihn getan haben, schuldet er uns eine Kleinigkeit wie diese.«

»Die Regionalpresse haben wir schon auf unserer Seite«, sagte Isabel und wischte sich ungeduldig eine dunkle Haarsträhne aus der Stirn. »Oswaldo möchte ich nur im äußersten Notfall bemühen. Ich fliege am Mittwoch abend hinüber. Dann hoffe ich, die Sache klären zu können. Sollte es wider Erwarten nicht klappen, können Sie ihn immer noch anrufen.«

»In Ordnung, viel Glück«, sagte Ricardo. »Gehe ich recht in der Annahme, daß wir das Modell auch auf andere Städte übertragen können?«

»Ohne jeden Zweifel. Das müßte überall gehen. Auf jeden Fall in Brasilien. Sobald das Geschäft in Rio unter Dach und Fach ist, spreche ich mit São Paulo und Salvador. Die Konstruktion wird sich überall in Lateinamerika bewähren, wo es Elendsviertel gibt, und wo gibt es die nicht.«

Wir brauchen zwar für jeden Abschluß die Unterstützung des World Development Fund, aber offenbar ist man dort der Meinung, daß das Geld gut angelegt ist.«

»Würde das vielleicht auch in Romford gehen?« Es war Miguel, der hochgewachsene argentinische Aristokrat.

»Laß bloß Romford aus dem Spiel!« protestierte ein kor-pulenter junger Mann mit grellem Schlip und sehr kurzem Haar. Dave hieß er, wenn ich mich recht erinnerte.

»Vielleicht hast du recht. Dort ist wohl nichts mehr zu retten.«

»Ein ganz ausgezeichneter Vorschlag, Miguel«, sagte Riccardo. »Sie wären der geeignete Mann für unsere Außenstelle in Essex. Doch im Ernst, dieser Deal hat Vorbildcharakter. Sobald er abgeschlossen ist, möchte ich, daß Sie sich alle um ähnliche Geschäfte bemühen. Carlos?«

Für Carlos' Ausführungen über ein mögliches Geschäft mit den Vereinigten Mexikanischen Staaten hatte ich kein Ohr mehr. Meine Augen hingen noch immer an Isabel. Eigentlich sah sie gar nicht so umwerfend aus. Die Nase war etwas zu lang geraten und der Mund etwas zu breit. Auch ihre Kleidung war nicht sonderlich raffiniert, kurzer, blauer Rock, cremefarbene Bluse und schwarze Schuhe. Ihr Gesicht wurde von einer wilden Haarmähne umrahmt. Trotzdem, sie hatte das gewisse Etwas. Sehr weiblich, sehr sexy. Vielleicht lag es an der Stimme oder der Art, wie sie sich gab. Oder den großen, tiefbraunen Augen, feucht schimmernd und halb verborgen hinter langen Wimpern. Plötzlich wandte sie sich mir zu und fing meinen Blick auf. Neuerlich zuckten ihre Mundwinkel, woraufhin ich hastig Carlos ansah.

»Alles verstanden?« fragte Jamie hinterher.

»Das nun gerade nicht. Ich muß noch 'ne Menge lernen.«

»Zum Beispiel, wie man Isabel anstarrt, ohne daß einem die Kinnlade runterfällt«, konnte sich Jamie nicht verkneifen.

»War es denn so auffällig?«

»Mach dir nichts draus. Das ist uns allen schon so gegangen. Mit der Zeit gewöhnt man sich an sie.«

»Sie hat was. Was soll ich sagen?«

»Sie ist verteufelt sexy. Das ist alles. Aber ich würde es mir an deiner Stelle nicht so anmerken lassen. Die Frau hat Haare auf den Zähnen.«

»Wirklich? Sie macht auf mich eigentlich einen sehr umgänglichen Eindruck.«

»Laß die Finger von ihr. Und auch die Augen. Ist besser so, glaube mir.«

Ich zuckte mit den Achseln und setzte mich an Jamies Schreibtisch. Noch nie hatte ich einen komplett ausgestatteten Tradertisch gesehen, und bei Dekker Ward benutzte man die modernsten Geräte, die gerade auf dem Markt waren. Jamie erklärte sie mir. Es gab fünf Bildschirme, die in verschiedenen Farben Nachrichten, Preise und Analysen präsentierten. Jamie schien eine unangenehme Vorliebe für Rosa entwickelt zu haben. Hinzu kamen noch eine Telefonanlage mit dreißig Leitungen, ein Ventilator, ein spanischenglisches Wörterbuch, zwei Bände des *Bankers Almanac* und ein kleiner Rugbyball aus Silber, der an ein argentinisches Turnier erinnerte. Eingerahmt wurde das Durcheinander von einer Collage aus selbstklebenden gel-

ben Merkzetteln und durch einen Haufen wahllos verstreuter Papiere.

»Okay, fangen wir mit ein paar grundlegenden Dingen an«, sagte Jamie, nachdem er mir gezeigt hatte, wie man die Rugby-Kommentare über den Bloomberg-Informationsdienst abrufen konnte. »Alle Leute in dieser Hälfte des Quadrats«, er machte eine entsprechende Geste mit dem Arm, »gehören zum Verkauf. Unsere Aufgabe ist es, mit Kunden zu reden, sie zu informieren, herauszufinden, was sie wollen, und Bonds von ihnen zu kaufen oder an sie zu verkaufen. Die da drüben«, er zeigte auf die andere Hälfte des Schreibtischquadrats, »sind die Trader. Sie spekulieren mit Hunderten von verschiedenen Bonds. Wenn also einer unserer Kunden etwas kaufen oder verkaufen will, fragen wir einen der Trader nach dem Kurs. Er nennt uns einen Geld- und einen Briefkurs. Den geben wir an unseren Kunden weiter, der entweder zum Geldkurs kauft oder zum Briefkurs verkauft. Theoretisch ist der Spread, der Unterschied zwischen An- und Verkaufspreis, unser Gewinn.«

Ich nickte. So weit, so gut.

»Die andere Möglichkeit, Geld zu machen, sind Neu-Emissionen. Siehst du die Leute da drüben?« Er deutete auf einige Tische außerhalb des Quadrats. Dort bemerkte ich auch Isabel, die in einem Bündel Papiere blätterte. Jamie folgte meinem Blick und hüstelte. »Aber klar siehst du sie. Wir nennen sie die Kapitalmärkte. Ihre Aufgabe ist es, mit den potentiellen Emittenten Anleihen abzusprechen, die ihnen Geld zu möglichst niedrigen Zinsen beschaffen. Die sind aber, nebenbei bemerkt, meist ziemlich hoch. Es besteht immer die Möglichkeit, daß eines dieser Länder zah-

lungsunfähig wird. Ohne entsprechende Gegenleistung sind die Anleger daher nicht bereit, ein Risiko einzugehen.«

Während der nächsten zwei Stunden erklärte Jamie mir die Abläufe bei Dekker Ward. Ich hörte ihm aufmerksam zu und analysierte jede neue Information, um zu begreifen, wie sie zu dem paßte, was ich bis dahin gehört hatte, und um für die kommenden Ausführungen gewappnet zu sein.

Ich hörte mit, wenn er mit seinen Kunden sprach. Die Bandbreite war enorm: eine kleine französische Bank, eine englische Handelsbank, eine holländische Versicherungsgesellschaft, ein amerikanischer Investmentfonds.

Er sprach über Venezuela und die IWF-Verhandlungen. Er streute Gerüchte über ein künftiges Mexiko-Geschäft ein. Er plauderte über Fußball und Fernsehsendungen. Und dabei kaufte und verkaufte er Anleihen im Wert von mehreren Millionen Dollar, wobei er stets zu einem Preis verkaufte, der etwas höher lag als der Einstandswert. Viele dieser Abschlüsse wurden unter »DT« und einer Zahl verbucht. Jamie erklärte, daß es sich um Nummernkonten bei der Tochterfirma Dekker Trust auf den Cayman Islands handelte.

Unser Lunch bestand aus einem Sandwich mit exotischem Ziegenkäse und Salat sowie einer Cola, die ein Junge in Latzhose auf einem großen Tablett vorbeibrachte. Keine Notwendigkeit, den Schreibtisch zu verlassen. Und auch keine Zeit.

Die Gespräche folgten den Zeitzonen: Am späten Vormittag war Brasilien dran, am Nachmittag kamen der Rest des Kontinents und New York dazu, am Abend Kalifornien. Im Laufe des Tages zog das Tempo erheblich an: Viele der

anderen Marktteilnehmer operierten von New York oder Miami aus. Unser Tag wurde einfach so ausgedehnt, daß er den ihren mit einschloß. Großenteils wurden die Gespräche auf spanisch abgewickelt, so daß ich nichts verstand. Ich mußte unbedingt Spanisch lernen.

Gegen sechs organisierte ich mir von Charlotte und ihrem Marktforschungsteam einen Stapel Berichte. Die politischen und wirtschaftlichen Analysen waren ausgezeichnet. Besonders beeindruckt war ich von den ebenso flapsigen wie pointierten Notizen, die den Vermerk »nur zum internen Gebrauch« trugen. Sie bedienten sich vor allem inoffizieller Quellen: Da wurden einheimische Banker, Regierungsbeamte, New Yorker Spekulanten zitiert. Fasziniert vertiefte ich mich in sie.

Am Schreibtisch neben mir saß Isabel. Sie schien sehr beschäftigt zu sein – arbeitete sich durch umfangreiche Stapel an Papieren hindurch, gab Notizen in ihren Computer ein, besprach am Telefon Dokumente in einer Sprache, die ich für Portugiesisch hielt. Ich versuchte, sie nicht anzustarren, konnte aber nicht verhindern, daß mein Blick hin und wieder zu ihr hinüberwanderte. Teilweise lag ihr Gesicht im Schatten des dunklen Haars. Gelegentlich unterbrach sie die Arbeit, biß sich auf die Unterlippe und starrte wie geistesabwesend in die Luft. Sie war einfach hinreißend. Jedesmal, wenn ich zu ihr hinübersah, erhaschte ich den Duft ihres Parfüms in der Luft oder den Klang ihrer Stimme am Telefon. Ich mußte hart um meine Konzentration kämpfen.

Als ich wieder einmal hinüberblickte, sah ich, daß ihre Augen prüfend auf mir ruhten.

»Sie sind ja mit Begeisterung bei der Sache«, sagte sie mit einem ironischen Lächeln.

»Ich habe einiges nachzuholen.«

»Es wird leichter für Sie werden, sobald Sie eine richtige Aufgabe haben. Woher kommen Sie? Wo waren Sie vorher?«

»Letzte Woche habe ich noch Russisch gelehrt.«

Sie hob die Augenbrauen. »Tatsächlich? Und was hat Sie zu Dekker Ward verschlagen?«

»Ich brauchte den Job. Und Jamie war so nett, ein gutes Wort für mich einzulegen. Warum man mich tatsächlich genommen hat, geht über meine Vorstellungskraft.«

»Sie sind ein guter Freund von Jamie?«

»Ja, ein sehr guter Freund. Wir kennen uns seit zehn Jahren.«

Damit war das Gespräch für sie beendet. Sie wandte sich wieder dem Telefon zu und nahm den Hörer ab. Ich wußte nicht, ob ich etwas Falsches gesagt hatte.

Und dann klingelte mein eigenes Telefon.

Es waren die zwei aufeinanderfolgenden Klingelzeichen eines externen Anrufs, was ich merkwürdig fand, denn ich hatte noch niemandem meine Nummer gegeben.

Ich nahm den Hörer ab. »Dekker Ward«, sagte ich und versuchte den forschenden Ton zu treffen, den ich den ganzen Tag über um mich herum vernommen hatte.

»Spreche ich mit Martin Beldecos?« ließ sich die Stimme einer Amerikanerin über eine internationale Leitung vernehmen.

Ich hatte noch nie von ihm gehört und blickte mich um. Fast alle waren schon gegangen, ausgenommen Ricardo,

Pedro und Isabel. Meine Nachbarin war selbst in ein Telefonat vertieft, und Ricardo und Pedro waren viel zu weit entfernt, um sie fragen zu können.

»Im Augenblick ist er nicht an seinem Platz«, sagte ich.
»Kann ich ihm etwas ausrichten?«

»Ja, ich bin Donald Winters Assistentin von der United Bank of Canada in Nassau. Ich soll Mr. Beldecos ein Fax senden. Hätten Sie wohl die Güte, mir seine Faxnummer zu geben?«

»Bleiben Sie einen Augenblick am Apparat«, sagte ich. Hinter mir stand in einiger Entfernung ein Faxgerät. Ich ging hinüber, notierte die Nummer und gab sie der Anruferin durch. Sie bedankte sich und legte auf.

Ich suchte das interne Telefonverzeichnis heraus und sah unter BELDECOS nach: MARTIN, 6417. Das war mein Apparat! Kein Wunder, daß der Anruf mich erreicht hatte. Offenbar hatte er früher an diesem Schreibtisch gesessen.

Das Faxgerät erwachte schnurrend zum Leben.

Ich ging zu ihm hin, entnahm ihm ein einzelnes Blatt und kehrte wieder an meinen Schreibtisch zurück. Es war an Martin Beldecos bei Dekker Ward adressiert. Laut Faxkopf war der Absender die Nassauer Filiale der United Bank of Canada. Bei der Nachricht handelte es sich um eine Kurzmitteilung.

Gemäß Ihrer Anfrage haben wir versucht, den Nutzungsberichtigten der International Trading and Transport (Panama) zu ermitteln, leider ohne Erfolg. Auf Geheiß von Mr. Tony Hempel, einem in Miami ansässigen Anwalt, der für die allgemeine Verwaltung von International Trading und Trans-

port zuständig ist, haben wir Gelder vom Firmenkonto auf das Konto von Dekker Trust bei der Filiale von Chalmet et Cie. auf den Cayman Islands überwiesen.

Unterschrieben war das Fax von Donald Winters, Vizepräsident.

»Isabel?«

Sie hatte gerade aufgelegt. »Ja?«

»Ich habe eben dieses Fax für Martin Beldecos entgegengenommen. Wo sitzt er?«

Sie antwortete nicht sofort, sondern wich meinem Blick aus und holte tief Luft.

»Er hat früher an Ihrem Platz gesessen«, erwiderte sie, um Ausdruckslosigkeit in ihrer Stimme bemüht.

»Er ist nicht mehr hier?« Irgend etwas stimmte nicht mit Martin Beldecos Fortgang. »Ist er gekündigt worden?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Nein, er ist tot.«

Es verschlug mir den Atem. »Wie das?«

»Er wurde umgebracht. In Caracas. Einbrecher sind in sein Hotelzimmer eingedrungen, als er schlief. Er ist wohl aufgewacht und hat sie überrascht. Da haben sie ihn erstochen.«

»Himmel! Wann war das?«

»Vor etwa drei Wochen.«

»Wow!« Mir lief es eiskalt den Rücken hinunter. Es war ein verdammt merkwürdiges Gefühl, daß der letzte Inhaber dieses Schreibtischs und dieses Stuhls jetzt tot war.

Ich hätte gern noch mehr in Erfahrung gebracht, aber sie mochte anscheinend nicht darüber sprechen, und ich wollte nicht aufdringlich erscheinen.

»Okay. Aber was soll ich damit anfangen?«

»Ich nehme es an mich«, sagte sie.

Ich gab ihr das Fax. Sie warf einen Blick darauf, runzelte kurz die Stirn, notierte etwas und legte es in einen Postkorb auf dem Nachbartisch. Dann schob sie die Papiere vor sich zusammen, stopfte einige in einen Aktenkoffer und zog ihre Jacke an.

»Gute Nacht«, sagte sie.

»Gute Nacht. Bis morgen.«

Und weg war sie, ließ mich allein zurück, auf dem Stuhl eines Toten, an dem Schreibtisch eines Toten.

DREI

Am nächsten Morgen um sieben war ich froh, daß ich wieder das Fahrrad genommen hatte. Wenn ich erneut den ganzen Tag hier drinnen saß, hatte ich wenigstens eine gehörige Portion frische Luft geschnappt. Als ich kam, war Ricardo schon da. Hätte er nicht ein anderes Hemd angehabt, dann hätte ich geschworen, daß er die Nacht an seinem Schreibtisch verbracht hatte.

Ich lächelte Isabel an, als sie hereinkam. Sie antwortete mit einem kurzen Lächeln und einem »Hi«.

Ich warf das Jackett auf meinen Schreibtisch, holte mir eine Tasse Kaffee und ging zu Jamie hinüber. Er plauderte mit Dave, dem dicken Trader aus Romford.

»Morgen«, sagte Dave. »Haben wir Sie am ersten Tag also doch nicht vergrault?«

»Ich bin noch da.«

»Wann bist du gestern abend gegangen?« fragte Jamie.

»Gegen elf.«

»Nicht schlecht für den ersten Tag. Laß mich raten, Ricardo war noch da, als du gegangen bist?«

Ich nickte. Wir schwiegen, während wir uns unsere frühmorgendliche Koffeindosis zuführten.

»Ich habe die Sache mit Martin Beldecos gehört«, sagte ich. »Isabel hat mir gestern abend davon erzählt.«

»Schlimme Geschichte«, sagte Dave. »Ganz schlimme Geschichte.«

»Isabel hat gesagt, er wurde ermordet.«

»Stimmt«, sagte Jamie. »Soweit ich gehört habe, hat die Polizei in Caracas die Burschen geschnappt, die es getan haben.«

»Ich habe noch mehr läuten hören«, meinte Dave und senkte die Stimme.

Erwartungsvoll blickten Jamie und ich ihn an.

»Man sagt, daß es nicht nur ein mißlungener Hoteleinbruch war. Miguel ist letzte Woche dort gewesen. Er hat gehört, daß es bezahlter Mord war. Von einer der Drogenbanden.«

»Bezahlter Mord?« fragte Jamie erstaunt. »An Martin Beldecos? Diesem Aktengeschöpf mit Brille und Halbglatze? Wollte er sich das lateinamerikanische Monopol für Büroklammern unter den Nagel reißen?«

»Aber Mig hat das gesagt«, beharrte Dave trotzig. »Du weißt, daß er sich da unten auskennt ...«

Wir wurden durch das scharfe Händeklatschen unterbrochen. »Sieben Uhr fünfzehn, *Compañeros!*« rief Ricardo. Stille trat ein, als wir uns um ihn versammelten.

Ich bekam schon ein bißchen mehr von der Morgenbesprechung mit als am Vortag. Der Markt zeigte sich geschockt von den Nachrichten aus Venezuela: Um fünf Punkte waren die Kurse gefallen. Doch aus informierten Kreisen verlautete, daß der Abbruch der Gespräche mit dem IWF vom greisen Präsidenten inszeniert war. Wir beschlossen, diese Information für uns zu behalten und die niedrigen Kurse dazu zu nutzen, uns in aller Stille einen

Posten venezolanische Anleihen auf eigene Rechnung zu kaufen. Dann erst würden wir damit an die Öffentlichkeit gehen.

Nach dem Treffen schlenderten Jamie und ich an dessen Schreibtisch zurück.

Ich mußte noch immer an Daves Worte denken. »Glaubst du, daß dieser Beldecos von einem gekauften Killer umgebracht worden ist?« fragte ich ihn.

Jamie schnaubte verächtlich. »Natürlich nicht. Dave hat zuviel Phantasie. Trotz schicker Frisur und italienischen Anzügen ist Miguel ein altes Klatschweib. Der arme Burse ist von Hoteldieben umgebracht worden.« Er schauderte. »Das wirklich Erschreckende ist, daß es jedem von uns hätte passieren können. Komm, laß uns an die Arbeit gehen.«

Gern hätte ich noch ein bißchen mehr über Martin Beldecos erfahren, doch wie Isabel schien Jamie keine Lust zu haben, über ihn zu sprechen. Und ich wollte nicht den Eindruck erwecken, mich übermäßig für so wenig erfreuliche Dinge zu interessieren. Schließlich hatte ich den Menschen noch nicht einmal gekannt. Also ließ ich das Thema fallen.

Der Arbeitstag bei Dekker Ward begann.

Ich hörte aufmerksam zu. An diesem Morgen herrschte hektische Aktivität, eine Aktivität, die sich in den Geräuschen ausdrückte. Nicht unbedingt in dem Geräuschpegel, eher in der Vielfalt. Ich hörte das Gemurmel von einem Dutzend verschiedener Gespräche, einige auf englisch, einige auf spanisch, die scharfen Zurufe von Leuten, die Kollegen aufforderten, ans Telefon zu gehen, die krächzenden

Kursansagen aus den Brokerlautsprechern der Tradertische und natürlich die Stakkato-Telefonate mit Kunden. Doch die Geräusche stammten nicht nur von Menschen, sondern auch von Apparaten. Die Computer und Bildschirme summten und surrten, hin und wieder unterbrochen von einem metallischen Klicken. Unterlegt war das alles vom fast unhörbaren Hintergrundgeräusch des großen Gebäudes. Konzentration und Erfahrung waren nötig, um alle diese verschiedenen Laute auseinanderzuhalten und sich auf die unterschiedlichen Frequenzen einzustellen, während man mal diesem und mal jenem Gespräch lauschte.

Manchmal waren es auch keine Gespräche, sondern nackte Informationsübermittlung. So kurz wie möglich, ohne unverständlich zu werden.

»He, Pedro, wieviel nimmst du für die Argy Pars und Discos?«

»Sechsundfünfzigeinhalf für die Pars und siebenundsechzigdreieinhalf für die Discos.«

»Er sagt, er kann die Discos für ein Viertel weniger kriegen.«

»Scheiße. Okay, sag ihm, ich geb sie ihm für siebenundsechzigenviertel.«

»Zehn mal elf?«

»Ja.«

»Ist gebongt!«

So flogen die Bonds in dem kleinen Quadrat von Tisch zu Tisch und von dort aus rund um den Globus: Tokio, Zürich, Bahrain, Edinburgh, New York, Bermudas, Buenos Aires. Sogar mit der Investmentbank zehn Stockwerke unter uns tätigten wir eine Transaktion. Im Laufe des Tages

flossen viele hundert Millionen Dollar auf und von den Dekker-Ward-Konten. Doch wenn am Abend die große Abrechnung kam, würde sich zeigen, daß ein paar Hunderttausend mehr hereingekommen als hinausgegangen waren.

Ich begann allmählich zu verstehen, was vor sich ging. Bei der Investition auf diesen Märkten liegt das Kunststück darin, die Risiken einzuschätzen und zu vergleichen. Ist Brasilien riskanter als Mexiko? Wenn ja, wieviel riskanter? Wenn die mexikanischen Anleihen 10,25 Prozent abwerfen, müssen dann die brasilianischen 11,25 Prozent bringen? Oder 11,5 Prozent? Oder mehr? Und wie wird sich diese Beziehung in Zukunft verändern?

Doch mit einem solchen Ländervergleich war es noch lange nicht getan. Jeder Emittent hatte verschiedene Anleihen im Umlauf: Brady-Bonds, die aus alten, umgeschuldeten Bankkrediten entstanden waren, Eurobonds, Anleihen, die von Regierungen, Staatsbanken und Privatbanken emittiert worden waren. Wie sie gehandelt wurden, hing von einer Mischung aus rationaler Analyse und den Laien verschiedener Anleger in aller Welt ab, die alle ihre eigenen Ansichten und Vorurteile hatten.

Gewiß würde es eine Zeitlang dauern, bis ich den völligen Durchblick hatte, aber ich war sicher, daß ich es schaffen würde, und die Aussicht reizte mich. Auf jeden Fall war Dekker Ward der richtige Ort, um es zu versuchen. Die Firma war eine einzige gutgeölte Informationsmaschine. Ricardo hatte recht: Dekker Ward kannte jeden. Wenn irgendwo irgend etwas passierte, wußte oder ahnte Dekker Ward es als erster. Kein Wunder, daß die Firma so viel Geld

machte. Ich konnte es nicht erwarten, dazuzugehören – mitzuspielen, statt nur Zaungast zu sein.

Meine Aufmerksamkeit wurde von einem untersetzten Mann in einem hellgrauen Zweireiher in Anspruch genommen, der an Ricardos Schreibtisch stand und ein paar Zahlen mit ihm durchging. Ich hatte ihn bisher noch nicht gesehen.

»Wer ist das?« fragte ich Jamie.

»Kannst du's nicht erraten?«

Ich sah genauer hin. Er mochte etwa in Ricardos Alter sein, vielleicht ein bißchen jünger. Doch er war massiger, mit einem etwas grobschlächtigeren Gesicht.

»Etwa sein Bruder?«

»Genau. Eduardo Ross.«

»Arbeitet er bei Dekker Ward?«

»Klar.«

»Und was macht er?«

»Das weiß niemand so genau. Ausgenommen Ricardo. Nicht ganz koschere Sachen, Sonderaufträge, Dinge, die Ricardo niemandem sonst anvertrauen würde. Zum Beispiel ist er für Dekker Trust auf den Caymans verantwortlich.«

»Was hat es eigentlich mit diesem Dekker Trust auf sich?« fragte ich.

»Unsere Schwestergesellschaft auf den Cayman Islands. Da wickeln wir ab, was die englischen Behörden nicht unbedingt wissen müssen.«

»Hört sich nicht gerade legal an.«

Jamie lachte. »So schlimm ist es auch wieder nicht. Wir haben viele Kunden, die Wert auf Diskretion legen. Keine

Kriminellen oder so etwas. Ricardo paßt auf, daß wir mit niemandem Geschäfte machen, der mit organisierter Kriminalität oder Korruption zu tun hat. Es handelt sich um Leute, die die legalen Vorteile von Steueroasen und Devi-sengeschäften nutzen wollen. Sie erwarten, daß wir ihre Transaktionen absolut vertraulich behandeln, und Dekker Trust ermöglicht uns das.«

»Verstehe«, sagte ich zweifelnd. »Und die Firma gehört Dekker Ward?«

»Nein«, sagte Jamie. »Oder zumindest nicht zu hundert Prozent. Chalmet, die Schweizer Bank, besitzt einen erheblichen Anteil, Dekker Ward einen kleineren, und der Rest befindet sich im Besitz der Mitarbeiter-Trusts.«

»Mitarbeiter-Trusts?«

»Hat dir Ricardo nicht davon erzählt?«

Ich schüttelte den Kopf. Jamie schwieg einen Augenblick und fuhr dann mit gedämpfter Stimme fort: »Über die Trusts kannst du hier wirkliches Geld machen. Ricardo ermöglicht einigen der Mitarbeiter, ihre Bonusse in diese Trusts zu stecken. Auch sie haben ihren Sitz auf den Cayman Islands, zumindest offiziell. Doch die Entscheidungen trifft Ricardo. Die Gewinne sind sensationell. Hundert Prozent im Jahr sind keine Seltenheit.«

»Donnerwetter! Wie macht er das?«

»Mit seinem Wissen. Das ist leicht. Er nutzt jeden denkbaren Trick. Leverage-Effekt, Optionen, Optionsscheine, was du willst.«

»Ist das legal?«

»Natürlich. Trotzdem macht man das lieber in einer Steueroase. Diskret. Wir haben keine Lust, uns von Prüfern

bei einer Unregelmäßigkeit erwischen zu lassen. Obwohl es keine gibt.«

»Und wie groß sind diese Fonds?«

»Das, mein Freund, ist das größte Geheimnis überhaupt.« Jamie flüsterte jetzt. »Aber ich denke, es sind mehr als fünfhundert Millionen Dollar,«

Ich ließ mir die Zahl einen Augenblick lang auf der Zunge zergehen. »Und das Geld gehört den Leuten hier im Raum?«

Jamie lächelte. »Das meiste davon. Natürlich haben auch die Leute in Miami und auf den Cayman Islands ein paar Anteile. Ich schätze, mindestens die Hälfte gehört Ricardo.«

Plötzlich wurde mir klar, daß die Gruppe der Männer und Frauen, von denen ich umgeben war, zu den reichsten der Welt gehörte.

Himmel! Wenn ich blieb, würde ich auch ein Stück von dem Kuchen abkriegen.

»Und Eduardo verwaltet die Trusts?«

»Ricardo braucht jemanden, dem er solche Sachen anvertrauen kann. Und Eduardo vertraut er mehr als irgend jemandem von uns. Ach ja, zu seinen Aufgaben gehört es auch, neue Mitarbeiter zu überprüfen.«

»Was soll das heißen? Neue Mitarbeiter überprüfen?«

»Na ja, zu gucken, ob sie Drogenprobleme haben, hochverschuldet sind, spielen, Homosexuelle oder rote Socken sind, psychische Probleme oder Vorstrafen haben.«

»Du machst Witze!«

»Keineswegs.«

Ich war entsetzt. »Dann hat er mich also auch überprüft?«

»Sicher. Oder zumindest hat er eine Detektei damit beauftragt.«

»Aber warum hast du mir das nicht gesagt?«

Jamie drückste herum und zeigte mir dann sein bestes Lächeln. »Weil du dich nicht beworben hättest, wenn ich es dir gesagt hätte. Außerdem habe ich es dir ja jetzt erzählt.«

»Mistkerl«, sagte ich. Jamie lachte, aber ich fand es gar nicht so komisch. Ich hatte das Gefühl, daß jemand in meine Privatsphäre eingedrungen war, einen Teil meines Lebens gestohlen oder zumindest ausgeborgt hatte. Jemand, den ich nicht kannte.

»Hör mal, Nick«, sagte Jamie, als er sah, daß er meine Reaktion falsch eingeschätzt hatte. »Das haben wir alle über uns ergehen lassen müssen. Und du hast wahrscheinlich von all den Leuten hier im Raum am wenigsten zu verbergen.«

»Von der Hypothek abgesehen«, knurrte ich.

»Von der du ja Ricardo intelligenterweise beim Einstellungsgespräch erzählt hast. Also, was kratzt es dich? Er wird es niemandem erzählen.«

Trotzdem, so ganz konnte ich mich nicht damit abfinden.

»Aufgepaßt, da kommt er«, zischte mir Jamie ins Ohr.

Tatsächlich kam Eduardo auf Jamies Schreibtisch zu. Die anderen Verkäufer grüßten ihn lächelnd. Selbst ich erkannte, daß ihre Freundlichkeit nicht ganz ehrlich war.

Er reichte mir die Hand, ein Lächeln auf den vollen Lippen. »Nick Elliot? Ich bin Eduardo Ross. Schön, daß Sie bei uns sind.« Seine Stimme war genauso tief wie die seines Bruders, aber sein Akzent eine Mischung aus Nord- und

Lateinamerika, wobei der Süden offenkundig die Oberhand behielt.

Ich stand auf und schüttelte ihm etwas linkisch die Hand. »Danke.«

»Haben Sie etwas dagegen, Jamie, wenn ich ihn einen Augenblick entführe?«

»Ganz und gar nicht«, erwiderte Jamie und strahlte Eduardo an, was dieser mit einem Grinsen quittierte.

»Sehr schön. Gehen wir in mein Büro.«

Mit einem panischen Blick auf Jamie folgte ich Eduardo in dessen Büro, das in einer der Ecken des Börsensaals lag. Die Scheiben waren von außen dunkel getönt, der Grund, warum ich ihn bisher noch nicht bemerkt hatte. Doch von drinnen konnte man den ganzen Saal überblicken. Deutlich sah ich, wie Jamie den Hörer abnahm, um seine Kunden zum Kauf von ein paar weiteren Anleihen zu überreden.

Es war ein großes Büro mit luxuriöser Einrichtung. Zwei cremefarbene Ledersofas standen vor einer hellen Holztäfelung. An einer Wand hing eine Fotografie des roten Ferraris, der mir in der Tiefgarage aufgefallen war. Er wurde geziert vom sonnengebräunten, muskulösen Besitzer und zwei schwarzhaarigen Schönheiten. Eduardo nahm hinter einem riesigen Schreibtisch Platz, der offenbar nicht von dem alltäglichen Papierkrieg bei Dekker Ward behelligt wurde. Über seine Schulter erhaschte ich einen atemberaubenden Blick auf den Westteil der City of London. Mir fiel ein, daß ich noch immer nicht überprüft hatte, ob ich die School of Russian Studies sehen konnte. Die vielen neuen Eindrücke hatten mich wohl zu sehr in Anspruch genommen.

Eduardo folgte meinem Blick und grinste erneut. »Keine schlechte Aussicht, was? An einem schönen Tag können Sie Windsor Castle sehen.«

»Wahnsinn«, stimmte ich zu.

»Nehmen Sie Platz.« Eduardo öffnete einen Tischhumidor und bot mir eine Zigarre an. Als ich den Kopf schüttelte, suchte sich Eduardo ein besonders beeindruckendes Exemplar heraus und nahm sie behutsam zwischen seine fleischigen, sinnlichen Lippen. Ein paarmal drehte er sie noch hin und her, bevor er sie anzündete. Es wirkte für meine Begriffe irgendwie obszön. Amüsiert registrierte er, daß ich ihn fasziniert beobachtete.

Es klopfte, und ein sehr junges, sehr hübsches Mädchen mit feinem blonden Haar kam herein. Nach ihrem Aussehen zu urteilen, hätte sie eher in ein Klassenzimmer als in Eduardos Büro gehört. »Der Bericht, Mr. Ross«, sagte sie, trat rasch an dessen Schreibtisch und legte ihn dort ab.

»Danke, Penny«, erwiderte er und nahm den Bericht. Als sie schon im Hinausgehen begriffen war, fügte er hinzu: »Ihr Engländer setzt wirklich die süßesten Jungfrauen in die Welt, was meinen Sie, Nick? Zu schade, daß sie so schnell verderben, wenn sie älter werden.«

Unwillkürlich blickte ich zu dem Mädchen hinüber und sah, daß sie knallrot wurde und förmlich zur Tür floh.

Eduardo lachte in sich hinein. »Tut mir leid, aber sie sieht einfach entzückend aus, wenn sie rot wird.« Er warf den Bericht in den Papierkorb.

Mir fiel keine passende Antwort ein.

»Ricardo hat mir von Ihnen erzählt, Nick«, fuhr er freundlich fort. »Er freut sich sehr, daß Sie zu uns gekom-

men sind. Sie haben schon einen guten ersten Eindruck hinterlassen. Wir bilden unsere Leute gern selbst aus, und er glaubt, daß Sie genau die richtigen Voraussetzungen mitbringen.«

»Danke.« Lob kann man als Anfänger immer gebrauchen.

»Wir sind zudem stets bemüht, den Wünschen unserer neuen Mitarbeiter entgegenzukommen«, fuhr er fort. »Sie sollen sich möglichst rasch bei uns zu Hause fühlen. Und sie sollen nicht von anderen Dingen in Anspruch genommen werden. Nun habe ich von Ricardo gehört, daß Sie eine ziemlich hohe Hypothek aufgenommen haben. Diese Last würden wir Ihnen gern etwas erleichtern.«

Mein Puls beschleunigte sich. Endlich ein Finanzproblem, für das ich mich schon lange interessierte.

»Wir haben uns gedacht, wir könnten vielleicht die Hypothek von Ihrer Wohnungsbaugesellschaft übernehmen und den Zinssatz herabsetzen. Sagen wir, auf drei Prozent? Natürlich nur so lange, bis Sie sie abbezahlen können. Was spätestens in zwei Jahren der Fall sein dürfte, wenn Sie sich so bewähren, wie wir das von Ihnen erwarten.« Er lächelte mich an und zog genüßlich an seiner Zigarette. Der schwere Tabakduft hüllte mich ein. Wie Ricardo besaß er Charisma. Aber es war von anderer Art. Mit dem breitflächigen Gesicht, der gerunzelten Stirn und dem dichten, schwarzen Haar, das er glatt zurückgekämmt trug, sah er auf eine sehr männliche Art gut aus. Irgendwie schüchterte er mich ein. Er gehörte nicht gerade zu den Menschen, mit denen man an der School of Russian Studies Umgang hat.

Einen Moment lang fühlte ich ein überwältigendes Ge-

fühl der Erleichterung. Diese Hypothekenzahlungen über- schatteten mein Leben nun schon so lange. Und nun sollte sich das Problem plötzlich in Luft auflösen. Einfach so.

Doch diese Anwandlung dauerte nur einen Augenblick. Obwohl ich mich schnell an das Leben bei Dekker Ward gewöhnte, mahnte mich mein Instinkt zur Vorsicht. Ich hatte mich aus freien Stücken entschieden, für Ricardo zu arbeiten. Bei Eduardo hatte ich das Gefühl, er versuchte mich zu kaufen.

Ohne mich groß zu bedenken, sagte ich: »Nein, danke. Ich weiß Ihr Angebot zu schätzen, aber ich müßte die Hypothek jetzt selber tragen können.«

Einen Augenblick lang verfinsterte sich Eduardos Blick. Paffend blies er den Zigarrenrauch aus. Schließlich lächelte er wieder.

»Keine Haken und Ösen«, sagte er. »Viele Firmen in der City gewähren ihren Mitarbeitern Hypotheken zu günstigen Konditionen. Nehmen Sie das Angebot ruhig an. Sie brauchen nichts zu befürchten.«

Der Punkt sprach für ihn. Trotzdem beschlich mich ein ungutes Gefühl. Außerdem hatte ich meinen Stolz und war dickköpfig. »Sicher ist das richtig. Aber ich komme wirklich zurecht. Und wie Sie so schön sagen, in den nächsten Jahren müßte ich sie eigentlich abzahlen können.«

Eduardo zuckte mit den Achseln. »Wie Sie wollen. Aber wenn es irgend etwas gibt, womit wir Ihnen helfen können, lassen Sie's uns wissen. Okay?«

Wieder ein herzliches Lächeln.

Ich war schon fast an der Tür, als er mich noch einmal ansprach: »Oh, Nick?«

Ich blieb stehen und drehte mich um. »Ja?«

»Isabel Pereira hat mir das Fax zukommen lassen, das Sie gestern für Martin Beldecos entgegengenommen haben.« Er senkte die Stimme. »Sie wissen, was geschehen ist, nehme ich an.«

Ich nickte.

Er verzog das Gesicht. »Eine schreckliche Geschichte. Grauenhaft. Aber wenn Sie noch weitere Nachrichten für Martin bekommen sollten, dann geben Sie sie bitte direkt an mich, ja? Und sprechen Sie bitte mit niemandem darüber. Martin hat für mich an einer Sache gearbeitet, höchst vertraulich, wenn Sie verstehen, was ich meine?«

Es war ein Ersuchen, an der Oberfläche mit Charme und viel Freundlichkeit vorgetragen. Doch darunter lag unausgesprochen eine Drohung.

»Ich verstehe«, sagte ich und ging hinaus.

Jamie war neugierig. »Worum ging es?«

Ich erzählte ihm von Eduardos Angebot, meine Hypothek zu übernehmen, und von meiner Ablehnung.

Er hob die Augenbrauen. »Und warum willst du's nicht?«

»Weiß nicht. Mir gefällt es einfach nicht. Und nachdem ich einmal nein gesagt hatte, möchte ich mich nicht umstimmen lassen. Verrückt, oder?«

Jamie zögerte. »Vielleicht auch nicht. Aber Eduardo hat recht, das Angebot hat keinen doppelten Boden. Und wenn du hier arbeitest, dann verlierst du deine Unabhängigkeit sowieso auf die eine oder andere Art.«

»Was soll das heißen?«

»Na ja, die Bonusse und die Mitarbeiter-Trusts sind das

Offenkundige. Wenn du in Schwierigkeiten steckst, hilft dir Ricardo, mit Geld, Kontakten oder sonstwie. Du schuldest ihm bereits fünftausend Pfund, bevor du überhaupt bei uns angefangen hast. Schon vergessen?«

»Du hast recht. Aber irgendwie ist es bei Ricardo etwas anderes als bei Eduardo.«

»Vielleicht. Sie sind sehr verschieden. Aber sie sind Brüder. Was du dem einen schuldest, schuldest du auch dem anderen.«

»Ist ihr Verhältnis so eng?«

»Worauf du dich verlassen kannst. Die meisten Latinos sind Familienmenschen. Aber bei den beiden ist es mehr als das.« Wieder senkte Jamie die Stimme. Fast hätte man meinen können, er fände Gefallen an diesen konspirativen Klatschgeschichten. »Es sind ein paar ziemlich häßliche Gerüchte über Eduardo im Umlauf.«

Interessiert beugte ich mich vor. »Tatsächlich?«

»Ja. Anscheinend hat er mal jemanden umgebracht. Vom Balkon gestoßen. Als Student in Caracas. Sie haben sich um eine Frau gestritten. Ricardo hat es vertuscht, und Eduardo ist davongekommen.«

Ich schauderte. »Ich kann mir gut vorstellen, daß er jemanden umbringt.«

»Ich weiß, was du meinst. Er führt ein ziemlich flottes Leben. Mädchen, Drogen. Solche Sachen. Man munkelt, daß er Isabel gebumst hat.«

»Eduardo?« Ich blickte zu Isabes Schreibtisch hinüber. Nur ihr Kopf war zu sehen, zur Seite geneigt, den Hörer ans Ohr gepreßt. »Ich hätte ihr mehr Geschmack zugetraut.«

Jamie zuckte die Achseln. »Vermutlich wirkt er auf eine bestimmte Art von Frauen durchaus anziehend. Ich habe dich vor ihr gewarnt.«

»Hast du.« Ich war enttäuscht. Das hätte ich von Isabel zwar nicht erwartet, aber da ich sie eigentlich nicht kannte, kaum ein Wort mit ihr gewechselt hatte, mußte ich mir eingestehen, daß ich keinen Grund hatte, enttäuscht zu sein. Eine im Entstehen begriffene Phantasie ging in die Brüche. Abgehakt, erstickt.

»Aber Eduardo ist durchaus von Nutzen«, fuhr Jamie fort. »Er ist intelligent, verschlagen, und er versteht es, bestimmte Dinge zu arrangieren.«

»Was für Dinge?«

»Dinge eben. Er erreicht es, daß wichtige Leute ihre Meinung in bestimmten Fragen ändern. Er kann Menschen beeinflussen.«

»Bestechung?«

»Ich glaube nicht, daß das so simpel ist«, meinte Jamie. »Ricardo ist sehr penibel, was Bestechung anbelangt. In unserm Markt mußt du entweder sauber sein oder jeden bestechen. Heute fährt man besser, wenn man als unbestechlich gilt. Ansonsten ist das Risiko zu groß. Aber Eduardo hat so seine Methoden, und Ricardo ist wahrscheinlich ganz froh darüber, daß er sie nicht genauer kennt.«

Ich beschloß, mich von Eduardo fernzuhalten, so gut es eben ging.

Wieder blieb ich bis in den späten Abend hinein. Ich war in meine Lektüre vertieft: Marktforschungsberichte und Kopien aus der *International Financing Review*, dem Klatschblatt des Rentenmarktes. Außerdem hatte ich noch

einen Stapel Unterlagen für das SFA-Examen durchzuarbeiten, das ich ablegen mußte, bevor ich selbst Anleihen verkaufen durfte.

Nach und nach begann sich der Börsensaal zu leeren. Um halb neun verabschiedete sich Jamie, um zu Kate zurückzukehren. Isabel trollte sich um neun und hinterließ einen Hauch von Moschus in der Luft, der meinen Pulsschlag einmal mehr beschleunigte. Um halb elf waren nur noch Ricardo und ich anwesend. Er legte den Hörer auf und trat an meinen Schreibtisch. Ich blickte von meinem Marktforschungsbericht auf und lächelte ihn nervös an.

Er sah noch immer so frisch und alert aus wie bei der Morgenbesprechung, obwohl irgendwann im Laufe des Tages der oberste Hemdknopf aufgegangen war und die Ärmel einmal umgeschlagen worden waren. Er zündete sich eine Zigarette an. »Kaffee?«

Weiß der Himmel, wieviel ich an diesem Tag schon getrunken hatte. Aber er war einfach gut. Ich nickte. »Ja, bitte.«

Er schlenderte davon, während ich mit einem etwas unbehaglichen Gefühl zurückblieb. Der Boß holte mir Kaffee. Hätte ich nicht an seiner Stelle gehen sollen? Wenig später stand er mit zwei Tassen vor mir.

»Na, was halten Sie davon? Macht Spaß, nicht wahr?«

»Ich hätte nie gedacht, daß die Sache so interessant sein könnte.«

Ricardo lachte leise. »Sie haben gedacht, man schreit nur in ein paar Telefone.«

»So ähnlich.«

Er sah sich an, was ich gerade las – ein Bericht, der die Situation in Mexiko beleuchtete. »Was halten Sie davon?«

»Gut geschrieben. Überzeugend. Ich finde, das hat Hand und Fuß.«

»Ich weiß. Charlotte verfügt als Analystin über die selte-ne Gabe, Fakten und Spekulationen so miteinander zu ver- knüpfen, daß am Ende eine Meinung herauskommt, mit der sich Geld verdienen läßt. Und Sie können sicher sein, daß ich Charlottes Meinung zu schätzen weiß.«

Er inhalierte den Rauch seiner Zigarette. »Nehmen Sie Mexiko. Charlotte ist da skeptisch. Sie rechnet in ein bis zwei Monaten mit einer Abwertung der Währung und glaubt, daß diese die Anleger genauso verschrecken wird wie die letzte. Und ich stimme ihr zu.«

»Also verkaufen Sie Mexiko und kaufen Argentinien?«

Ricardo lächelte. »Sie lernen rasch. Im Prinzip ist das richtig. Auch Argentinien ist keine schlechte Entscheidung. Die Anleihen sind viel zu billig. Doch leider ist das nicht so einfach.«

»Warum nicht?«

»Weil Mexiko eine Milliarde Dollar aufnehmen will. Und das ist ein Geschäft, das über uns laufen muß.«

»Verstehe. Aber Sie können doch keine mexikanischen Anleihen an Anleger verkaufen, die Angst vor einer Ab- wertung haben.«

»Völlig richtig.«

Ich dachte nach. »Können Sie nicht jemand anders das Geschäft überlassen?«

»Normalerweise würde ich das in Betracht ziehen. Na- türlich müßten wir beteiligt sein. Das ist unser Markt, wir sind immer beteiligt. So sind nun einmal die Regeln. Aber vielleicht könnten wir bei der Transaktion mit ein paar an-

deren Häusern kooperieren und so das Risiko verringern. Zu unserem Leidwesen bemüht sich jedoch Bloomfield Weiss um das ganze Geschäft. Und denen kann und will ich es nicht überlassen.«

»Sind das nicht die Leute, die Ihnen Ihr Osteuropa-Team abgeworben haben?«

»Richtig. Sie haben uns im Visier. Sie wollen die Nummer eins werden. Noch vor kurzem haben sie sich einen Teufel um die Schwellenländer geschart, doch in den letzten Monaten haben sie ihre Meinung offenkundig revidiert.«

»Wir können sie doch sicherlich rausdrängen, oder?«

»Das ist gar nicht so leicht. Für die konventionellen Märkte sind sie die Topadresse an der Wall Street. Und sie verfügen über zehnmal soviel Kapital wie wir. Damit können sie sich überall einkaufen.«

»Also, was haben Sie vor?«

»Ich weiß es wirklich nicht.« Nachdenklich blies er den Rauch seiner Zigarette an die Decke. Ich überließ ihn seinen Gedanken und fühlte mich geschmeichelt, daß er mich an meinem zweiten Tag für wert befand, solch ein Problem mit ihm zu besprechen.

Schließlich richtete er wieder das Wort an mich. »Also Sie tendieren zu Argentinien?«

»Ja«, sagte ich.

»Warum?«

Ich holte tief Luft, bevor ich antwortete. »Die Entscheidung, den Peso an den Dollar zu koppeln, scheint sich zu bewähren. Und die Anleihen sind nur deshalb fünf Punkte abgesackt, weil ein großer amerikanischer Anleger sie seit einiger Zeit verkauft. Sie sind ihr Geld wert.«

»So, so. Und welche Anleihe würden Sie besonders empfehlen?«

»Die Discounts.« Das waren Brady-Bonds, die Argentinien emittiert hatte, als es vor ein paar Jahren seine Kredite neu verhandelt hatte. »Finden Sie nicht auch?«

Ricardo lächelte. »Wissen Sie, daß mein Vater Argentinier war?«

»Hat mir Jamie erzählt.«

»Nun, ich habe eine alte Maxime. Laß einen Trader nie mit den Anleihen seines eigenen Landes handeln. Ihm fehlt die notwendige Distanz. Was mich selbst betrifft, setze ich mich zwar für gewöhnlich über diese Regel hinweg, aber in diesem Fall ...«

Er griff zum Telefonhörer.

»Wen rufen Sie an?«

Er blickte auf die Uhr. »US Commerce hat in San Francisco ein Büro, das noch geöffnet haben müßte. Einen Augenblick. Brad?« Pause. »Ricardo Ross. Wie sieht es bei Ihnen mit Argentinien aus? Die Discounts ... Zwanzig Millionen? ... Natürlich, ich warte.«

Er grinste mich an. »Der Bursche ist in Panik. Aber ich kenne ihn. Wenn es um ein Geschäft in dieser Größenordnung geht, dann macht er es möglich. Das ist er sich selbst schuldig. Besonders, wenn die Order von jemandem wie mir kommt.« Dann wieder ins Telefon: »Siebenundsechzig-einhalf? Ein bißchen viel, nicht wahr, Brad? ... Ich weiß, daß es spät ist. Na gut, ich nehme zwanzig zu einhalf.« Er legte auf und wandte sich an mich. »Sagen Sie mir, wann ich verkaufen soll, ja?«

Ich nickte und spürte, wie sich mein Puls beschleunigte.

»Zeit, nach Hause zu gehen, meinen Sie nicht? In acht Stunden fangen wir wieder an. Schlafen Sie denn nie?«

»Nicht sehr viel. Und Sie?«

»Dito.« Ricardo grinste. Wir waren verwandte Seelen. Selten stieß ich auf jemanden, der mit so wenig Schlaf auskam wie ich. Irgendwie war es tröstlich. Ich war daran gewöhnt, bis in die frühen Morgenstunden aufzubleiben und zu lesen oder zu arbeiten. Fünf Stunden Schlaf, mehr hatte ich nicht nötig. Vor allem, wenn mich etwas interessierte.

»Sehen Sie zu, daß Sie auf Ihr Fahrrad kommen«, sagte er.

Das tat ich und trat kräftig in die Pedalen, wobei meine Gefühle sich zwischen Hangen und Bangen bewegten – der Furcht, daß meine erste Bond-Position in die Hosen gehen könnte, und der Hoffnung, daß sie ein Glücksgriff war.

VIER

Der Mittwochmorgen war neblig. Ich konnte den Tower nicht sehen, als ich durch Eastend radelte. Zu beiden Seiten der Narrow Street ragten alte Speicher auf. Londons kühne Skyline hatte der Nebel verschluckt, so daß ich mir einbilden konnte, durchs viktorianische England zu fahren, bis ein Lieferwagen eine rote Ampel überfuhr und mich unsanft auf den Boden der Tatsachen – oder besser, des Straßenglasters – zurückholte.

Doch der Börsensaal war von blauem Himmel umgeben. Es zog mich ans Fenster. Wir befanden uns unmittelbar über dem Nebel, einer wogenden weißen Fläche, so weit das Auge reichte. Einige Kilometer weiter ragte der Turm von Nat-West aus dem milchigen Meer. Wir selbst waren eine Insel, weit von England entfernt, viel näher an New York und Buenos Aires als an Primrose Hill und Shoreditch. Ich sah mich nach meinen Kollegen um. Eine kleine Gruppe von Kolonisten, Einwanderer aus aller Welt, die aufgebrochen waren, um in diesem fremden neuen Land ihr Glück zu suchen.

Das war alles sehr hübsch, aber wie standen die Argy Discos?

Ich schaltete Jamies Bildschirm ein. Der Geldkurs lag bei siebenundsechzig ein Viertel. Ich war nicht im Geld. Der üb-

rige Markt war um einen Punkt nach oben gegangen und hatte meine Anleihen hinter sich gelassen. Mist, hatte ich etwa doch aufs falsche Pferd gesetzt?

Jamie war an diesem Morgen nicht da. Er hatte eine Präsentation bei einer großen Versicherungsgesellschaft, die daran dachte, in Anleihen von Schwellenländern zu investieren. Es war ein wichtiges Treffen. Oder wie Jamie gesagt hatte: »Wenn diese Jungs etwas anfassen, dann nur in großem Stil.« Daher brachte ich den Morgen an meinem Schreibtisch zu.

Nur, daß ich nicht das Gefühl hatte, es sei mein Schreibtisch. Er gehörte Martin Beldecos. Zu behaupten, daß mich sein Geist heimsuchte, wäre etwas übertrieben. Aber ich konnte mich doch nicht ganz des Gefühls erwehren, er sei anwesend, obwohl ich ihm nie begegnet war, noch nicht einmal wußte, wie er ausgesehen hatte. Ein Schreibtisch ist ein sehr privater Ort, in einem Börsensaal das einzige Stück Privatsphäre, eine winzige Insel der Geborgenheit. Und nun hatte ich das Gefühl, unrechtmäßig von dem Territorium eines anderen Besitz zu ergreifen. Kein sehr angenehmes Gefühl.

Plötzlich erwachte das Faxgerät hinter mir zum Leben. Meistens waren die Faxe für Isabel, aber die war gerade wieder in eines ihrer endlosen Telefongespräche vertieft, daher ging ich zum Gerät und entnahm ihm die zwei Blatt Papier, die ausgedruckt worden waren.

Sie waren an Martin Beldecos gerichtet. Von der United Bank of Canada. Meine Neugier gewann die Oberhand. Ich nahm das Fax mit zu meinem Schreibtisch – Martins Schreibtisch – und begann zu lesen.

Sehr geehrter Mr. Beldecos,
da Sie kürzlich anfragten, wer das Nutzungsrecht an der International Trading and Transport (Panama) besitzt, sind Sie vielleicht an den Ergebnissen interessiert, die unlängst eine Prüfung erbrachte.

Vielleicht erinnern Sie sich, daß der einzige Name, der im Zusammenhang mit International Trading and Transport (Panama) in unseren Unterlagen auftauchte, Mr. Tony Hempel war, ein Anwalt in Miami. Bei der Prüfung eines anderen unserer Kunden ergab sich, daß Mr. Hempel enge Verbindung zu Francisco Aragão unterhält, einem brasilianischen Finanzier, der bei der DEA im Verdacht steht, an der Geldwäsche von Drogengewinnen beteiligt zu sein.

Einerseits unternehmen wir alle Anstrengungen, den internationalen Behörden bei der Verfolgung von Geldwäsche und Drogenkriminalität zu helfen, andererseits sind wir zur Vertraulichkeit gegenüber unseren Kunden verpflichtet. Daher haben wir die Ergebnisse unserer Prüfung noch nicht an die DEA weitergeleitet. Doch wenn Sie Informationen haben, die Sie dieser Behörde zukommen lassen möchten, dann rufen Sie mich doch bitte an, und ich gebe Ihnen den Namen und die Telefonnummer meiner Kontaktperson.

Mit freundlichen Grüßen
Donald Winters
Vizepräsident

Ich starrte auf das Fax.

Geldwäsche. Das war, soweit ich wußte, das Recycling illegal erworbener Gelder durch das Finanzsystem. Jetzt er-

innerte ich mich auch wieder daran, daß es im ersten Fax geheißen hatte, dieses Unternehmen – International Was-auch-immer, Panama – habe eine Geldsumme auf ein Konto von Dekker Trust überwiesen. Und der Anwalt, der die Überweisung veranlaßt hatte, arbeitete mit jemandem zusammen, der im Verdacht der Geldwäsche stand. Mit anderen Worten, eines der Konten von Dekker Trust enthielt möglicherweise gewaschenes Geld.

Daran hatte Martin Beldecos also gearbeitet, bevor er starb! Kein Wunder, daß Eduardo großen Wert darauf legte, die für Martin bestimmten Nachrichten persönlich zu erhalten, bevor sie jemand anders sah.

Ich nahm das Fax, ging hinüber zu Eduardos Eckbüro und versuchte, die Tür zu öffnen. Sie war verschlossen.

»Er ist heute nicht da«, sagte eine Frau mittleren Alters, die eine Gruppe von Schreibtischen vor dem Büro beaufsichtigte. »Morgen müßte er wiederkommen. Kann ich Ihnen weiterhelfen?«

Ich überlegte, ob ich ihr das Fax geben sollte. Eduardo hatte gesagt, ich dürfe Martins Nachrichten niemandem zeigen. Andererseits war sie seine Sekretärin. Das hier war aber eindeutig eine sehr wichtige Nachricht. Ich erinnerte mich an die versteckte Drohung in Eduardos Stimme und kam zu dem Ergebnis, am sichersten sei es, wenn ich wartete, bis ich Eduardo die Nachricht persönlich übergeben konnte.

»Nein, schon gut«, sagte ich und umrundete das Quadrat der Trader-Tische auf dem Weg zu meinem eigenen Platz.

»Jawoll!« Dave schmiß den Hörer auf die Schreibtisch-

platte, sprang triumphierend auf und riß die Arme hoch, so daß sich sein Bauch weit vorwölbte. Dafür erntete er nur einige flüchtige Blicke der anderen Trader. Ein weiterer kleiner Sieg über den Markt. Wieder ein paar Dollar mehr in der Kasse.

Plötzlich lief es mir eiskalt über den Rücken. Vielleicht hatte Dave recht gehabt. Vielleicht war Martin tatsächlich von gekauften Mördern umgebracht worden. Wenn er von der Geldwäsche bei Dekker Ward gewußt hatte, dann hatte ihn möglicherweise jemand zum Schweigen bringen wollen.

Nein. Die Phantasie ging mit mir durch. Ich kehrte, das Fax in der verkrampften Hand, an meinen Schreibtisch zurück. Am besten, ich gab es Eduardo und vergaß das Ganze. Sollte er sich doch darum kümmern.

Aber Eduardo? Vielleicht wußte er Bescheid? Wenn jemand mit Hilfe von Dekker Ward Geld wusch, hätte es mich nicht überrascht, wenn Eduardo eingeweiht gewesen wäre.

Was um Himmels willen sollte ich nur tun?

Ich blickte mich suchend nach Jamie um, aber der war noch immer bei seiner Präsentation.

Dann sah ich Ricardo auf mich zukommen.

»Wollen Sie die argentinische Position noch halten? Sie ist gegenüber dem Markt ein wenig ins Hintertreffen geraten, nicht wahr?«

Ich ließ das Fax auf meinen Schreibtisch fallen und zwang meine Gedanken, sich wieder dem Markt zuzuwenden. »Die Situation, die uns zum Kauf der Anleihen bewogen hat, ist unverändert«, sagte ich. »Ich bin für Halten.«

»Sie sind der Boß. Warten wir ab, was passiert. Und womit beschäftigen Sie sich im Augenblick?«

Das Fax an Martin Beldecos lag direkt vor ihm, die Schrift nach oben, lediglich teilweise von meinem linken Arm verdeckt. Jetzt wäre der richtige Zeitpunkt gewesen, um Ricardo davon in Kenntnis zu setzen. Es ihm zu übergeben und die ganze Sache zu vergessen.

Doch irgend etwas hinderte mich daran. Wahrscheinlich der Umstand, daß ich die Folgen nicht absehen konnte, von denen ich lediglich wußte, daß sie schwerwiegender Natur sein würden. Ich brauchte Zeit, um über alles nachzudenken.

Also behielt ich meinen Arm auf dem Tisch, verdeckte Martin Beldecos' Namen auf der ersten Seite und sagte nur: »Lesen.«

»Aha. Meinen Sie nicht, daß es an der Zeit wäre, etwas Richtiges zu tun, anstatt nur immer zu lesen?«

»Das wäre toll.«

»Gut. Isabel fliegt heute abend nach Rio, um den *Favela*-Deal zum Abschluß zu bringen. Sie könnte ein wenig Unterstützung gebrauchen. Wollen Sie sie nicht begleiten?«

»Natürlich.« Mein Puls beschleunigte sich bei der Aussicht, so eng mit Isabel zusammenzuarbeiten. Abgesehen davon war es eine große Chance. Meine erste Geschäftsreihe für Dekker Ward und gleich ein Geschäft dieser Größenordnung. Eines, an dem Ricardo persönlich interessiert war. Obwohl ich zugeben mußte, daß er eigentlich an jedem Geschäft persönlich interessiert zu sein schien.

Ich blickte zu ihr hinüber. Sie saß zurückgelehnt in ihrem Stuhl und telefonierte, aber sie hatte Ricardo bei mir

gesehen und schenkte mir ein flüchtiges, aufmunterndes Lächeln.

»Gut. Ich möchte erst einmal sehen, wie Sie sich in den Märkten schlagen, in denen wir heimisch sind, bevor ich Sie auf Rußland ansetze«, sagte Ricardo. »Schauen wir mal, was Sie ausrichten können.«

Eine Stimme unterbrach uns. »Ricardo! Wassili Iwanow vom russischen Finanzministerium auf der Zwölf.«

»Sieh da, die Russen kommen.« Ricardo lächelte und ging an seinen Tisch zurück, um den Anruf entgegenzunehmen.

Isabel legte den Hörer auf. »Ziehen Sie sich einen Stuhl heran«, sagte sie. »Ich erzähle Ihnen, worum es geht.«

»Einen Augenblick«, sagte ich, nahm das Fax und studierte es noch einmal kurz. Dann öffnete ich die unterste Schublade meines Schreibtischs, die noch immer leer war, und deponierte es dort. Ich würde mich später damit befassen, wenn ich Zeit hatte, über alles nachzudenken.

Ich zog mir einen Stuhl heran und setzte mich neben sie. Ihr Parfüm stieg mir in die Nase. Konzentriere dich! Ich mußte mich zur Ordnung rufen.

»Ich habe gesagt, das Ganze würde leichter sein, sobald Sie mit der Praxis in Berührung kommen. Erinnern Sie sich?« Sie lächelte, und flüchtig sah ich ihre Zähne aufblitzen. »Nun, das war vielleicht ein wenig vorschnell von mir. Die Sache hier eignet sich kaum für einen Anfänger.«

»Ich werde mir alle nur erdenkliche Mühe geben.«

»Okay. Lassen Sie mich vor allem anderen die Geschichten erzählen. Wissen Sie, was eine *Favela* ist?«

»Eine Art Elendsviertel, soweit ich weiß?«

»Richtig. In Brasilien hat es in den letzten vierzig Jahren eine massive Landflucht gegeben. Die Leute kommen in die Stadt und wissen nicht, wo sie wohnen sollen. Daher suchen sie sich irgendein unbebautes Grundstück und errichten dort eine Notunterkunft. Die zimmern sie sich aus Holzresten, verrosteten Eisenteilen und ähnlichem zusammen. Dann siedeln sich immer mehr Menschen an, die Hütten werden ein bißchen stabiler, und schließlich entstehen große Stadtviertel, in denen mitunter mehrere tausend Menschen leben. Das sind die *Favelas*.«

»Das hört sich grausig an.«

»Das ist grausig«, sagte Isabel. »Es gibt keine sanitären Einrichtungen. Offene Abwasserkanäle laufen durch die Straßen. Kein fließendes Wasser. Keine Müllabfuhr. Wenn ein Feuer ausbricht, kommt die Feuerwehr nicht durch. Es gibt kaum Schulen oder Krankenhäuser. Dafür gibt es Drogen und Bandenkriege. Es ist schrecklich. Kein Mensch sollte unter solchen Bedingungen leben müssen.«

»Und warum wird nichts unternommen?«

»Man hat es versucht. Doch immer, wenn man die Bewohner vertreibt, errichten sie irgendwo anders eine neue *Favela*. Manchmal baut die Stadt billige Wohnungen für eine begrenzte Anzahl von Menschen. Doch die werden durch viele tausend andere ersetzt. Sie wissen ja, wie wenig Geld heute in Brasilien zur Verfügung steht.«

»Gut. Und wie sieht die Lösung aus?«

»Nun, die Stadtverwaltung von Rio de Janeiro glaubt, eine gefunden zu haben. Sie nennt es das *Favela-Bairro-Projekt*. *Bairro* heißt Nachbarschaft. Der Grundgedanke ist, die *Favelas* zu verändern, statt sie aufzulösen und die

Bevölkerung zu vertreiben. Man will sie in ganz normale Stadtviertel verwandeln, mit Straßen, Gesundheitszentren, Schulen, Parks, Wasserleitungen, Elektrizität. Vor allem aber sollen die Einwohner Rechte an den Grundstücken der *Favelas* erhalten.«

»Sollen sie Eigentümer werden?«

»Nicht ganz, aber sie bekommen lange Pachtverträge, was auf das gleiche hinausläuft. Das wird viel verändern. Sobald die Menschen wissen, daß sie nicht mehr jederzeit vertrieben werden können, werden sie sich bemühen, sie instand zu setzen. Und genauso wichtig, sie haben einen Grund, Neuankömmlinge daran zu hindern, auf ihrem Land zu bauen. So würde alles anders werden. Es würden richtige *Bairros* daraus.«

Diese Argumente kannte ich. »Klingt ein bißchen nach Margaret Thatcher und dem Verkauf der kommunalen Wohnsiedlungen.«

Isabel lächelte. »Richtig.«

Ich dachte einen Augenblick lang nach. »Wird das wirklich funktionieren?«

»Es sollte eigentlich«, sagte Isabel. »Auf jeden Fall ist es einen Versuch wert. Irgend etwas muß geschehen.«

»Und wie soll das Ganze finanziert werden?«

Isabel lehnte sich nach vorne, ganz von ihrem Projekt in Anspruch genommen. »Da kommen wir ins Spiel. Obwohl der World Development Fund gern bereit ist zu helfen, kann die Finanzierung dieses Projekts doch problematisch werden. Im Normalfall müßte das die Stadtverwaltung organisieren. Dort könnten die Mittel aus verschiedenen Haushaltstiteln ergänzt werden, wären dann aber allen

möglichen bürokratischen Auflagen unterworfen. In der Vergangenheit sind Vorwürfe laut geworden, daß Aufträge zu überhöhten Preisen gegen entsprechende Gegenleistungen vergeben worden sind. Außerdem könnte sich dieses Projekt durch Steuern, die man in den *Favelas* erhebt, teilweise selbst tragen, allerdings darf die Stadtverwaltung keine zweckgebundenen Steuern erheben. Daher hat sich die Sache festgefahren.«

»Hört sich wie ein Alptraum an.«

»Das war es auch, bis wir auf die Idee kamen, einen Trust zu bilden.«

»Einen Trust?«

»Ja. Er soll dazu dienen, das Projekt zu finanzieren. Heßen wird er Rio de Janeiro Favela Bairro Trust. Einhundert Millionen Dollar steuert die Stadtverwaltung bei, und zweihundert Millionen soll eine Zehn-Jahres-Anleihe bringen, die vom World Development Fund finanziert wird.«

»Und von Dekker Ward auf den Markt gebracht?«

»Genau.«

»Und dieser Trust ist für die Finanzierung des Projekts zuständig?«

»Richtig. Es wird Vermögensverwalter von der Stadtverwaltung, von der *Favela* und vom World Development Fund geben.«

»Cool.« Ich dachte einen Augenblick nach. »Und wie soll das Geld zurückgezahlt werden?«

»Der Trust erhält den Pachtzins. Da es sich um Pachtzins und nicht um Steuern handelt, kann er für die Bedienung der Anleihen verwendet werden. Wenn er nicht aus-

reicht, springen natürlich die Stadtverwaltung und der World Development Fund ein.«

»Verstehe. Aber wird es dem Magistrat von Rio denn gefallen, wenn er die alleinige Kontrolle über den Fonds verliert?«

»Das war bis jetzt das Problem«, sagte Isabel. »Doch der gegenwärtige Bürgermeister von Rio möchte diese Viertel sanieren. Außerdem hüten sich sein Finanzsenator und er, Aufträge an Parteifreunde zu vergeben. Das wird sicherlich dazu beitragen, daß man die Sache sauber durchziehen kann.«

»Also hat jeder etwas davon.«

»Das zumindest ist beabsichtigt. Brasilien benötigt dringend ausländisches Kapital. Unser Modell sorgt dafür, daß es dorthin gelangt, wo es am nötigsten gebraucht wird.«

Ich war schwer beeindruckt. »War das Ihre Idee?«

»Ja. Oder zumindest die Trust-Struktur. Ich hatte so etwas schon seit längerem vor, aber bisher war niemand daran interessiert. Dann hat Ricardo sich dafür stark gemacht, und nun sieht es ganz danach aus, als ob es doch noch klappen würde. Wenn es uns gelingt, die brasilianischen Bürokraten zu überzeugen, dann haben wir es geschafft.«

»Und wo liegt dann das Problem?«

»Warten Sie's ab.«

Gegen sechs verließ ich das Büro. Früh, nach Dekker-Ward-Maßstäben. Ich mußte noch nach Hause und meine Sachen packen, bevor es in Richtung Heathrow ging. Ich freute mich auf die Reise, war aber auch irgendwie nervös. Alles ging ein bißchen schnell. Ich war kaum drei Tage bei Dekker Ward, und schon machte ich meine erste Reise!

Normalerweise vertraue ich auf meine rasche Auffassungsgabe, aber in Rio, befürchtete ich, würde ich damit an meine Grenzen kommen. Hoffentlich hatte Isabel Geduld mit mir.

Beim Hinausgehen sah ich Jamie wieder an seinem Schreibtisch. Er winkte mich heran.

»Wie war's bei der Versicherungsgesellschaft?« fragte ich aufgeräumt und aufgekratzt.

»Großartig! Sie wollen hundert Millionen Pfund in den Schwellenländern anlegen. Und das ist nur der Anfang. Wenn sie zufrieden sind, soll noch erheblich mehr investiert werden. Ich werde schon dafür sorgen, daß sie rundum zufrieden sind. Das ist, wie du weißt, eine meiner leichtesten Übungen.«

Dann sah er, daß ich mein Jackett anhatte und daß meine abgestoßene Aktentasche prall gefüllt war. »Wohin des Wegs zu so früher Stunde?«

»Brasilien. Ricardo hat mich gebeten, Isabel beim *Favela*-Deal zu unterstützen.«

»Das verspricht interessant zu werden. Isabel ist gut. Du kannst viel von ihr lernen. Ihr Vater ist da unten ein einflußreicher Banker. Man wird auf sie hören. Aber denke daran: Keine Dummheiten!«

Ich lächelte.

»Ah ja, Jamie, bevor ich es vergesse. Ich habe da ein Fax für Martin Beldecos bekommen, über das ich gern mit dir sprechen würde. Ich weiß nicht so recht, was ich damit anfangen soll ...«

Das kleine rote Licht seiner Telefonanlage begann zu blinken. Er nahm den Hörer ab. »Hallo, Robert. War doch

ein erfolgreiches Treffen heute nachmittag, finden Sie nicht?«

Während er aufmerksam zuhörte, formte er mit seinen Lippen lautlos ein »Später«; das war für mich bestimmt.

Ich sah, daß das Gespräch ihn noch einige Zeit in Anspruch nehmen würde. Es hatte keinen Zweck zu warten und zu riskieren, das Flugzeug zu verpassen, daher verabschiedete ich mich mit der Andeutung eines militärischen Grußes und ging.

FÜNF

Humberto Novais Alves, seines Zeichens Finanzsenator von Rio de Janeiro, sprang auf und breitete die Arme aus. »Isabel!« rief er. »*Tudo bem?*« Er küßte sie auf beide Wangen und redete in hektischem Portugiesisch auf sie ein.

Isabel befreite sich aus seiner Umarmung und wandte sich mir zu. »Humberto, darf ich dich mit meinem Kollegen Nick Elliot bekanntmachen? Er spricht kein Portugiesisch, aber Englisch macht dir ja keine Schwierigkeiten.«

»Überhaupt keine!« sagte Humberto und schüttelte mir die Hand. Auf seinem runden Gesicht breitete sich ein Lächeln aus. »Setzt euch, setzt euch.« Er wies auf eine Sitzgruppe. »Kaffee?«

Während Humberto den Kaffee organisierte, sah ich mich in seinem Büro um. Es war groß und repräsentativ eingerichtet, wie es seiner Stellung entsprach. An den Wänden hingen Zeugnisse und Fotos der neuesten Wohnungsbauprojekte. Auf dem ausladenden Schreibtisch lag nicht ein einziges Blatt Papier. Es roch nach neuen Teppichen. In kurzen Abständen dröhnte unten auf der Straße ein Preßluftbohrer. Ich sah zum Fenster hinaus. Wir befanden uns im zehnten Stock. In hundert Meter Entfernung erhob sich der Amtssitz des Bürgermeisters, ein Bürohaus, das noch

etwas höher war als das der Finanzbehörde. Und dahinter breiteten sich das Meer, die Berge und das dichtgedrängte Stadtbild von Rio de Janeiro aus.

Vom Flughafen waren wir direkt hierher gefahren – durch die chaotischen, verdreckten Vororte in Rios Norden in das schäbige Verwaltungszentrum der Stadt. Der Vorplatz der Finanzbehörde, auf dem unser Taxi gehalten hatte, sah aus wie eine Trutzburg. Vier Verteidigungslinien von Sicherheitsbeamten, Empfangsdamen und Sekretären mußten wir überwinden, bevor wir endlich in das Allerheiligste vorgelassen wurden: Humbertos Büro.

Eine Frau mit einem Tablett und drei kleinen Tassen Kaffee kam herein und servierte. Humberto schaufelte sich mehrere Löffel Zucker in seinen Kaffee, Isabel nahm ein paar Tropfen aus einer kleinen, blauen Plastikflasche. Ich trank meinen schwarz; vorsichtig nippte ich an der dicken, dunklen Brühe. Sie war stark und bitter.

»Und wie geht es Ihrem lieben Vater, Isabel?« fragte Humberto, während er sich an den Konferenztisch setzte. Er mochte etwa fünfzig sein und wirkte auf mich eher wie ein Engländer als ein Brasilianer, klein und ein bißchen aufgeschwemmt, mit dunklem Haar, das sich schon deutlich lichtete. Er trug einen eleganten grauen Anzug und einen gestreiften Schal. In Whitehall wäre er überhaupt nicht aufgefallen.

»Gut«, erwiderte sie. »Er arbeitet viel, wie immer.«

»Nicht ohne Erfolg. Man hört, daß sich die Banco Horizonte sehr gut macht. Ihr Ruf ist hervorragend. Wann wurde sie gegründet? Vor acht Jahren?«

»Zehn Jahre sind es im Oktober.«

»Er hat wirklich viel erreicht in zehn Jahren. Bestellen Sie ihm bitte meine herzlichsten Grüße.«

»Gern.« Isabel lächelte ein wenig gequält. Ich hatte den Eindruck, daß viele ihrer geschäftlichen Besprechungen in Brasilien mit ihrem Vater begannen.

Humberto nahm einen Schluck Kaffee und zündete sich eine Zigarette an. »Nun, Isabel, meine Liebe, es gibt gute Nachrichten. Sehr gute Nachrichten. Endlich fügt sich alles zum Besten. Gestern ist der Rio de Janeiro Favela Bairro Trust offiziell gegründet worden. Und mir wurde die Ehre zuteil, zum Vorsitzenden gewählt zu werden.« Er legte die Hand auf die Brust und machte eine ironische Verbeugung.

»Der Bürgermeister befürwortet das Projekt vorbehaltlos, wirklich vorbehaltlos. Zehn Abteilungen der Stadtverwaltung arbeiten daran.« Er zählte sie an seinen fleischigen Fingern auf: »Finanzen, Gesundheit, Stadtplanung, Erziehungsbehörde, Wohnungsamt, Feuer, Wasser, Umweltamt, Sozialbehörde und das Büro des Oberstaatsanwalts. Und sie arbeiten alle zusammen, was, wie Sie wissen, selten genug vorkommt.«

»Wunderbar!« Isabel strahlte. Offenbar übertraf das ihre kühnsten Erwartungen.

»Haben Sie die Dokumente, die ich Ihnen geschickt habe?«

»Die sind hier«, sagte Isabel und klopfte auf ihren Aktenkoffer. »Ich habe ein paar Ergänzungen. Nichts Wichtiges, aber wir müssen einige Änderungen vornehmen, um sicherzugehen, daß alles so abläuft, wie wir es uns vorstellen. Und dann haben wir natürlich morgen noch die Be-

sprechungen mit den Ratingagenturen. Doch die sollten eigentlich kein Problem sein. Sie haben nur noch ein oder zwei abschließende Fragen.«

Die Ratingagenturen bewerten die Bonität eines jeden Emittenten, der neue Anleihen auf den Markt bringt. Da Isabel eine so komplizierte Struktur ausgearbeitet hatte, hatten die Agenturen viel Arbeit gehabt, was sie aber nicht weiter gestört hatte.

»Gut. Ziehen wir Rafael hinzu. Einen Augenblick.« Er nahm den Hörer ab und sprach ein paar schnelle portugiesische Worte hinein. »Er kommt in fünf Minuten.«

Er legte die Hände auf den Konferenztisch und strahlte uns an. »Sobald wir uns über die Verträge geeinigt haben und das Okay der Ratingagenturen vorliegt, gibt es von unserer Seite aus nichts mehr, was der Sache im Wege stünde.«

»Dann können wir sie also, wie geplant, Ende nächster Woche unter Dach und Fach bringen?«

»Soweit es uns betrifft, ja.«

In der Stimme des Senators war ein Unterton, der Isabel stutzig machte. »Humberto?«

»Es gibt noch ein kleines Problem. Wahrscheinlich ist es nicht der Rede wert.«

»Ja?«

»Der World Development Fund muß noch ein paar Einzelheiten mit Washington klären. Er will sich Anfang nächster Woche wieder melden.«

»Was für Einzelheiten?«

Humberto zuckte mit den Achseln.

»Ich rufe dort an«, sagte Isabel.

»Gut. Isabel, wir machen das Geschäft, ich verspreche es Ihnen.«

Isabel lächelte. »Worauf Sie sich verlassen können.«

Es klopfte leise an der Tür. Rafael von der Rechtsabteilung trat ein. Wir zogen uns in einen Konferenzraum zurück, wo wir die Verträge durchgingen, die Isabel mitgebracht hatte. Ich mußte sie ein paarmal lesen, um die Struktur in ihren Umrissen zu verstehen. Aber dann konnte ich mich doch mit ein paar Vorschlägen einklinken. Es war ein gutes Gefühl, einen Beitrag zur Veränderung der Verhältnisse zu leisten.

Als wir im Taxi ins Hotel fuhren, fragte ich Isabel, ob sie mit dem Verlauf der Besprechung zufrieden sei.

»Sehr. Nach einem Jahr sieht alles danach aus, als wären wir endlich am Ziel. Humberto ist immer sehr optimistisch gewesen. Er hat gesagt, es würde keine Schwierigkeiten machen, all die Genehmigungen zu bekommen, aber ich muß zugeben, daß ich ihm nicht ganz geglaubt habe. Und nun sieht es so aus, als hätte er es tatsächlich geschafft.«

»Was ist mit dem World Development Fund?«

Isabel runzelte die Stirn. »Ich habe nicht die leiseste Ahnung, aber das kriege ich heraus, sobald wir wieder im Hotel sind. Übrigens, vielen Dank für Ihre Hilfe bei der Besprechung. Sie haben wirklich eine schnelle Auffassungsgabe.« Sie schenkte mir ein scheues Lächeln, ein Lächeln, für das ich glatt gestorben wäre.

»Danke«, sagte ich mit brüchiger Stimme.

Der Taxifahrer mogelte sich durch den Verkehr von Rio, überfuhr rote Ampeln, wich Schlaglöchern in der Fahrbahn aus, fluchte und hupte sich durch Staus. Schließlich fuhren

wir in einen Tunnel, und der Verkehr wurde schneller. Am Ufer eines breiten Sees tauchten wir wieder aus dem Untergrund auf. Um uns herum wuchsen Apartmenthäuser in den Himmel und dahinter die hohen, grünen Rücken der Berge. Auf einem von ihnen stand die Christusstatue, die Arme ausgebreitet, als wolle sie die Stadt unter sich umarmen. Die Umrundung des Sees vollzog sich wieder im Schneekentempo. Kaum daß wir es schafften, die Heerschar der Jogger und Spaziergänger zu überholen. Zwei Ruderboote glitten über den See; ihre Riemen bewegten sich in vollkommenem Gleichtakt. Angesichts dieser atemberaubenden grünen Bergkulisse war kaum zu glauben, daß wir uns im Herzen einer Stadt befanden.

Die nächsten Tage in Rio würden nicht ganz leicht sein. Nicht der geschäftliche Teil. Mit der Besprechung und der Rolle, die ich darin gespielt hatte, war ich zufrieden. Nein, Isabel war das Problem. Ihre Gegenwart brachte mich aus dem Gleichgewicht. Sie brauchte gar nichts anderes zu tun, als einfach nur neben mir zu sitzen und in einer Zeitschrift zu blättern, und schon war es um meinen Seelenfrieden geschehen. Die Art und Weise, wie sie sich beim Lesen auf die Lippen biß, wie ihr Haar auf den elegant geschwungenen Hals fiel, wie sich die Kontur ihres Schlüsselbeins über dem leichten Sommerkleid abzeichnete – das war genug, mehr als genug.

Ich hatte eigentlich von mir angenommen, daß ich eine gewisse Übung darin hätte, hübsche Frauen zu ignorieren, sofern es erforderlich war. Ich hatte schon eine Menge eifriger Studentinnen unterrichtet, die in Liebe zu einer wunderbaren Literatur entbrannt waren und dieses Gefühl nur

allzugern auf den Mann übertrugen, der sie mit ihr bekannt machte. Heute sind in der akademischen Welt Beziehungen zwischen Dozenten und Studenten jedoch äußerst verpönt, und so war es mir mit Erfolg gelungen, jegliches Interesse an diesen jungen Mädchen zu unterdrücken.

Im Flugzeug hatte ich versucht, mit Isabel ins Gespräch zu kommen. Sie war nicht eigentlich unfreundlich gewesen, aber auch nicht gerade gesprächig. Ihre Zurückgenommenheit hatte jede Unterhaltung schon im Keim erstickt, wodurch sie mir um so anziehender erschien, sofern das überhaupt noch möglich war. Alles wäre viel leichter für mich gewesen, wenn sie gesagt hätte: »Halten Sie endlich den Mund, und lassen Sie mich in Ruhe.« Schließlich hatte ich es aufgegeben und mich während der Nacht in die Lektüre von Rentenmarktberichten vertieft, bis endlich in der Morgendämmerung die nördlichen Vorstädte von Rio de Janeiro aufgetaucht waren.

Nach ein paar Minuten hielt das Taxi vor dem Copacabana Palace, das in einer Zeile gesichtsloser Hotels und Apartmenthäuser gegenüber dem berühmten Strand gleichen Namens lag. Es war ein niedriges, weißes Gebäude, dessen elegante Art-déco-Fassade an seine Blütezeit in den dreißiger Jahren erinnerte, als sich hier die Schönen und die Reichen ein Stelldichein gaben. Fred Astaire und Ginger Rogers hatten hier getanzt, so hatte ich gelesen, Noël Coward und Eva Peron dem Glücksspiel gefrönt. Als unser Taxi zum Stehen kam, öffnete ein Mann in perfekt sitzender weißer Uniform die Tür, während ein anderer sich unseres Gepäcks annahm. Nachdem wir eingekocht hatten, wurden wir durch einen Innenhof mit einem Swimmingpool

geführt, dessen Wasser vor den blendend weißen Hotelmauern in kühllem Blau erstrahlte. Eine einzelne Schwimmerin zog einsam ihre Bahn. Im Schatten eines ausladenden, breitblättrigen Baumes tranken zwei Banker und ein Touristenehepaar mittleren Alters Kaffee. Ehrlich gestanden, ich war tief beeindruckt. Gewiß, ich reiste nicht zum erstenmal; ich hatte Indien, Thailand, Marokko bereist, war aber nie in einer Unterkunft abgestiegen, die mich mehr als zwanzig Pfund pro Nacht gekostet hatte. Damit ließ sich die Übernachtung im Copacabana Palace ganz offenkundig nicht bestreiten. Isabel, die das Hotel natürlich kannte, ging schnellen Schrittes an der ganzen Pracht vorbei.

Oben in meinem Zimmer angekommen, holte ich mir ein kühles Bier aus der Minibar und trat auf den Balkon hinaus. Unter mir lag der Pool, und dahinter, jenseits des friedlichen Atriums des Hotels und des nicht abreißenden Verkehrsstroms auf der Avenida Atlântica, entfaltete sich das bunte Strandleben der Copacabana. Am Rande der Sandfläche bewegte sich eine Gruppe gesundheitsbewußter Spaziergänger, die gelegentlich innehielt, um ein paar rhythmische Gymnastikübungen auszuführen. Der Strand selbst war regelrecht mit braunen und schwarzen Körpern übersät. Es war ein Strand, an dem ein geschäftiges Treiben herrschte: Man spielte Volleyball oder Fußball, verkaufte Eiskrem oder lustige Hüte, ging herum oder saß da und beobachtete das Treiben. Und dahinter begann das Meer, ein sanftes, blaues Wogen, das erst ein paar Meter vor dem Strand in eine weiße Brandung zerstäubte, um hübsch und dekorativ auf dem bleichen Sand auszulaufen.

Ich befreite mich von Jackett und Schlips, nahm einen

Schluck kühlen Bieres, schloß die Augen und hielt das Gesicht in die laue Wärme des Spätnachmittags. Die sich überlagernden Geräusche von Verkehr und Wellen übten eine beruhigende Wirkung auf mich aus. Ich begann mich zu entspannen.

Langsam brachten meine Gedanken Ordnung in das Durcheinander der letzten Tage: die erste Woche bei Dekker Ward und meine Versuche, all das Neue zu verarbeiten, das auf mich einstürmte, die komplizierten Bedingungen des *Favela*-Deals, die Faxe an Martin Beldecos.

Ich wußte noch immer nicht, was ich von ihnen halten sollte, und bedauerte, daß sich vor meiner Abreise keine Gelegenheit ergeben hatte, die Angelegenheit mit Jamie zu besprechen. Es hatte den Anschein, als würde bei Dekker Trust Geld gewaschen. Ich hatte keine Ahnung, ob Ricardo und Eduardo davon wußten. Ebenso unklar war, was ich eigentlich damit zu tun hatte. Mein Instinkt sagte mir, daß ich besser die Finger davon ließ, zumindest solange, bis ich mich ein wenig mehr bei Dekker Ward eingelebt hatte. Jedenfalls konnte die Angelegenheit warten, bis ich zurück war.

Es klopfte. Isabel.

»Kommen Sie herein«, sagte ich. »Möchten Sie ein Bier?«

Sie schüttelte den Kopf. Ich trat wieder auf den Balkon hinaus, und sie folgte mir.

»Das ist einfach überwältigend«, sagte ich.

»Rio ist schön«, sagte sie nüchtern. »Und wenn Sie bei Dekker Ward arbeiten, landen Sie meist in den hübschesten Hotelzimmern.«

Sie trug ein schlichtes, schwarzes Sommerkleid und lehn-

te sich an das Balkongeländer. Ich bekam eine trockene Kehle. Rasch nahm ich einen Schluck Bier.

»Ich habe versucht, Jack Langton zu erreichen, meinen Kontaktmann beim World Development Fund, ohne Erfolg«, sagte sie. »Ich habe ihm eine Nachricht hinterlassen, er soll mich morgen im Finanzministerium anrufen.«

»Okay.«

»Ich esse mit ein paar alten Freunden zu Abend. Kommen Sie allein zurecht?«

»Natürlich.«

»Nehmen Sie nicht zuviel Geld mit, wenn Sie ausgehen, und wenn es jemand von Ihnen haben will, dann geben Sie es ihm.«

»Ja, Mama.«

Sie lächelte und errötete. »Tut mir leid, aber die Stadt kann für Fremde sehr gefährlich sein.«

»Es ist nett, daß Sie mich darauf hinweisen. Aber keine Angst, ich passe schon auf mich auf.«

Sie wollte gehen, zögerte dann aber. »Am Samstag esse ich mit meinem Vater zu Mittag. Haben Sie Lust mitzukommen? Er liebt russische Romane. Ich glaube, er würde sich freuen, Sie kennenzulernen.«

Ich versuchte, meine Überraschung zu verbergen. »Sehr gern, vielen Dank.«

»Gut«, sagte sie und ging.

Ich saß auf dem Balkon und sah dem Abend zu, wie er sich auf den Strand senkte. Dann nahm ich mir ein paar *Reais* und reihte mich in den Strom der Passanten auf der Avenida Atlântica ein.

Die Besprechungen mit den Ratingagenturen am Freitag verliefen reibungslos. Sie schienen mit der Art, wie sich alles ineinanderfügte, zufrieden zu sein. Nur der Umstand, daß wir nichts vom WDF hörten, machte uns ein bißchen Sorge. Daher rief Isabel während der Mittagspause an und erfuhr, daß Jack Langton den ganzen Tag über unterwegs war und am Montag zurückrufen würde.

Am Samstag morgen versuchte ich ohne viel Hoffnung, Pedro Hattori in der Firma zu erreichen. Doch ich hatte Glück. Aufgrund unbestätigter Gerüchte über einen Generalstreik, der in der kommenden Woche stattfinden sollte, waren meine argentinischen Discounts um einen Punkt abgesackt. Pedro sagte mir, ich solle mir keine Sorgen machen, an den Gerüchten sei nichts dran. Doch das tröstete mich nicht.

Am Morgen sah ich mir Rio an. Es war ein überwältigender Eindruck. Nie habe ich, was die natürliche Umgebung angeht, eine schönere Stadt gesehen. Eine schier unglaubliche Mischung aus Meer, Strand, Wald und Bergen, und das alles so dicht zusammengedrängt, daß es unmöglich erschien, darin auch noch eine Stadt unterzubringen. Egal, wo ich mich befand, immer schien ich einen Strand vor mir und einen Berg hinter mir zu haben. Die Gebäude selbst waren nicht besonders ansprechend: Alles, was in Rio alt ist, sieht heruntergekommen und schäbig aus, aber selbst die schmucklosesten modernen Gebäude profitieren von dem Zauber, der sie umgibt.

Um ein Uhr kehrte ich ins Hotel zurück; Isabel erwartete mich schon. Wir sprangen in ein Taxi und ließen uns nach Ipanema fahren, wo ihr Vater wohnte. Der Strand

von Ipanema unterschied sich etwas von der Copacabana. Zwar hatte er den gleichen weißen Sand und war von ähnlichen tiefgrünen Bergen umgeben, aber die Apartmenthäuser schienen neuer und besser instand zu sein, und die Menschen am Strand wirkten anders, gelassener. Etwa alle hundert Meter wölbten sich die runden Kuppeln einer Gruppe von Telefonzellen wie riesige gelbe und orangefarbene Motorradhelme. In den meisten standen lachende und scherzende Mädchen in Shorts und Bikinioberteilen. Die Mädchen, denen ich gestern abend bei meinem Spaziergang an der Copacabana begegnet war, hatten wie Huren ausgesehen. Diese hier sahen wie Schulmädchen aus, die sich für einen lustigen Tag am Strand verabredeten. In Ipanema gab es Sonne, Meer, Sand und Geld.

Doch am Ende des Strandes hinter einem kastenförmigen Hotel sah ich eine Ansammlung winziger Hütten, kleiner quadratischer Kisten, die am Berghang klebten und aussahen, als würden sie jeden Augenblick ins Meer stürzen. Sie standen dicht an dicht und sahen behelfsmäßig aus: Keine Kante war wirklich gerade, kein Gebäude ganz vollständig. Eine *Favela*.

»Es ist schon sehr merkwürdig, die beiden Extreme so dicht zusammenzusehen«, sagte ich. »Reich und arm. Das ist fast obszön.«

»Es ist obszön«, erwiderte Isabel.

Wir bogen in eine Seitenstraße ein und hielten vor einem schmiedeeisernen Tor, das mit einer kleinen Videokamera und einem elektronischen Kombinationsschloß versehen war. Über uns erhob sich ein sandfarbenes

Apartmenthaus. Surrend öffnete sich das Doppeltor, und das Taxi fuhr uns bis zur schwarzen Rauchglastür.

Als wir in die kühle Vorhalle traten, wurde Isabel von dem Portier in Livree lächelnd begrüßt. Auch der Boy, der uns zu einem holzgetäfelten Fahrstuhl führte, trug Livree. Im fünfzehnten Stock öffneten sich die Lifttüren, und wir betraten eine Diele.

»Isabel!« rief eine tiefe Stimme. Ein hochgewachsener Mann mittleren Alters, der sich leicht gebeugt hielt, erwartete uns. Er breitete die Arme aus.

»Papai«, sagte sie und umarmte ihn.

Isabels Vater hatte ihre lange romanische Nase, die bei ihm sehr vornehm aussah. Über seine halbkreisförmigen Brillengläser sah er mich an.

»Ich bin Luís. Willkommen.« Er gab mir die Hand und lächelte. Sehr groß war er. Trotz seiner gebeugten Haltung mußte ich zu ihm aufsehen, und ich bin fast einsneunzig groß. Sein Haar war noch schwarz, begann sich aber zu lichten. Er hatte ein sehr freundliches Gesicht, in dem die viele Sonne und das Lachen kleine Fältchen hinterlassen hatten. »Kommt weiter, kommt weiter.«

Er führte uns in ein großes Wohnzimmer. Die Möbel waren niedrig und entweder aus dunklem Holz oder Bambus. An den Wänden hingen große Bilder mit hellen, kräftigen Farben. Durch großflächige Fenster, die auf einen Balkon rührten, flutete das Sonnenlicht herein. Dahinter erstreckte sich leuchtend blau das Meer.

Plötzlich waren in der Diele hinter uns schnelle, schwere Schritte zu hören. »Isabel!« ertönte eine heisere Stimme, und eine dicke Schwarze in dunkler Uniform und Schürze

polterte ins Zimmer. Schwer atmend von der ungewohnt raschen Bewegung, griff sie sich Isabel und küßte sie schmatzend auf beide Wangen. Isabel strahlte und sprach hastig auf die dicke Frau ein. Unter viel Lachen tauschten sie sich auf das Lebhafteste aus, und dann wurde die Frau meiner ansichtig. Eine geflüsterte Bemerkung von ihr ließ Isabel erröten, die sich abwandte und ihr spielerisch auf die Schulter schlug.

»Seit meiner frühesten Kindheit ist Maria mein Kindermädchen«, sagte Isabel. »Sie glaubt noch immer, daß sie mir sagen kann, was ich zu tun und zu lassen habe.«

Ich reichte Maria die Hand. »*Tudo bem?*« sagte ich und mobilisierte damit fünfzig Prozent meines portugiesischen Wortschatzes. Ihr Grinsen wurde noch breiter, und sie überschüttete mich mit einem portugiesischen Wortschwall. Ich begnügte mich mit »*Obrigado*« – Danke – als Antwort, was sie regelrecht in Ekstase versetzte.

Luís hatte das Ganze amüsiert mit angesehen. »Möchten Sie etwas zu trinken? Haben Sie schon mal eine *Caipirinha* probiert?«

»Nicht, daß ich wüßte.«

»Dann ist es höchste Zeit.« Er richtete ein paar Worte an das Mädchen, das an der Tür wartete und daraufhin verschwand.

Luís führte uns auf den Balkon. Obwohl der Tisch und die Stühle im Schatten standen, blendete mich der Glanz der Mittagssonne, der von den weißen Wänden der benachbarten Gebäude reflektiert wurde. Über sie hinweg blickten wir auf die Bucht von Ipanema, ihr erstaunliches Blau, das von dem kräftigen Grün vieler kleiner Inseln ge-

punktet wurde. Bunte tropische Blumen wucherten aus den Kübeln auf der Terrasse, und eingerahmt wurde der Blick durch eine Bougainvillea, die in voller purpurner Blüte stand. Eine leichte Brise trug uns die murmelnden Geräusche von Verkehr, Meer und Menschen zu. Direkt unter uns lagen zwei Tennisplätze und ein Swimmingpool inmitten einer Grünfläche. Wahrscheinlich ein Privatklub.

Das Mädchen kam mit den Getränken zurück. Die *Caipirinha* erwies sich als kräftiger Rum in Limonensaft. Das schwere Aroma des Rums, die Säure des Limonensaftes, die Kälte des Eises und der Kick des Alkohols ergaben eine köstliche Mischung.

Lächelnd beobachtete Luís mich. »Na, wie schmeckt er Ihnen?«

»Er schmeichelt dem Gaumen.«

»Vorsicht«, sagte Isabel. »Die *Caipirinha* ist gefährlich.«

Luís lachte leise.

»Danach dürfte London schwer zu ertragen sein«, sagte ich zu Isabel und blickte vielsagend auf die Bucht hinaus.

Sie lachte. »Wohl wahr. Als Brasilianerin braucht man eine gehörige Portion Tapferkeit, um durch einen Londen-Winter zu kommen.«

»Isabel hat mir berichtet, daß Sie bei Dekker Ward mit ihr zusammenarbeiten«, meinte Luís.

»Was man in meinem Fall so Zusammenarbeit nennen kann. Meine Erfahrung im Bankgeschäft erstreckt sich über kaum mehr als eine Woche. Aber Sie sind selbst Banker, wie ich gehört habe?«

»Ja. Ich komme aus einer Familie von Großgrundbesitzern im Bundesstaat São Paulo. Im Laufe der Generationen

hat sie eigentlich nur eine Fähigkeit unter Beweis gestellt: aus einem großen Vermögen ein kleineres zu machen. Insofern bin ich wohl irgendwie aus der Art geschlagen.« Er warf Isabel einen Blick zu. »Und nun sieht es ganz danach aus, als ob uns das Bankgeschäft ins Blut übergegangen sei.«

Isabel wurde rot. »Es macht mir Spaß, Papai, hörst du? Ich habe eine gute Stellung, und ich mache meine Sache gut.«

»Davon bin ich überzeugt«, sagte Luís mit einer winzigen Spur von Herablassung in der Stimme. Isabel bemerkte es und runzelte die Stirn. »Isabel hat mir erzählt, daß Sie vorher Russisch gelehrt haben?«

»Ja. An der School of Russian Studies in London.«

»Wunderbar. Wie gern würde ich diese Sprache beherrschen. Ich habe viele russische Romane gelesen, all die großen, aber ich stelle es mir einfach herrlich vor, sie im Original kennenzulernen.«

»Das ist es«, sagte ich. »Die russische Prosa ist faszinierend. Sie klingt schon fast wie Lyrik. Die Klangwirkungen, Resonanzen, Nuancen, die Autoren wie Tolstoi und Dostojewski hervorrufen können, sind überwältigend und außerdentlich schön.«

»Und wer ist Ihr Lieblingsautor?«

»Oh, eindeutig Puschkin, aus den genannten Gründen. Er leistet Dinge mit der Sprache, die vor ihm noch niemand vermocht hat. Und er ist ein Vollbluterzähler.«

»Ich denke oft, daß Brasilien ein bißchen wie Rußland ist«, sagte Luís.

»Tatsächlich?«

»Ja. Beide Länder sind riesig. Beide Völker scheinen ganz in der Gegenwart zu leben. In beiden ist Armut und Korruption an der Tagesordnung, beide verfügen aber auch über große Möglichkeiten, deren Verwirklichung jedoch immer wieder scheitert. Wissen Sie, daß man von Brasilien sagt, es sei das Land der Zukunft und werde es immer bleiben?« Er lächelte. »Aber wir geben nicht auf. Wir trinken, tanzen, amüsieren uns, und morgen sterben wir vielleicht.«

Ich dachte über seine Worte nach. Sie beschrieben exakt jene eigenartige Mischung aus überschäumender Lebensfreude und Melancholie, die mich von Beginn an an der russischen Literatur so fasziniert hatte. »Vielleicht haben Sie recht. Leider kenne ich Brasilien zuwenig. Ich nehme an, das Klima ist besser.«

Luís lachte. »Richtig. Es lässt einen das Leben leichter genießen.«

»Ein faszinierendes Land. Ich würde gern mehr darüber in Erfahrung bringen.«

Luís nahm meinen Arm. »Kennen Sie Tolstois Novelle *Herr und Knecht!*«

Ich lächelte. »Es ist noch keine drei Wochen her, daß ich über sie ein Seminar abgehalten habe.«

»Sie scheint wie für Brasilien geschrieben.«

»Was ist das für eine Geschichte, Papai?« wollte Isabel wissen.

»Erzählen Sie sie«, meinte Luís zu mir.

»Ein Kaufmann und sein Knecht verirren sich in einem Schneesturm. Der Kaufmann reitet, um sich in Sicherheit zu bringen, mit dem einzigen Pferd davon, während der

Knecht laufen muß. Nach einiger Zeit wird der Kaufmann vom Pferd abgeworfen. Während er sich durch den Schnee schleppt, denkt er über die Nutzlosigkeit seines Lebens nach, das er allein und in Selbstsucht verbracht hat. Daraufhin kehrt er um und findet den Knecht erfrierend im Schnee liegen. Der Kaufmann umarmt den Knecht, hüllt ihn ein wie eine Decke. Am Morgen, als der Sturm sich gelegt hat, werden die beiden entdeckt. Der Knecht hat überlebt, doch der Kaufmann war gestorben.«

Isabels große, dunkle Augen hingen an meinen Lippen.
»Die Geschichte ist sehr schön.«

»Sie bringt Tolstois Überzeugungen hinsichtlich der Verpflichtungen des Adels zum Ausdruck«, sagte ich.

»Wir Brasilianer täten gut daran, uns das ebenfalls zu eigen zu machen«, sagte Luís.

»Leider haben sie auch zu viele Zeitgenossen Tolstois mißachtet. Vierzig Jahre später kam die Revolution.«

»Hier wird es keine Revolution geben. Nur Anarchie, Gewalt und Armut.«

»Hat Ihnen Isabel erzählt, was wir hier machen?« fragte ich.

Isabel wirkte peinlich berührt.

»Von meiner Tochter höre ich nicht viel über ihre Arbeit«, sagte er. »Ihre und meine Bank sind häufig Konkurrenten, von daher ist es wohl auch gut so.«

Ich war mir nicht sicher, ob es sich hier wirklich um ein Geschäftsgeheimnis handelte, daher sah ich Isabel an. Sie zuckte mit den Achseln. Also berichtete ich ihm von dem *Favela*-Deal. Aufmerksam hörte er zu und sah hin und wieder zu Isabel hinüber, die seinen Blicken auswich.

Nachdem ich geendet hatte, schwieg er einen Augenblick. Schließlich fragte er: »Was habt ihr gesagt, wann werden die Anleihen ausgegeben?«

»Wir hoffen, in zwei Wochen«, antwortete Isabel.

»Na, dann sagt euren Leuten, sie sollen mich anrufen. Ich möchte unbedingt, daß die Bank ein paar kauft.«

»Aber Papai, du machst doch nie Geschäfte mit Dekker Ward!«

»Stimmt, aber das hier ist etwas andres. Ich denke, die Banco Horizonte muß solche Initiativen unbedingt unterstützen.«

Isabel blieb der Mund offenstehen.

»Mach nicht ein so erschrecktes Gesicht, mein Liebling.«

»Du machst das doch nicht, Papai, um mir einen Gefallen zu tun, oder?«

»Quatsch. Es ist eine gute Idee, die man unterstützen muß. Ich freue mich, daß du so gute Arbeit leistest. Ah, da kommt das Essen.«

Wir setzten uns zu Tisch. Das Mädchen hatte Steaks und Salat gebracht. Das Fleisch war zart und hatte einen ausgezeichneten Geschmack, ganz anders als sein britisches Pendant. Der Salat bestand aus einer Fülle exotischer Pflanzen, die ich noch nie gesehen hatte. Er sah sehr appetitlich aus.

Anfänglich herrschte Schweigen, während wir dem Essen zusprachen. Luís ergriff schließlich die Initiative. »Ich habe nachgedacht, Isabel. Hättest du nicht Lust, bei mir in der Bank zu arbeiten?«

Beunruhigt blickte Isabel zuerst mich an und dann ihren Vater. »Um was genau zu tun?«

»Ich weiß nicht, aber ich bin sicher, daß wir etwas für dich finden würden. Du hast jetzt viel Erfahrung. Du könntest uns bestimmt sehr nützlich sein.«

»Papai ...«

»Es wäre gut für dich. Du könntest wieder nach Rio kommen. Seßhaft werden ...«

»Papai!« Isabel warf mir einen kurzen Blick zu und kehrte dann wieder zu ihrem Vater zurück, um ihn mit einem wütenden Redeschwall in Portugiesisch zu überschütten. Luís versuchte zu protestieren, kam aber nicht zu Wort. Schließlich verfielen sie beide in tiefes Schweigen.

Langsam und sehr konzentriert bearbeitete ich mein Steak. Luís wandte sich an mich. »Ich muß mich für meine Tochter entschuldigen ...«

»Machen Sie sich deshalb keine Gedanken«, sagte ich. »Wozu hat man Familienangehörige, wenn man nicht hin und wieder eine etwas lebhaftere Diskussion mit ihnen führen kann. Ich habe mich gefragt«, fuhr ich rasch fort, »ob ich nicht vielleicht einmal eine *Favela* sehen kann.«

Ich sagte es zwar vor allem, um das Schweigen zu brechen und um der Situation die Spannung zu nehmen, aber ich war schon sehr interessiert an diesen Vierteln, von denen ich schon so viel gehört, die ich aber noch nie wirklich zu Gesicht bekommen hatte.

»Ihr könnetet Cordelia besuchen«, sagte Luís.

Isabel schmolzte noch, riß sich aber zusammen. »Ja, das könnten wir machen, wenn Sie Lust dazu haben.«

Ich hüstelte. »Sehr schön«, sagte ich. »Wer ist Cordelia?«

»Oh, Cordelia ist meine Schwester. Sie leitet einen Hort für Straßenkinder in einer der *Favelas*. Ich glaube, sie hat

heute nachmittag Dienst. Wir könnten nach dem Mittagesen hingehen.«

»Gern«, sagte ich.

»Übrigens, Cordelia hat höchst erfreuliche Neuigkeiten zu berichten«, sagte Luís zu Isabel.

Isabel überlegte einen Augenblick und blickte dann ihren Vater an. »Sie ist doch nicht etwa schwanger?« In ihren Mundwinkeln arbeitete es.

Luís zuckte mit den Achseln, konnte aber ein Lächeln nicht unterdrücken. »Das mußt du sie schon selber fragen.«

Isabel lächelte verzückt. »Was für eine herrliche Neuigkeit. Sie ist bestimmt überglücklich. Und du erst. Du wirst bestimmt ein wunderbarer Großvater.«

Luís strahlte. Offenkundig freute er sich schon auf die neue Rolle.

»Also, wir müssen heute nachmittag unbedingt zu ihr«, sagte Isabel zu mir.

»Ich möchte auf gar keinen Fall stören. Vielleicht sollten Sie besser allein hingehen.«

»Nein, ich würde mich freuen, wenn Sie sie kennenlernen«, sagte Isabel. Das überraschte mich ein wenig. Was lag ihr daran, daß ich ihre Schwester kennenlernennte? »Ich meine natürlich, der Hort wird Sie sehr interessieren.«

»Gut, wenn das so ist, dann komme ich ausgesprochen gern mit.«

SECHS

Ich schwitzte wie ein Schwein, als ich mich unter der Spät-nachmittagssonne den staubigen Weg hochquälte. Heftig keuchend, sog ich mit jedem Atemzug den fauligen Gestank menschlicher Ausscheidungen ein, dem sich noch der Geruch von verdorbenen Lebensmitteln und Alkohol hinzugesellte. In England gehe ich als groß, dunkel und schlank durch. Aber hier, während ich diesen Hügel aus Schmutz und Schlamm hochkletterte, fühlte ich mich wie ein großer, weißer, fetter, reicher Mann.

Luís' Auto und Fahrer hatten wir am Fuß des Hügels zurückgelassen. Die meisten *Favelas* liegen auf Hügeln, die zu steil sind, um richtige Häuser darauf zu bauen. Zu beiden Seiten des Weges drängten sich behelfsmäßig zusammengezimmerte Hütten. Sie waren aus den verschiedensten Materialien erbaut, aber Ziegelsteine und Sperrholz schienen vorzuerrschen. Kleine Löcher in den Wänden dienten als Fenster. Gelegentlich hörte ich ein geheimnisvolles Rascheln in der Dunkelheit dahinter. Wäschestücke, die zum Trocknen von den Fenstersimsen herabhingen, ergänzten das Ziegelrot oder Mörtelgrau der Hütten durch ein paar bunte Farbtupfer. Überall sah man Kinder; die meisten Jungen waren nur mit kurzen Hosen bekleidet. Eine Gruppe spielte mit einem Reifen, eine andere mit einem

Fußball; ein schwieriges Unterfangen auf diesem steilen Abhang. Vor uns stakste ein Zweijähriger mit knallgelben Haaren und greinte, bis ihn eine schwarze Frau, die hinter ihm hertrottete, auf den Arm nahm.

Wir kamen an einer Reihe von Ständen vorbei, an denen Gemüse und Obst verkauft wurde. Einer der Händler, ein Mann mit bronzenfarbener Haut, trug ein T-Shirt, auf dem in Englisch zu lesen stand: *Wer mit dem meisten Spielzeug stirbt, hat gewonnen*. Wo zum Henker hatte er das nur her?

Eine Gruppe älterer Kinder musterte uns mit kalten, stolzen Augen, als wir an ihnen vorbeikamen. Sie reichten eine Tüte herum: Mit einem Ausdruck feierlicher Konzentration nahm jedes von ihnen einen tiefen Atemzug dar aus.

»Sind Sie sicher, daß es hier nicht gefährlich ist?« fragte ich.

»Nein«, sagte Isabel, schwer atmend, ein paar Schritte vor mir.

»Es ist also gefährlich?«

»Ja.«

»Oh.«

Seit zwei Tagen hatte es nicht geregnet, aber hin und wieder verwandelte sich der Untergrund aus Staub in Matsch. Neben dem Weg verlief ein offener Abflußkanal. Ich versuchte, nicht daran zu denken, in was ich da möglicherweise gerade trat.

Schließlich erreichten wir ein kleines Plateau, auf dem eine behelfsmäßige Kirche stand, klein und weiß, und ein größeres rechteckiges Gebäude, das mit bunten Wandgemälden verziert war. Ich blieb stehen, um wieder zu Atem

zu kommen, und wandte mich um. Unter mir entfaltete sich eine der eindrucksvollsten Landschaften, die ich je erblickt hatte. Die weißen Gebäude der Stadt schlängelten sich zwischen grünen Hügeln hinab zum Meer, das in der Ferne glitzerte. Ich suchte die Christusstatue, die man in Rio von fast jedem Punkt aus sieht, aber sie verbarg sich hinter Wolken, die an den Bergen dahinter hängengeblieben waren.

»Für dieses Plätzchen würde manch einer ein hübsches Sümmchen hinblättern«, sagte ich.

»Glauben Sie mir, diese Leute bezahlen auch, um hier zu leben. Mit mehr als nur Geld.«

Wir näherten uns dem Eingang des Gebäudes, wobei wir vorsichtig durch einen kleinen, aber sehr gepflegten Vorgarten gingen. Nach dem rotbraunen Schmutz waren die roten, blauen, gelben und weißen Farbtupfer sehr angenehm fürs Auge.

Die Tür sprang auf, und eine Frau stürzte heraus, um Isabel zu umarmen. Die Familienähnlichkeit war nicht zu übersehen, obwohl Cordelia schwerer, älter und herber wirkte. Leidenschaft und Willensstärke hatten ihre Spuren in diesem Gesicht hinterlassen.

Wir gaben uns die Hand.

»Cordelia, das ist mein Kollege Nick Elliot«, sagte Isabel auf englisch. »Ich habe ihn mitgebracht, um ihm zu zeigen, was du hier machst. Du hast doch hoffentlich nichts dagegen?«

»Ganz im Gegenteil«, sagte Cordelia mit freundlichem Lächeln. »Je mehr Menschen es sehen, desto besser.«

Isabel warf einen Blick auf Cordelias Bauch und fragte

etwas auf portugiesisch. Cordelias Lächeln wurde noch strahlender, woraufhin Isabel einen Schrei ausstieß und der Schwester die Arme um den Hals schlang. Zwei Minuten lang schnatterten sie aufgeregt auf portugiesisch, dann wandten sich ihre strahlenden Gesichter mir zu.

»Tut mir leid, Nick«, sagte Isabel.

»Das ist schon okay«, sagte ich. »Ich glaube, das Wichtigste habe ich mitbekommen«, fügte ich, nun auch lächelnd, hinzu. Ihre Freude steckte an. Ich nickte Cordelia zu. »Gratuliere.«

»Danke«, sagte sie. »Isabel hat Ihnen also erzählt, was wir hier tun?« Ihr Englisch war langsam und sorgfältig, der Akzent viel stärker als der ihrer Schwester.

»Nur in groben Zügen. Daß sie einen Hort für Straßenkinder leiten.«

»Richtig. Hier bekommen sie eine anständige Mahlzeit, finden jemanden, mit dem sie sprechen können, und haben das Gefühl, irgendwohin zu gehören.«

»Bleiben sie über Nacht?«

»Wir haben nur ein paar Übernachtungsplätze für die Kinder die wirklich um ihr Leben fürchten.«

»Vor wem haben sie Angst?«

»Meistens vor der Polizei. Oder den Todesschwadronen. Männer, die den Ladeninhabern versprochen haben, die Straßen von den Kindern zu säubern. Sie schlagen sie zusammen oder bringen sie um.« Cordelia sagte es ohne erkennbare Gefühlsregung.

»Warum? Was haben sie getan?«

»Alles mögliche. Meistens stehlen sie. Aber das muß nicht sein. Früher kam der neunjährige Patricio häufig zu

uns. Letzten Monat wurde er umgebracht, erdrosselt. Die Leiche wurde am Strand gefunden, an seinen Kleidern hing ein Zettel: »Ich habe dich getötet, weil du nicht zur Schule gegangen bist und weil du keine Zukunft hattest.«

Ich war entsetzt und blickte Cordelia mißtrauisch an. Alles in mir sträubte sich gegen das, was ich da hörte. Ich wollte feststellen, ob sie übertrieb, aber ihr Gesicht war vollkommen ausdruckslos. Sie konstatierte Tatsachen.

»Warum bleiben sie ungeschoren? Unternimmt die Polizei nichts?«

»Die meisten Morde gehen ja auf das Konto der Polizei, entweder in Uniform oder Zivil.«

»Und was ist mit der Bevölkerung? Was sagt die dazu?«

»Die kümmert sich nicht darum. Sie tut so, als ob nichts wäre. Manche Leute loben die Polizei sogar, weil sie die Straßen sauberhält.«

Ich blickte sie fassungslos an. »Ich kann das einfach nicht glauben.«

Sie zuckte mit den Achseln. »Möchten Sie ein paar der Kinder sehen?«

Sie führte uns in das Gebäude hinein. Nach der sengenden, staubigen Hitze der *Favela* war es hier wohltuend dunkel, uni und sauber. Wir gingen einen langen Flur entlang, wo wir immer wieder Kindern der unterschiedlichsten Altersstufen begegneten. Bilder in hellen, ungezügelten Farben bedeckten die Wände. Dann traten wir in eine Art Klassenzimmer, wo zahlreiche Kinder spielten, sich unterhielten oder einfach herumsaßen und in die Gegend starrten.

»Haben diese Kinder keine Eltern?«

»Viele kennen ihren Vater nicht. Manchmal haben sie Dutzende von Brüdern und Schwestern, mit denen sie alle in einem einzigen dunklen Raum zusammenleben. Von ihren Stiefvätern werden sie geschlagen oder mißbraucht. Häufig verdösen ihre Mütter den ganzen Tag im Vollrausch. Diese Kinder haben es auf der Straße besser. Tagsüber gehen sie hinunter in die Stadt, um zu arbeiten, zu betteln oder zu stehlen, und am Abend bleiben sie dort, wenn sie können, oder kommen zu uns herauf.«

Wir gelangten in einen anderen Raum, wo einige Jungen mit einem Lehrer sprachen. Ich konnte nicht erkennen, ob es sich um eine Unterrichtsstunde oder nur eine Unterhaltung handelte. Einer der Jungen, er mochte etwa zwölf sein, drehte sich nach mir um.

»Hey, Boß«, sagte er. »Hast du Dollar?«

Ich warf Cordelia einen raschen fragenden Blick zu, die unmerklich mit dem Kopf schüttelte. »Tut mir leid«, sagte ich.

»Wie heißt du?«

Der Junge grinste breit, aber seine Augen blieben hart. Ein, zwei Sekunden ruhten sie auf mir, dann huschten sie durch den Raum, als sei jeden Augenblick mit einer Gefahr vom Fenster oder aus einer der Ecken her zu rechnen. Er hatte links ein offenes Bein. Aggressiv war sein erhobenes Kinn auf mich gerichtet.

»Nick«, erwiederte ich. »Und deiner?«

»Euclides. Hast du Kanone, Boss?«

»Nein.«

»Ich habe Kanone.« Dann brach er in ein gackerndes Gelächter aus, in das die anderen Jungen mit einstimmten.

Wir verließen den Raum. »Ist das wahr?« fragte ich Cordelia.

»Pistolen und Messer sind hier verboten. Euclides versteckt sich bei uns. Er sagt, die Polizei will ihn umbringen. Angeblich hat er ein Huhn gestohlen. Aber wir glauben ihm nicht. Suzane, das Mädchen dort, meint, er hat jemanden erschossen, für Geld.«

»Ein zwölfjähriger Berufskiller?«

»Völlig richtig.«

»Und was machen Sie nun mit ihm?«

»Gar nichts. Wir behalten ihn hier. Die Kinder müssen wissen, daß wir für sie da sind, egal, was sie angestellt haben. Sonst hätten sie kein Vertrauen mehr zu uns. Eines Tages wird ihn die Polizei sowieso erwischen. Ich würde ja gern sagen, daß diese Kinder alle Engel sind, aber das sind sie leider nicht. Wir versuchen hier nur den Teufelskreis der Gewalt zu durchbrechen.«

Cordelia seufzte und ließ zum erstenmal ihre innere Beteiligung erkennen. »Wissen Sie, was Euclides eines Tages werden möchte?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Polizist.«

Als wir das Auto erreichten, war ich durchgeschwitzt, schmutzig und erschöpft. Außerdem war ich entsetzlich deprimiert.

»Sie wissen, daß Ihr *Favela*-Deal nichts daran ändern wird«, sagte ich. »Ein paar Straßen und ein bißchen Farbe auf den Hütten werden diesen Kindern nicht helfen.«

Isabel seufzte. »Ich weiß. Aber es ist ein Anfang. Und

wir müssen irgendwo anfangen.« Durch die getönten Scheiben der Limousine blickte sie zurück auf den Hügel. »Ganz tief in ihrem Inneren wird die Seele dieses Landes von einer Krankheit zerfressen. Brutalität. Sie ist wie ein Virus, das von Generation zu Generation übertragen wird: vom Kind auf den Drogendealer auf den Polizisten aufs Kind. Cordelia behandelt die Symptome. Ich hoffe, daß Initiativen wie das Favela-Bairro-Projekt die Ursachen bekämpfen. Doch jedesmal, wenn ich Kinder wie Euclides sehe, würde ich am liebsten aufgeben. Manchmal frage ich mich, warum ich es nicht wie die schweigende Mehrheit mache und das Problem einfach verdränge. Aber das geht auch nicht. Wir müssen es versuchen. Wir müssen es, koste es, was es wolle, versuchen.«

Ich erinnerte mich an den hartgesottenen kleinen Jungen mit dem breiten Grinsen und versuchte mir auszumalen, was das Erwachsenendasein für ihn bereithielt. Wenn er es denn überhaupt bis dahin schaffte.

»Euclides ist ein ziemlich merkwürdiger Name für ein Kind, oder?«

»Brasilianer entwickeln in dieser Hinsicht eine erstaunliche Phantasie«, erwiderte Isabel, »besonders in den *Favelas*. Zu Cordelias Schützlingen gehört ein mageres, fünfjähriges Büschchen, das auf den Namen Marcos Aurélio hört.«

Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, obwohl ich deprimiert und zornig war nach dem Erlebnis in der *Favela*. Wie konnte ein vermeintlich so zivilisiertes Land wie Brasilien derartige Zustände hinnehmen? Wie war es möglich, daß so viele unglaublich reiche Menschen direkt ne-

ben schlimmster Armut lebten? Natürlich sind die Brasilianer nicht wirklich daran schuld. Wie Cordelia und Isabel versuchen viele, etwas dagegen zu tun. Aber ich war noch immer zornig auf sie und zornig auf mich, weil ich das alles hinnahm wie sie. Aber was konnte ich tun? Was konnte irgend jemand dagegen tun? Ich sehnte mich zurück nach den einfachen Antworten meiner naiveren Vergangenheit.

Wir fuhren weg von der *Favela*, hinein in einen grünen Vorort mit weißen Häusern, die sich hinter hohen Mauern und elektronisch hochgerüsteten, schmiedeeisernen Toren versteckten.

»Ich bewundere Ihre Schwester«, sagte ich.

»Ich bewundere sie auch. Und ich liebe sie. Aber leider ist sie dumm. Entsetzlich dumm!«

Erstaunt blickte ich Isabel an. Ihre Wangen hatten sich gerötet. »Ich weiß, daß sie Gutes tut, viel Gutes. Aber irgendwann wird sie tot sein. Mein Gott, ich hoffe, sie gibt das Ganze auf, wenn das Baby da ist.«

»Glauben Sie, daß eines der Kinder sie umbringen wird?«

»Nein, keines von den Kindern. Aber sie ist ein lebender Köder für Kidnapper. Entführungen sind ein beliebter Volkssport hier in Rio. Und denken Sie an all das, was sie uns über Polizei und Todesschwadronen berichtet hat. Was meinen Sie wohl, wie die das finden, daß ihnen ihre Opfer entwischen? Cordelia hat schon Todesdrohungen bekommen. Man hat versucht, den Hort niederzubrennen.«

»Aber sie wird nicht aufgeben«, sagte ich. Ich erinnerte mich an die Entschlossenheit, die ich in Cordelias Augen gesehen hatte.

»Nein«, sagte Isabel. »Sie behauptet, niemand würde es wagen, sich an ihr zu vergreifen. Weil unser Vater so einflußreich ist und weil so oft in den Medien über sie berichtet wird, sagt sie, würden sich die Todesschwadronen ins eigene Fleisch schneiden, wenn sie ihr etwas antun. Die Öffentlichkeit würde auf die Barrikaden gehen.«

»Und hat sie recht?«

Ich sah, daß Isabels Augenwinkel feucht wurden. »Ich bete darum. Aber irgendwann wird ein Polizist nach Feierabend zu der Auffassung kommen, daß es reicht mit ihr. Wäre sie nicht meine Schwester, würde ich sagen, daß sie Großartiges leistet, aber sie ist nun mal meine Schwester ...« Isabel wischte sich die Augen.

»Wäre sie meine Schwester, dann wäre ich sehr stolz auf sie«, sagte ich behutsam.

Isabel sah mich einen Augenblick lang an und schenkte mir ein kleines Lächeln.

»Übrigens, Isabel?«

»Ja?«

»Würden Sie heute abend mit mir essen gehen?«

SIEBEN

Ich wartete in der Hotelhalle auf Isabel. Sie trug wieder das einfache schwarze Kleid, das sie schon zwei Abende zuvor angehabt hatte, als sie mit ihren Freunden ausgegangen war. Dezent unterstrich es ihre geschmeidigen Bewegungen beim Gehen.

»Lassen Sie uns am Strand etwas trinken«, sagte ich.

»Sehr schön. Gehen Sie voran.«

Die Avenida Atlântica war gesäumt mit Huren in knapp sitzenden Oberteilen und engen Shorts, die an parkenden Autos lehnten und auf Freier warteten. An einem der vielen Kioske, die entlang des Strandes standen, machten wir halt und bestellten zwei Bier.

Wir setzten uns und betrachteten die Vorübergehenden. Etwas mühsam wechselten wir ein paar Worte. Ich war mir nicht sicher, ob Isabel schüchtern war, mir auswich oder beides.

Ein Junge von etwa vier Jahren blieb neben uns stehen und bot uns Kaugummi an. Er hatte ein zartes Gesicht und große, zutrauliche Augen. »*Não, obrigado*«, sagte ich und versuchte ihn loszuwerden, ohne Erfolg. Daraufhin richtete Isabel einige scharfe Worte auf portugiesisch an ihn. Wortlos wandte er sich ab und trat an den nächsten Tisch. Der Barmann kam hinter der Theke hervor und

klatschte in die Hände, was den Jungen endgültig verscheuchte.

Wir verfielen in Schweigen. Der Junge war in Olivers Alter. Ich fragte mich, ob eines Tages ein Euclides aus ihm werden würde, ein Killer, der stolz auf seinen Beruf war.

In diesem Augenblick erhob sich eine Frau mit aufgedunsenem Gesicht und wasserstoffblondem Haar, die am Tisch neben uns eine *Caipirinha* geschlürft hatte. Nach ein paar torkelnden Schritten erbrach sie sich in den Sand.

»Gehen wir«, sagte Isabel. »Ich habe doch gewußt, warum mir Ipanema lieber ist als die Copacabana.«

So landeten wir in einem Fischrestaurant gleich hinter dem Strand von Ipanema. Es war voller Menschen und fröhlichem Stimmengewirr und hatte eine Karte, auf der ich nur die Weinsorten verstand.

»Ich mag Ihren Vater«, sagte ich. »Ein umgänglicher Mensch.«

»Stimmt. Aber manchmal macht er mich verrückt.«

»Wollten Sie schon immer Banker werden wie er?« fragte ich und goß ihr ein Glas Wein ein.

Sie blickte mich an. Ihre großen, feucht schimmernden Augen musterten mich und schienen sich zu fragen, wieviel sie mir anvertrauen konnten. Ich hielt ihrem Blick stand, obwohl es schwierig war, einen gleichmütigen Ausdruck zu bewahren, statt sie dummdreist anzuglotzen.

Dann bedachte sie mich wieder mit ihrem koketten Lächeln und erwiderte: »Nein. Während des Studiums hatte ich mit dem Bankwesen nichts am Hut. Banker war wirklich das letzte, was ich werden wollte. Mich machte krank, was um mich herum geschah. Dieser Gegensatz zwischen

Arm und Reich. Dagegen wollte ich was unternehmen. Die Axt anlegen, nicht nur an den Symptomen herumdoktern wie Cordelia.« Sie redete jetzt ganz unbefangen und offen. »Sie wissen, wie das ist, wenn man zwanzig ist. Man denkt, wenn die Welt wüßte, was man selber weiß, dann wäre es viel besser um sie bestellt. Also hat man die Aufgabe, allen Menschen zu erklären, wie dumm sie sind.«

»Ich weiß genau, wovon Sie reden«, sagte ich. »Ich war davon überzeugt, daß es ideal wäre, wenn der Staat die Wirtschaft im Interesse aller Menschen und nicht nur der Stinkreichen regeln würde. Dann habe ich zwei Jahre in der Sowjetunion gelebt. Danach war es ziemlich schwierig, Sozialist zu bleiben. Am Ende habe ich mich nicht mehr darum gekümmert und lieber Bücher gelesen.«

»Ich fand es faszinierend, wie Sie sich mit meinem Vater über Literatur unterhalten haben«, sagte Isabel. »Ich meine, ich lese auch gern, aber Sie haben eine ausgesprochene Liebesbeziehung zu Büchern. Genau wie Papai.«

»Stimmt, ich liebe die Literatur. Besonders die russische. Sie scheint direkt zur Seele zu sprechen. Wirtschaftswissenschaft ist doch nur *bullshit*. Alles dreht sich ums Geld, und die richtigen Antworten kennt sowieso niemand. Doch wenn ich ein Gedicht von Puschkin lese, dann habe ich das Gefühl, eine tiefere Wahrheit über den Menschen zu erfahren. Und ich kann dieses Gedicht wieder und wieder lesen, und jedesmal finde ich etwas Neues in ihm.«

Ich habe schon immer leidenschaftlich gern gelesen. Als Kind hatte ich Freunde genug, mit denen ich draußen hätte spielen können, aber zu Hause gab es niemanden. So habe

ich zu lesen angefangen. Es wurde rasch mehr als nur ein Zeitvertreib oder die Flucht in eine Phantasiewelt. Bücher wurden für mich Zuflucht, Familie und Zuhause.

Ein Kellner tauchte an Isabels Seite auf. Sie bestellte.

»Aber was um Himmels willen tun Sie dann bei Dekker?«

Ich lächelte. »Ich brauche das Geld. Und ich möchte wissen, ob ich es kann. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich will nicht den Rest meines Lebens in der City verbringen. Nur ein paar Jahre. Lange genug, um einen Haufen Geld zu verdienen. Und dann gehe ich wieder zurück, um zu lernen und zu lesen.«

»Und Sie glauben, Sie schaffen das?«

»Ich denke schon. Was glauben Sie?«

Isabel sah mich einen Augenblick prüfend an. »Vielleicht. Aber ich bin nicht sicher, ob Sie das wollen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Nun ja, Sie sind intelligent, Sie haben eine unglaublich gute Auffassungsgabe, und Sie können ausgezeichnet mit Menschen umgehen. Aber um im Geschäftsleben Erfolg zu haben, braucht man noch ein bißchen mehr – Killerinstinkt. Und ich bin mir nicht sicher, ob Sie den haben.«

Das hatte gesessen, denn es deckte sich mit der Befürchtung, die ich selbst hegte; aber ich war wild entschlossen, sie zu widerlegen.

»Glauben Sie mir, wenn ich etwas will, dann schaffe ich es auch«, sagte ich. Es sollte eine entschlossene Feststellung werden, kam aber eher kläglich heraus.

Einmal mehr zuckte es in Isabels Mundwinkeln. Spott lag in ihren Augen. »Sie sind viel zu nett für dieses Spiel.«

»Grrr. Bestellen Sie den Fisch ab. Ich will ein rohes Steak.«

Isabel schüttelte den Kopf. »Das überzeugt mich nicht.«

»Und was ist mit Ihnen? Wie viele Regierungsvertreter verspeisen Sie zum Frühstück?«

»Ich überrasche mich manchmal selbst. Und die Regierungsvertreter.«

»Aber wie sind Sie in das Geschäft gekommen? Schließlich ist Dekker Ward nicht der World Development Fund, oder?«

»Sie haben recht. Im Anschluß an mein Studium hier an der Universität in Rio habe ich *Development Economics* in den Vereinigten Staaten studiert. An der Columbia University. Und ich bin wohl zu ganz ähnlichen Schlußfolgerungen wie Sie gekommen. Es gab zu wenig, was ich bewegen konnte.«

»Aber warum dann das Bankwesen? War das nicht die totale Kapitulation?«

»Es hatte mit meinem Vater zu tun.«

»Er hat Sie gedrängt, in das Familienunternehmen einzutreten?«

»Ganz im Gegenteil. Gewiß, wenn ich ein Sohn gewesen wäre, dann hätte es anders ausgesehen. Bestimmt hat sich Papai immer einen Sohn gewünscht, aber meine Mutter starb, bevor sie ihm einen schenken konnte.«

Ich hatte mich schon gefragt, was mit Isabels Mutter war, mich aber gescheut zu fragen. »Das tut mir sehr leid«, sagte ich.

Isabel zuckte mit den Achseln. »Ich war zwei. Es wäre sicher sehr schön gewesen, sie kennenzulernen, aber ...« Ei-

nen Augenblick lang blickten ihre Augen ins Leere. »Verzeihen Sie. Jedenfalls war ich ein Mädchen, und Mädchen aus der Gesellschaftsschicht meines Vaters heiraten junge Männer aus gutem Hause, bevor sie fünfundzwanzig sind. Ausbildung ist okay, vielleicht auch ein oder zwei Jahre eine hübsche kleine Stellung, aber bloß keine richtige Berufstätigkeit.

In den Staaten erlebte ich Frauen, die es in den verschiedensten Berufen zu etwas brachten. Sie wurden Anwältinnen, Banker, Ärztinnen. Aber für mich kam das nicht in Frage. Von mir wurde anderes erwartet. Und dann fand ich heraus, daß sich der Mann, den ich heiraten sollte, Marce-lo, mit einer Freundin von mir amüsierte, während ich in New York war.«

»Oh, je!«

»Ja. Oh, je. Also beschloß ich, meinen Weg im Bankgeschäft zu machen, im Beruf meines Vaters. Ich fing bei der Banco Evoluçào in São Paulo an. Aber in Brasilien ist es schwierig für eine Frau, als Banker anerkannt zu werden, besonders, wenn sie einen Vater wie den meinen hat. Da-her bin ich vor drei Jahren zu Dekker Ward gegangen. Seither habe ich in Brasilien fünfzehn Emissionsmandate für die Firma geholt.«

»Nicht schlecht.«

»Es hört sich bestimmt schrecklich an«, sagte Isabel. »Ich bin weiß Gott keine radikale Feministin. Nur stolz. Und dickköpfig.«

»Und Sie ärgern Ihren Vater gern?«

Für einen Augenblick dachte ich, ich wäre zu weit ge-gangen. »Ich liebe ihn«, sagte sie abwehrend.

»Ich weiß. Das habe ich gesehen, als wir bei ihm waren. Und er betet Sie an. Vielleicht ist das der Grund für die kleinen Aufgeregtheiten zwischen Ihnen beiden.«

Isabel lächelte. »Stimmt genau. Der arme Papai. Er hat überhaupt keinen Einfluß mehr auf uns. Sicherlich wäre er glücklich, wenn wir mit vornehmem Müßiggang vorlieb nehmen würden wie die Töchter seiner Freunde. Haben Sie gehört, wie er mir eine Stellung in seiner Bank angeboten hat? ›Ich bin sicher, daß wir etwas finden werden.‹« Übertrieben ahmte sie seine Sprechweise nach. »Sicher, Horizonte ist eine der erfolgreichsten Investmentbanken Brasiliens, aber Dekker Ward beherrscht ganz Lateinamerika, und ich bin für Dekker Wards Brasiliengeschäft verantwortlich. Und er glaubt, ich würde mich mit irgendeinem repräsentativen Posten für das Töchterchen des Chefs zufriedengeben!«

Ich beneidete Isabel um ihren Vater. Es war überdeutlich zu sehen, wie groß seine Zuneigung war. Zwar war er auch ein Banker, aber im Unterschied zu meinem Vater schien dieser Umstand bei Luís nicht alle anderen Interessen auszuschließen. Natürlich nahm mich seine Liebe zur russischen Literatur für ihn ein, aber ich war sicher, daß Luís noch über eine Vielzahl anderer Themen sehr kenntnisreich hätte sprechen können, während sie bei meinem Vater nur einen leeren und uninteressierten Blick hervorgerufen hätten. Natürlich sucht man sich seine Eltern nicht aus, aber Isabel schien ihren Vater doch ein bißchen zu selbstverständlich hinzunehmen.

»Sie verstehen Ihr Geschäft wirklich gut«, sagte ich. »Die Favela-Geschichte hat mich sehr beeindruckt.«

Isabel errötete. »Danke.«

»Ich finde, es hat etwas Bestechendes, wie Sie eine Möglichkeit gefunden haben, internationales Kapital zur Linderung der Armut einzusetzen.«

»Noch wissen wir nicht, ob es funktioniert. Aber sicherlich ist es der befriedigendste Job, den ich bisher bei Dekker Ward gemacht habe. Das ist allerdings die große Ausnahme. Warten Sie ab, bis Sie einen Konkurrenten übers Ohr hauen müssen, weil irgendeine Bank vor Ort nach einem Steuerschlupfloch sucht. Allzu lange werden Sie nicht warten müssen.«

»Lassen wir uns überraschen.«

Auf Isabels Vorschlag hatte ich einen Fisch bestellt, von dem ich noch nie gehört hatte und dessen Namen weder sie noch der Kellner übersetzen konnten.

»Meinen Vater haben Sie ja kennengelernt«, sagte sie.
»Was ist mit Ihrem?«

»Leider ist er ganz anders als der Ihre«, sagte ich. »Zumindest scheint mir das so.«

»Und das heißt?«

»Nun, er hat bei einer alten englischen Brokerfirma gearbeitet. Einer Firma, wie Dekker Ward früher war, nehme ich an. Er hat mit Freunden gegessen, Kunden gute Tips gegeben und sich 1986, als die Firma von den Amerikanern aufgekauft wurde, in ein kleines Dorf in Norfolk zurückgezogen. An der Ostküste.«

»Ich bin schon mal dagewesen«, sagte Isabel. »Eine kalte Ecke.«

»Wohl wahr.« Ich lächelte. »Er verbringt den ganzen Tag im Garten oder hinter der Zeitung. Ich glaube, zuerst hat er

versucht, mit seinen Rücklagen zu spekulieren, aber als er den größten Teil verloren hatte, ließ er es sein. Ich habe es immer als schwierig empfunden, mit ihm zu reden. Mittlerweile habe ich es aufgegeben.«

»Wie findet er es denn, daß Sie bei Dekker Ward angefangen haben?«

»Weiß ich nicht. Ich habe es ihm noch nicht erzählt.«

»Sie haben was?«

»Ich habe es ihm noch nicht erzählt. Schlimm, nicht? Dabei hat er sich immer gewünscht, daß ich in der City arbeite, und ich habe mich immer geweigert. Ich mag ihm einfach nicht eingestehen, daß ich nun doch schwach geworden bin. Nächste Woche werde ich es ihm erzählen. Oder übernächste« Ich trank einen Schluck Wein. »Ich hätte gern so eine Beziehung zu ihm wie Sie zu Ihrem Vater. Aber wir können nicht miteinander reden. Mein Vater hat überhaupt kein Verständnis für meine Art zu leben, meine Mutter wohl eher, aber sie hält lieber den Mund. Deshalb habe ich kapituliert.«

Einen Augenblick schwiegen wir. Ich beobachtete Isabel, wie sie geschickt das Fleisch ihres Fisches von den Gräten löste und sich dabei, in ihr kunstvolles Werk vertieft, auf die Unterlippe biß. Ihre Haut schimmerte seidig im Kerzenlicht.

Schließlich ergriff sie das Wort. »Es tut mir leid, Nick, daß ich anfänglich ein wenig abweisend war. Das war nicht besonders nett von mir, aber es hatte nichts mit Ihnen zu tun. Ich hatte anfangs bei Dekker Ward ein bißchen Ärger mit den Männern dort gehabt und wollte eine Wiederholung vermeiden.«

»Verstehe.« Ich dachte an das, was mir Jamie über sie und Eduardo erzählt hatte. Wie konnte diese Frau etwas mit Eduardo gehabt haben?

»Wie mit Ihrem Freund Jamie, zum Beispiel.«

»Ach ja?«

»Ja. Ständig hat er versucht, mit mir auszugehen. Und zweimal ist er sehr deutlich geworden.«

»Das hat nichts zu bedeuten«, lachte ich. »Nur ein bißchen Flirt. Er ist glücklich verheiratet. Sie haben von ihm nichts zu befürchten.«

»Ich weiß nicht so recht. Ich bin Brasilianerin. Übers Flirten braucht man mir nichts erzählen. Ich spüre, wann ein Mann es nur zum Spaß versucht und wann er es ernst meint. Und glauben Sie mir, Ihr Freund Jamie meinte es ernst.«

Ich blickte sie ungläubig an. Sie mußte sich irren. »Nein. Er quatscht Frauen gern an. Will sich beweisen, daß er es noch kann. Das ist alles.«

»Ich glaube, Nick, es geht ihm um mehr als nur das Anquatschen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich bin sicher, daß Sie sich irren.«

»Okay. Er ist Ihr Freund. Sie kennen ihn besser. Ich bin nur froh, daß ich nicht seine Frau bin.«

Trotz meiner Proteste war es Isabel gelungen, Zweifel zu säen. Ich hatte nicht verstanden, was Jamie gegen sie hatte, als er mich vor ihr warnte. Hatte er sein Glück versucht und einen Korb bekommen? Das wäre sicherlich eine Erklärung. Aber Jamie war ein guter Freund und Kate ebenfalls. Ich wollte einfach nicht glauben, daß da irgendwelche

Untreue im Spiel war. Und wenn ich dazu den Kopf in den Sand stecken mußte!

Isabel bemerkte meine Zweifel und meine Verärgerung. Sie legte ihre Hand auf meine. »Tut mir leid, ich hätte Ihnen das nicht erzählen sollen. Es ist nur so, nach dieser Geschichte mit Marcelo, na ja ...« Sie brach ab. »Da habe ich eben nicht mehr viel übrig für treulose Männer. Wahrscheinlich habe ich Jamie vorschnell verurteilt. Können Sie mir noch einmal verzeihen?«

Nichts lieber als das. »Schon geschehen.«

Zwanglos floß unsere Unterhaltung nun wieder dahin. Die Nacht war lau.

Kurz nach Mitternacht verließen wir das Restaurant und wandten uns dem Meer zu, das nur zwei Häuserblocks entfernt lag. Wir überquerten die Straße, drängten uns durch die vielen Menschen auf der Promenade und gingen zum Wasser hinab. Der Strand lag eingetaucht in Flutlicht. Eine Mischung aus Fuß- und Volleyball fand dort statt. Die Geschicklichkeit der Spieler versetzte mich in Erstaunen. Unablässig ging der Ball über das Netz hin und her, wobei auf jeder Seite drei Arten von Berührungen erlaubt waren – mit Kopf, Brust oder Füßen.

Schließlich erreichten wir das Wasser und beobachteten, wie sich der Schaum rhythmisch über den Sand ergoß und die kleinen Salzwasserpfützen blendend weiß im Flutlicht erstrahlten. Wir zogen die Schuhe aus und gingen auf dem Streifen nassen Sandes entlang, so daß die stärksten und wagemutigsten Wellen unsere Füße umspülten. Auf der einen Seite lag das dunkle Meer, auf der anderen die Lichter und das geschäftige Treiben von Ipanema. Wir sprachen

kein Wort. Über uns wölbte sich die südliche Nacht. Endlos hätte ich mit Isabel an diesem Strand entlanggehen können.

Wir näherten uns einer *Favela*. Am Vortag hatte ich gesehen, wie sie sich über den Hang hinab zum Meer erstreckte. Jetzt muteten ihre vielen kleinen Lichter wie Glühwürmchen an. Hier war der Strand dunkler und stiller.

Plötzlich waren wir von dunklen Gestalten umringt, klein, mager und wendig. Ich hatte sie nicht kommen sehen. Vier waren es, glaube ich. Instinktiv versuchte ich, mich vor Isabel zu stellen, wurde daran aber durch ein langes, dünnes Messer gehindert, das nur wenige Zentimeter von meiner Brust entfernt war.

Ich blickte zu Isabel hinüber. Sie stand vollkommen ruhig. »Bewegen Sie sich nicht!« sagte sie überraschend ruhig. »Und geben Sie ihnen, was sie von Ihnen verlangen.«

Ein Junge von etwa vierzehn fuchtelte mit dem Messer vor meinem Gesicht herum und sagte etwas auf portugiesisch.

»Okay, okay«, sagte ich. Langsam griff ich in die Hosentasche und zog einige Geldscheine heraus. Es war ein hübsches Bündel. Zum Glück war ich Isabels Rat gefolgt und hatte die Brieftasche mit meinem Paß im Hotel gelassen.

Der Junge schnappte sich das Geld. Isabel trug eine billige Schultertasche, die sie ihm nun langsam reichte.

Ich begann mich zu entspannen. Sie hatten, was sie wollten. Jetzt würden sie uns laufenlassen.

Der Junge, der vor mir stand, stopfte sich die Scheine in die Tasche, ließ mich dabei aber nicht aus den Augen. Er machte keine Anstalten, sich in Bewegung zu setzen, sondern blieb ruhig stehen. Halb so alt wie ich mochte er sein

und war viel kleiner, aber er hatte ein Messer und konnte sicherlich damit umgehen.

Ich suchte den Blick seiner braunen Augen, aber sie wichen mir unruhig aus. Dann spannten sich seine schmalen Schultern, und ich wußte, was kam. Mein Versuch, mich abzuwenden, war viel zu langsam. Als das Messer aufblitzte, fühlte ich einen heißen, stechenden Schmerz in der Brust. Isabel schrie. Meine Hände fuhren zum Griff des Messers. Der Junge versuchte es herauszuziehen, aber ich umklammerte es. Ich wußte, auf keinen Fall durfte die Klinge aus meinem Körper gezogen werden. Meine Brust stand in Flammen. Das Atmen schmerzte, aber ich versuchte es trotzdem, mit kurzen, flachen Atemzügen, jeder eine Qual. Die Beine gaben unter mir nach, und ich sackte zu Boden, das Messer und den Jungen mit mir ziehend. Noch zweimal zerrte er an dem Messer, dann gab er auf und ließ mich in den Sand gleiten.

»Nick! Nick ...« Isabels Stimme wurde von schwärzester Finsternis verschluckt.

ACHT

Ich hatte ein Einzelzimmer im Krankenhaus, und es war sauber. Dafür hatte Isabel gesorgt. Sie hatte einen guten Arzt aufgetrieben, der versichert hatte, daß die Stichwunde zwar tief, aber nicht lebensgefährlich sei. Die Waffe hatte das Herz verfehlt, aber die Lunge erwischt. Die innere Blutung hatte sich in Grenzen gehalten, weil das Messer nicht herausgezogen worden war. Auch war die Lunge nicht sonderlich in Mitleidenschaft gezogen worden und würde rasch heilen. Der Chirurg hatte mich sehr geschickt wieder zusammengenäht, so daß kaum eine Narbe zurückbleiben würde. Offenbar waren Rios Ärzte Experten im Umgang mit Nadel und Faden. Als ich aufwachte, hatte ich einen Schlauch im Rachen, der jedoch bald entfernt wurde. Allerdings war das Atmen noch schmerhaft. Der Arzt wollte mich noch zwei Tage im Krankenhaus behalten, um sicherzugehen, daß keine Infektion auftrat, und um mir Gelegenheit zu geben, mich vom Schock des Angriffs zu erholen.

Das war auch nötig. Ich spürte einen dumpfen, hartnäckigen Schmerz in der Brust, aber das war nicht das Problem. Ich fühlte mich schwach und konnte keinen klaren Gedanken fassen. Mein Körper signalisierte mir, daß er Ruhe brauchte.

Isabel besuchte mich häufig. Ich hatte den Eindruck, daß sie im Hintergrund alles organisierte. Ein Polizeibeamter in Zivil suchte mich auf. Isabel übersetzte. Offenbar hatte sie ihm schon alle Informationen gegeben, über die sie verfügte, und es gab wenig, was ich hinzufügen konnte. Sie sagte, die Polizei gehe sehr scharf gegen Einheimische vor, die Ausländer angriffen: Es sei schlecht für den Tourismus. Irgend jemand würde für das Verbrechen büßen müssen. Und nicht unbedingt die Jungen, die es begangen hatten. Die Gerechtigkeit der Polizei in Rio war nicht ohne Willkür.

Auch ihr Vater besuchte mich. Er mache sich Vorwürfe, sagte er, daß mir dies in Rio, seiner Stadt, zugestoßen sei. Zu wissen, daß sich Isabel und Luís um mich kümmerten, war ein tröstliches Gefühl. Die Vorstellung, mich allein, verwundet und ohne Portugiesischkenntnisse mit der Polizei und dem Krankenhaus auseinandersetzen zu müssen, erschien mir nicht gerade sehr verlockend.

Am Sonntag abend rief Ricardo an und wünschte mir gute Besserung. Er sagte, ich hätte Glück, daß ich mich in Isabels Obhut befände. Ich stimmte ihm zu.

Montag mittag wurde ich entlassen, erhielt aber die Auflage, den Nachmittag im Hotel zu verbringen. Ich fühlte mich schon sehr viel besser. Isabel schlug vor, ich solle am Dienstag noch im Hotel bleiben und am Abend nach Hause fliegen, aber ich fragte sie, ob ich sie nicht in die Finanzbehörde begleiten dürfe. Das Geschäft war fast abgeschlossen, und da ich soviel Anteil daran genommen hatte, wollte ich nun auch erleben, wie es unter Dach und Fach gebracht wurde. Jedenfalls erzählte ich ihr das. Denn vor allem ge-

noß ich das Zusammensein mit Isabel und wollte mir dieses Vergnügen so lange wie möglich erhalten.

Um halb zehn am Dienstag morgen waren wir mit Humberto Alves verabredet. Wir kamen zehn Minuten zu früh. Um elf hatte er sich noch immer nicht blicken lassen. Isabel wurde unruhig.

»Eine halbe Stunde zu spät ist okay. Das ist normal. Aber anderthalb Stunden? Ich weiß nicht. Da stimmt etwas nicht.«

Sie sollte recht behalten.

Schließlich bat Humberto uns in sein Büro. Er ließ uns Platz nehmen, während er selbst auf und ab ging. Wortreich beklagte er mein Schicksal, was an sich verständlich war, aber doch ein bißchen zu lange dauerte.

»Was ist los, Humberto?« fragte Isabel schließlich entnervt.

Er fuhr sich mit der Hand durch die wenigen Haare, die ihm noch geblieben waren, und warf Isabel einen nervösen Blick zu. »Wir haben beschlossen, Bloomfield Weiss mit der Federführung des *Favela*-Deals zu betrauen. Aber wir haben Bloomfield aufgefordert, Sie am Emissionsgeschäft zu beteiligen, und die haben sich einverstanden erklärt.«

»Sie haben was?« rief Isabel und sprang auf.

Humberto zog sich hinter seinen Schreibtisch zurück und hatte den Blick auf die spiegelblanke Platte gesenkt. »Wir haben Bloomfield Weiss das Emissionsmandaterteilt.«

Wütend überschüttete Isabel ihn mit einem Schwall Portugiesisch. Vergebens versuchte er, sie zu unterbrechen.

Schließlich seufzte er und blickte mich an. »Okay«, sagte er auf englisch. »Sie haben ein Recht auf eine Erklärung.«

Isabel saß auf der äußersten Kante des Sofas der Sitzgruppe, jeden Augenblick bereit, aufzuspringen und ihm an die Kehle zu gehen, während Humberto auf seinem Stuhl unbehaglich hin und her rutschte.

»Nun?« In Isabels Augen loderte es.

»Okay, ich weiß, daß dieses Geschäft von Anfang an Ihre Idee war. Und daß wir Ihnen das Mandat versprochen hatten. Selbstverständlich ersetzen wir Ihnen alle Auslagen.«

»Mich interessieren nicht die Auslagen, ich will den Deal«, rief Isabel.

»Ich weiß. Hätte es an mir gelegen, hätten wir es auch mit Ihnen gemacht.«

»Erzählen Sie keinen Mist! Es *hat* an Ihnen gelegen.«

»Leider nicht«, sagte er kleinlaut.

»Wer hat dann ein Problem mit uns? Der Bürgermeister? Der Gouverneur? Wir kennen sie gut, wir haben in den letzten Jahren eine Menge für sie getan.«

»Nein, keiner von denen.«

»Wer dann?«

»Der World Development Fund.«

»Jack Langton?« Isabel hielt inne. Offenbar erschien ihr diese Möglichkeit glaubhafter. »Was hat er gegen uns?« fragte sie in etwas ruhigerem Ton.

Humberto entspannte sich ein bißchen. »Ich weiß nicht. Er hat gesagt, wenn der World Development Fund die Garantie übernimmt, dann darf Dekker Ward nicht die Federführung erhalten.«

»Warum nicht? Hat er einen Grund genannt?«

Humberto zuckte mit den Achseln. »Politik, hat er gesagt. Es habe etwas mit der globalen Finanzierungsstrategie des WDF zu tun. Man sei besorgt über das Monopol, das Dekker Ward im lateinamerikanischen Anleihengeschäft hat. Man ist dort wohl der Meinung, es sei besser, wenn man zwischen mehreren Investmentbanken wählen kann. Deshalb hat man das Mandat an jemand anders vergeben.«

»Aber warum Bloomfield Weiss?«

»Offenbar, weil die Firma weltweit die meisten Emissionsgeschäfte für den WDF macht. Abgesehen davon war niemand sonst bereit, Ihnen das Geschäft wegzuschnappen. Und das zeigt doch, daß Langton gar nicht so unrecht hat, finden Sie nicht?«

»Nein, Humberto, das finde ich nicht! Das Geschäft wollte niemand anders, weil es höchst unanständig gewesen wäre, nachdem wir die ganze Arbeit geleistet haben. Bloomfield Weiss war die einzige Firma, die skrupellos genug war, um es zu versuchen.«

»Hören Sie, Isabel, ich habe wie ein Löwe für Sie gekämpft. Ich habe alles versucht, aber Jack war zu keinem Kompromiß bereit. Und Sie wissen, daß wir dieses Anleihengeschäft ohne die WDF-Garantie unmöglich durchführen können.«

Isabel stand auf. »Ich bin enttäuscht von Ihnen, Humberto«, sagte sie mit zitternder Stimme.

»Übrigens hat Jack etwas gesagt, was ich nicht verstanden habe«, sagte Humberto.

Isabel wartete.

»Anscheinend hat der WDF Informationen, nach denen

Dekker Ward Beziehungen zu einigen der Drogenkartelle unterhält, die die *Favelas* kontrollieren. Das erschwere die Zusammenarbeit mit Ihnen, heißt es.«

Isabel machte auf dem Absatz kehrt und stürmte hinaus.

Ich folgte ein bißchen langsamer. Schon im Begriff, Humberto zuzunicken und anzulächeln, fiel mir ein, daß das nicht ganz situationsgerecht wäre, daher ließ ich es bei einer steifen Verbeugung bewenden und folgte ihr im Eiltempo.

Unser Taxi kämpfte sich zurück ins Hotel.

»Schlechte Nachrichten«, sagte ich.

Isabel stützte den Kopf in die Hände. »Sehr schlechte Nachrichten. Ich kann es einfach nicht glauben.«

»Aber sie wollen uns doch beteiligen.«

Isabel schüttelte den Kopf. »Das ist eine Beleidigung. Wir würden uns nie an einem Geschäft beteiligen, das uns Bloomfield Weiss abgejagt hat. Ricardo wird außer sich sein. Sobald Bloomfield Weiss dem Markt gezeigt hat, daß man uns einen solchen Deal vor der Nase wegschnappen kann, wird es jeder tun!«

»Können wir nicht mit dem World Development Fund sprechen?«

»Das hat keinen Zweck. Bloomfield Weiss hat dort mehr Einfluß als wir.« Finster blickte sie zum Fenster hinaus.

»Ich würde Sie gerne etwas fragen, aber Sie müssen mir versprechen, mich nicht umzubringen.«

»Nein«, sagte sie. »Das verspreche ich nicht.« Sie sah mich neugierig an.

Ich nahm das Risiko auf mich. »Hat der WDF nicht recht? ich meine, ist es für ihn nicht besser, wenn er zwi-

schen mehreren Investmentbanken wählen kann, um seine Anleihen in Lateinamerika plazieren zu lassen?«

»Keine Sorge, dafür bringe ich Sie nicht um«, sagte Isabel mit einem kleinen Lächeln. »Natürlich hat er recht. Und ich wundere mich eigentlich, daß das erst jetzt geschieht. Wir können den Markt nicht bis in alle Ewigkeit beherrschen. Trotzdem ist es ein schwarzer Tag für uns. Wenn es nur nicht Bloomfield Weiss wäre!«

»Da gibt es noch etwas, was ich nicht verstehe«, sagte ich. »Was war das zum Schluß mit Dekker Wards Beziehungen zu Drogenkartellen in Rio?«

Isabel schnaubte verächtlich. »Das ist Quatsch. Ich kenne das gesamte Brasiliengeschäft von Dekker Ward, aber glauben Sie mir, da gibt es nichts, was auch nur in einem entfernten Zusammenhang mit Drogengeschäften steht.«

Ich dachte an Martin Beldecos' Fax und Francisco Aragão, der laut der United Bank of Canada ein brasilianischer Geldwäscher war. Doch ich dachte mir, es sei wohl der falsche Zeitpunkt, ihr zu widersprechen.

Ich war bei Isabel im Zimmer, als sie Ricardo anrief. Noch nie hatte ich sie so angespannt gesehen. Sie erklärte, was geschehen war, und gab präzise Auskunft auf seine Fragen. Dann folgten noch ein paar einsilbige Jas und Neins, bevor sie auflegte. Sie blieb auf dem Stuhl am Schreibtisch sitzen und rieb sich mit den Händen ihre Schläfen.

»Ich nehme an, er war nicht sehr erfreut«, sagte ich.

Sie sah auf. »Ich habe ihn noch nie so wütend erlebt.«

»Was wird er tun?«

Sie runzelte die Stirn. »Er nimmt heute abend ein Flug-

zeug und trifft morgen früh in Rio ein. Er sagt, dann regelt er alles.«

»Oh.«

»Nicht gerade ein Vertrauensbeweis, oder?« murmelte sie. »Aber ich kann ihm keinen Vorwurf machen.«

»Wie will er das regeln?«

»Keine Ahnung. Warten wir's ab.«

Isabel und ich warteten in der Hotelhalle auf Ricardo. Isabel hatte sich erkundigt, ob sein Flugzeug pünktlich gelandet sei. Es war. Wir schwiegen, Isabel offensichtlich voller Nervosität. Ich machte mir weniger Sorgen – schließlich hatte ich so gut wie keine Erfahrung, so daß man mir kaum einen Vorwurf machen konnte. Aber Isabel tat mir leid, und hin und wieder warf ich ihr ein kleines aufmunterndes Lächeln zu, wofür sie dankbar zu sein schien.

Ich kam mir schon etwas merkwürdig vor, wie ich da achtausend Kilometer von der School of Russian Studies entfernt in diesem Nobelhotel saß und auf einen Anschluß wartete. Kühl war es in der Hotelhalle, und diese Kühle verlieh ihr einen Hauch von Exklusivität. Draußen, da war es heiß, stickig und laut. Draußen, da kämpften sich die gewöhnlichen Touristen und *Cariocas* durch den Smog, den Lärm und die Hitze der Stadt. Draußen, da wurden Menschen mit Messern angegriffen. Aber drinnen, da saßen die Leute mit Geld sicher und kühl in ihren Anzügen.

Ein Wagen fuhr vor, und wir sahen Ricardos hohe, schlanke Gestalt aussteigen. Er sah keineswegs so aus, als habe er die Nacht im Flugzeug verbracht. Sein Schlipss war sauber über einem frischen weißen Hemd gebunden, und

sein Anzug sah aus, als hätte er ihn gerade vom Schneider bekommen. Ein Boy brachte seine beiden Gepäckstücke herein, eine kleine Reisetasche und einen großen Aktenkoffer.

Nervös standen Isabel und ich auf.

Ricardo erblickte uns und lächelte. »Wie geht es Ihnen, Nick?«

»Okay. Ein bißchen angeschlagen und ein bißchen durcheinander.«

»Das kann ich mir vorstellen. Sie haben Glück gehabt, habe ich mir sagen lassen.«

»Ja. Obwohl es natürlich nicht gerade Glück war, daß man mich angegriffen hat.«

Ricardo schüttelte den Kopf. »Zuerst Martin in Caracas, und jetzt Sie hier. Das Reisen ist heutzutage wirklich gefährlich.« Dann ging er hinüber zur Rezeption. »Warten Sie einen Augenblick, ich will mich nur anmelden«, sagte er. Wir taten, wie uns geheißen.

Er füllte die Formulare aus und war wenig später wieder zurück. »Trinken wir eine Tasse Kaffee miteinander?«

Die Frühstückszeit war fast vorüber, aber man führte uns noch an einen der Tische und brachte uns Kaffee. Ricardo zog sein Jackett aus, lehnte sich zurück und seufzte. Er schloß die Augen und dehnte sich. Dann beugte er sich nach vorn und blickte Isabel in die Augen.

»Okay. Zuerst einmal möchte ich Ihnen sagen, daß ich sehr beeindruckt von Ihrer Arbeit an dem *Favela-Bairro*-Deal bin. Das ist genau die Art von Kreativität, die wir bei Dekker Ward brauchen.«

»Danke«, stammelte Isabel, überrascht und erleichtert.

»Daß uns das Geschäft durch die Lappen gegangen ist, daran sind die Arschlöcher vom World Development Fund schuld. Ich weiß nicht, ob Sie es irgendwie hätten verhindern können. Auf jeden Fall ist es zu spät, um sich noch darüber Gedanken zu machen. Aber ich will auf gar keinen Fall, daß Bloomfield Weiss das Geschäft macht. Die müssen wissen, daß sie so etwas nicht mit mir machen können.«

Isabel und ich nickten. Dein Wille geschehe, Ricardo.

Er blickte auf die Uhr. »Wo stehen wir? Es ist jetzt zehn Uhr. Um zehn Uhr fünfundvierzig habe ich ein Treffen mit Oswaldo Bocci verabredet. Da bleibt uns gerade noch genug Zeit, um unseren Kaffee zu trinken.«

Oswaldo Boccis Büro lag im obersten Stockwerk eines zylindrischen Glasbaus, über dessen Eingang die Inschrift *TV GoGo* prangte. Es hatte eine jener phantastischen Aussichten auf Rio, an die ich mich allmählich gewöhnte, diese hier auf die Bucht von Guanabara, die zwischen anderen prächtigen Bürogebäuden hindurchschimmerte. Die Sessel waren mit hellblauem Leder bezogen, während an den Wänden abstrakte Gemälde eine tropische Farbenpracht entfalteten. Ein paar indianische Kunstgegenstände schmückten den großen Raum, vielfach Skulpturen mit übertriebenen Hängebrüsten oder überdimensionierten Geschlechtsteilen. Sie trugen alle Beschriftungen und wurden etwas protzig zur Schau gestellt.

Bocci war sehr kräftig, etwa vierzig, hatte pechschwarzes Haar und ein ausgeprägtes Kinn. Er trug ein offenes Seidenhemd, das seinen muskulösen Oberkörper eng um-

spannte. An Händen, Hals und linkem Ohr glitzerte es golden. Sein After-shave wetteiferte mit dem Duft der exotischen Blumen, die in einer hohen Vase neben dem Schreibtisch standen.

Im Taxi hatte Ricardo mich über Bocci unterrichtet. Offenbar gehörte er zu einer Anzahl Medienunternehmer, die angetreten waren, Roberto Marinho und seinem *Globo*-Imperium die Herrschaft über Herz und Verstand des brasilianischen Fernsehvolks streitig zu machen. Nachdem er sich als erfolgreicher Zeitungsverleger in Rio und Minas Gerais profiliert hatte, betrieb er nun einen Fernsehsender im Einzugsgebiet von Rio, den er aus dem Nichts heraus aufgebaut hatte und der noch erfolgreicher war als erhofft. Für das nötige Geld hatte Dekker Ward gesorgt.

Ricardo begegnete er mit Herzlichkeit, mir mit Höflichkeit und Isabel mit Anzüglichkeit. Sie übersah es geflissentlich.

Nach einer kurzen Erörterung der Aussichten von Flamento, die brasilianische Fußballmeisterschaft zu gewinnen, kam Ricardo zur Sache. »Wir brauchen Ihre Hilfe, Oswaldo.«

Boccis Gesicht hellte sich auf, er lächelte. Es war kein großzügiges Lächeln; vielmehr schien er an eine Art Geben und Nehmen, einen Deal, zu denken. »Alles, was in meiner Macht steht, mein Freund.«

»Haben Sie von dem *Favela-Bairro*-Projekt gehört?«

»Ja.«

»Und was halten Sie davon?«

»Langweilig, würde ich sagen. Ich glaube, wir sind dagegen, aber ich habe vergessen, warum. Verschwendungen von

Steuergeldern, Vergrößerung des Haushaltsdefizits, solche Sachen.«

»Ich habe eine interessante Information über das Geschäft.«

»Wirklich?«

»Ja. Der Finanzsenator unterhält Kontakte zu den Drogenbanden, die die *Favelas* kontrollieren. Das meiste Geld wird in ihre Taschen fließen, obwohl Humberto Alves natürlich auch einen Anteil einstreichen wird. Ein Skandal, finden Sie nicht?«

Bocci rieb sich das Kinn. »Vielleicht. Ich weiß nicht. Was gibt es für Beweise?«

»Ach, das Übliche. Anonyme Quellen in den Kreisen der Hochfinanz.«

»Sie haben davon gewußt?«

»Wir haben es erfahren«, sagte Ricardo, »und uns daraufhin aus dem Geschäft zurückgezogen. Jetzt kümmert sich eine andere Bank darum, die bereit ist, beide Augen zuzudrücken.«

»Wer ist das?«

»Bloomfield Weiss, die amerikanische Investmentbank.« Ricardo hielt inne und betrachtete sein Gegenüber. »Was halten Sie davon?«

»Es ist ein Skandal, natürlich. Aber kein wirklich großer Skandal. Und es gibt keine hieb- und stichfesten Beweise. Ich weiß nicht.«

»Verstehe«, sagte Ricardo. Er nahm sich eine Zigarette aus seinem Zigarettenetui und bot auch Bocci eine an, der sich bediente. Als beide Zigaretten angezündet waren, fragte Ricardo: »Und was macht das Geschäft?«

Genüßlich ließ Bocci den Rauch zur Decke steigen und lächelte. »Wunderbar, ganz wunderbar. TV GoGo entwickelt sich prächtig. Das Konzept kommt an – kommerzielles Fernsehen fürs Volk. Die Zuschauer verstehen das. Und die Werbetreibenden auch. Bereits nach einem Jahr sehen die Bilanzen besser aus als in der Prognose, die wir Ihnen gegeben haben.«

Ricardo lächelte. »Ich weiß, ich habe die Zahlen gesehen. Es ist immer wieder schön, wenn jemand seine Voraussagen übertrifft. Glauben Sie mir, das kommt nicht allzu häufig vor.« Gedankenverloren inhalierte er den Rauch seiner Zigarette. »Glauben Sie, daß das Konzept auch in, sagen wir, São Paulo funktioniert?«

Bocci starrte ihn an. Ricardo hielt seinem Blick stand, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Ganz bestimmt. Aber dafür würden wir natürlich Geld brauchen.«

»Wieviel?«

»Fünfzig Millionen Dollar.«

Ricardo nickte. »Ich bin sicher, daß wir soviel aufstreiben können. Natürlich müssen Sie erst einmal genaue Pläne vorlegen. Rufen Sie Isabel an, wenn Sie soweit sind, und wir machen das dann.«

»Ich muß mir gewiß sein, daß wir das Geld aufbringen können. Müssen Sie nicht mit Anlegern sprechen und dergleichen?«

Ricardo winkte lässig ab. »Natürlich muß das alles geschehen, aber ich bin sicher, daß ich das Geld zusammenbekomme, Oswaldo. Und mein Wort ist besser als ein Stück Papier. Das wissen Sie.«

Bocci lächelte höchst zufrieden. »Sehr schön.«

»Gut«, sagte Ricardo, »haben Sie sich entschieden, was für eine redaktionelle Linie Sie in dieser *Favela*-Geschichte verfolgen wollen?«

Das war's dann. Der *Favela*-Deal war geplatzt. Bloomfield Weiss hatte seine Lektion bekommen: Dekker Ward schnappt man kein Geschäft vor der Nase weg. Die Mission war erfüllt, wir konnten nach Hause fahren.

Ich kochte vor Wut. Ich konnte nicht fassen, was Ricardo eben getan hatte. Auch Isabel war offenbar zornig. Aber sie konnte schlecht etwas sagen. Wenn sie nicht zugelassen hätte, daß Bloomfield Weiss sich den Auftrag holte, dann wäre das Geschäft wie geplant zustande gekommen. Ricardo konnte nicht entgangen sein, wie wir die Sache sahen, aber es schien ihm nichts auszumachen.

Wir verließen Boccis Büro, holten unser Gepäck im Hotel ab und fuhren beklommen schweigend zum Flughafen. Selbstverständlich flogen wir erster Klasse. Ricardo übernahm das Einchecken. Mit großem Unbehagen stellte ich fest, daß ich den Sitz neben Ricardo hatte. Isabel saß uns gegenüber.

Auch beim Essen im Flugzeug hielt das Schweigen an. Ricardo sah einen Stapel Papiere durch. Er hatte einen jener übergroßen Aktenkoffer, wie man sie oft bei Anwälten sieht. Ein Aktenkoffer in Normalgröße hätte ihn nicht mit dem Arbeitspensum für eine zweitägige Geschäftsreise versorgt. Ich blickte aus dem Fenster in den schwarzen Himmel. Ricardo hatte noch nicht einmal eine Nacht in Brasilién verbracht. Eine Stunde hatte er gebraucht, um vom

Tisch zu wischen, was Isabel und Humberto in einem Jahr aufgebaut hatten.

Nachdem die Stewardesß mein Geschirr abgetragen hatte, stellte ich die Rückenlehne nach hinten und tat so, als schließe ich. Es war schwierig: Die Brust schmerzte, und ich konnte das leise Rascheln der Papiere und das Kratzen einer Feder neben mir hören.

Mit einem Mal hatte das Bankgeschäft sein wahres Gesicht gezeigt. Eine Idee, die das Leben vieler tausend Menschen verbessert hätte, war dem Konkurrenzprinzip geopfert worden. Immer heftiger arbeitete der Zorn in mir. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus. Ich öffnete die Augen und fischte mir aus meiner Aktentasche ein Buch. Es handelte sich um *Die Insulaner* von Jewgeni Samjatin, einem russischen Schriftsteller, der kurz vor dem Ersten Weltkrieg zwei traurige Jahre in Newcastle verbracht hatte. Die Musikalität seiner Prosa verfehlte nicht ihre beruhigende Wirkung. Von allen Autoren des 20. Jahrhunderts kam Samjatin nach meinem Empfinden Puschkins sprachlicher Meisterschaft am nächsten, wenn er auch nicht ganz dessen absolute Genauigkeit erreichte. *Die Insulaner* stellen eine Satire auf die Heuchelei und moralische Leere dar, die er im kapitalistischen England um die Jahrhundertwende angetroffen hatte. Dabei hatte er sie gar nicht richtig kennengelernt. Er hätte in einer Bank arbeiten sollen!

Dann fiel mir ein, daß Samjatin, entsetzlich verarmt, in Paris gestorben war.

»Was macht Ihr argentinisches Geschäft?«

»Was?« Verwirrt blickte ich auf.

»Ich habe gefragt, was Ihr argentinisches Geschäft macht.«

Es interessierte mich einen Dreck, was das argentinische Geschäft machte. Das war nicht ganz richtig. Ich wünschte mir, daß Dekker Ward einen Haufen Geld dabei verlieren würde. Allerdings war ich vernünftig genug, das so nicht auszusprechen. Ich wußte, daß offen gezeigte Gleichgültigkeit gegenüber einer Wertpapierposition einer Kündigung gleichkam, und ich war mir noch nicht sicher, ob ich das wirklich wollte. »Der Kurs hat sich die Woche über nicht bewegt.«

»Glauben Sie noch daran?«

Was für eine lächerliche Frage. An Gott konnte ich glauben, an Marx oder von mir aus auch an die Thatcher. Aber wie sollte ich an Bonds glauben? ich holte tief Atem. »Nach allem, was mir damals bekannt war, schienen mir die argentinischen Discounts eine gute Anlage zu sein. Aber da sich dieses Urteil auf eine Erfahrung von lediglich zwei Tagen stützte, muß ich zugeben, daß ich sehr wenig Vertrauen in mein Urteil habe. Einzig der Umstand, daß Sie selbst die Position gekauft haben, gibt mir das Gefühl, daß ich recht haben könnte. Wenn Sie die Position noch nicht verkauft haben, glaube ich weiterhin an sie. Haben Sie sie verkauft?«

Ricardo lächelte. »Es gefällt mir, daß Sie sich über Ihre Grenzen im klaren sind. Aber es war eine gute Wahl. Und Sie haben recht, ich hätte die Position nicht erworben, wenn ich nicht Ihrer Meinung gewesen wäre. Tatsächlich habe ich sie nicht verkauft, sondern vergrößert, erheblich vergrößert.«

»Das ist schön. Ich hoffe, Sie haben Erfolg«, murmelte ich und wandte mich wieder meinem Buch zu.

Eine Weile schwiegen wir, aber ich merkte, daß Ricardo mich noch immer anblickte. »Das war eine schlimme Woche für Sie, nicht wahr? Erst sind Sie niedergestochen worden, und dann ist der *Favela*-Deal geplatzt.«

»Stimmt«, meinte ich.

»Ein solcher Angriff muß schrecklich sein.« Ich sah Ricardo an. Er sah wirklich betroffen aus. Als sei er selbst niedergestochen worden.

»Ja«, sagte ich. »Wir sind einfach am Strand entlanggegangen. Und plötzlich hatte ich ein Messer in der Brust.«

Ricardo nickte. »Brasilien ist ein grausames Land. Die Oberfläche ist wunderschön, aber darunter kann es sehr brutal sein. Das ist jammerschade und einer der Gründe, warum der *Favela*-Deal so wünschenswert gewesen wäre.«

Eigentlich hatte ich keine Lust, darüber zu sprechen, aber ich konnte mich einfach nicht beherrschen. »Warum haben Sie ihn dann platzen lassen?«

»Ich hatte keine andere Wahl. Ich konnte Bloomfield Weiss den Auftrag nicht überlassen. Das wäre das Ende von Dekker Ward gewesen.«

»Kommen Sie! Wir hätten immer noch den größten Marktanteil gehabt. Und es wäre endlich etwas mit diesen *Favelas* geschehen. Jetzt lässt man die Bewohner wieder in ihrem Schmutz und Elend sitzen.«

»Ich bin nicht verantwortlich für die sozialen Verhältnisse in Brasilien oder in irgendeinem anderen Land«, erwiderte Ricardo ruhig. »In den letzten hundert Jahren hat Brasilien den gleichen Zugang zu Kapital, Rohstoffen und

Arbeitskräften gehabt wie Kanada und die Vereinigten Staaten. Daß es heute viel ärmer ist, liegt ausschließlich an den Brasilianern und ihrer Entscheidung, ihre Ressourcen so und nicht anders zu benutzen oder zu verschwenden. Ich bin nicht daran schuld.«

Ich unternahm keinerlei Versuch, meine Skepsis zu verborgen.

»Ich bin nur für den Erfolg von Dekker Ward verantwortlich«, fuhr er fort. »Ich habe die Firma zu einer der erfolgreichsten Investmentbanken der Welt gemacht, doch in dem Augenblick, wo ich mich auf meinen Lorbeeren ausruhe, wo ich anderen die Initiative überlasse, ist alles vorbei. Natürlich tun wir alle so, als sei es ein freundlicher, friedlicher Markt und als seien all die anderen Mitspieler damit zufrieden, daß wir das Heft in der Hand haben. Aber wir könnten ihnen keinen größeren Gefallen tun, als zu straucheln. Gar zu gern würden sie uns den Markt abjagen. Meine größte Sorge ist, daß wir selbstzufrieden werden könnten.«

Seine blauen Augen bohrten sich in meine. »Irgendwann kommt der Zeitpunkt, wo man eine härtere Gangart einschlagen muß. Bloomfield Weiss hätte uns das Geschäft nicht auf diese Weise abspenstig machen dürfen. Sie haben mit der harten Gangart angefangen. Ich habe ihnen und allen anderen nur gezeigt, daß ich bereit bin, eine noch härtere zu gehen.«

»Und was ist mit den Kindern in den *Favelas*?«

»Wenn die Favela-Bairro-Idee so gut ist, wie wir glauben, dann wird sie irgendwann finanziert werden. Und denken Sie daran, Dekker Ward hat das internationale Ka-

pital zu einem Zeitpunkt nach Lateinamerika gebracht, als niemand mehr an die Region glaubte. Mehr als zwanzig Milliarden Dollar haben wir für die Leute hier organisiert. Und die werden jetzt vernünftig verwendet – für Arbeitsplätze und Infrastrukturen.«

Er sah den Zweifel in meinen Augen.

»Okay, ich will nicht behaupten, daß das der Hauptgrund ist, warum ich Dekker Ward zu dem gemacht habe, was es heute darstellt. Aber es ist ein wichtiges Ergebnis dessen, was wir geleistet haben, und ich bin stolz darauf.«

»Und was ist mit all dem Geld, das Sie verdienen?«

»Hören Sie auf, Nick! Sie selbst haben mir gesagt, daß Sie aus genau diesem Grund bei uns anfangen wollten.«

»Ja, aber ...«

»Aber was?«

»Ich will mit dem Geld etwas anfangen. Mir die Freiheit erwerben, mit meinem Leben zu machen, wonach mir der Sinn steht.«

»Und?«

»Und ...« Ich zögerte und suchte nach den richtigen Worten. »Ich habe das Gefühl, daß in Firmen wie Dekker Ward das Geld zum bloßen Selbstzweck wird.«

Ricardo rieb sich das Kinn. »Ich weiß, was Sie meinen. Aber der Schein trügt ein wenig. Ich sage immer, ich schätze Mitarbeiter, die hungrig sind, Leute, die auf das Geld *angewiesen* sind. Dann verdienen sie auch Geld für die Firma, und die Firma wächst. Und das ist gut so. Aber ich glaube nicht, daß es wirklich Gier ist.«

»Was dann?«

»Geld, das ist nur die Punktzahl, die man erzielen kann.«

Ich nehme an, ich will die höchste Punktzahl haben, wenn alles vorbei ist.«

»Und wann ist das?«

Ricardo lächelte. »Gute Frage. Ich weiß es nicht. Ich glaube, für mich ist das ein Spiel ohne Ende.«

Wir schwiegen einen Augenblick und dachten über das Gehörte nach, vermutlich beide überrascht, wie persönlich das Gespräch plötzlich geworden war. Ich erinnerte mich an das T-Shirt, das ich in der *Favela* gesehen hatte: *Wer mit dem meisten Spielzeug stirbt, hat gewonnen.* Ricardos Spiel wurde auf der ganzen Welt gespielt, von arm und reich.

Er winkte eine Stewardesß heran und bestellte einen Cognac. Ich ließ mir einen Whisky bringen. Beide lehnten wir uns in den bequemen Sitzen der ersten Klasse zurück und nippten an unseren Getränken.

»Mein Vater hat wenig Glück bei diesem Spiel gehabt«, sagte Ricardo.

»Jamie erzählte mir, er ist Geschäftsmann in Venezuela?«

»War. Er ist seit fünfzehn Jahren tot.«

»Das tut mir leid.«

»Er war auch Börsianer, in der Ölindustrie. In den fünfziger Jahren ist er von Caracas nach Argentinien gegangen und hat sich ein hübsches Portefeuille zugelegt. Aber dann hat er sich übernommen. Das war 1980, kurz nach der zweiten Ölkrisse. Er dachte, der Preis würde noch auf vierzig Dollar pro Barrel klettern. Statt dessen sackte er auf sechs Dollar ab. Er hat schon immer getrunken, aber von da an wurde es wirklich zuviel. Vier Jahre später war er tot.«

Am Ende hat er uns nur sehr wenig hinterlassen. Wir haben es aus eigener Kraft geschafft, darauf bin ich stolz.«

»Haben Sie viel von ihm gelernt?«

»Um ehrlich zu sein, nein. Im Grunde haben wir nicht viel von ihm gesehen. Ständig war er in Geschäften unterwegs, und ich bin in England zur Schule gegangen. Aber ich denke, ich habe den Instinkt fürs Geschäft von ihm geerbt. Ich hoffe nur, daß ich im Unterschied zu ihm weiß, wann ich mich übernehme.«

»Dann messen Sie sich mit ihm?«

Ricardo dachte einen Augenblick lang nach. »In gewisser Weise, ja. Ich hätte mich gefreut, wenn er noch gesehen hätte, was ich erreicht habe. Er hat mich nie viel gelobt, als er noch lebte, vielleicht würde er es heute tun.«

»Und Ihre Mutter?«

»Oh, ich glaube nicht, daß meine Mutter weiß, was ich mache, oder sich darum kümmert. Hauptsache, ich kümmere mich ausreichend um ihr Konto.«

»Und was ist mit Eduardo? Schlägt er auch nach Ihrem Vater?«

Ricardo lächelte etwas wehmütig. »Eduardo hat ganz andere Eigenschaften von ihm geerbt.«

Ich hätte gar zu gern gewußt, was das für welche waren, aber etwas in seiner Stimme sagte mir, daß ich weit genug gegangen war. Ricardo war ein faszinierender Mensch, und ich fühlte mich geschmeichelt, daß er sich auf ein so persönliches Gespräch mit mir eingelassen hatte. Oder war seine Offenheit nur eine raffinierte Form der Manipulation? Falls ja, dann mußte ich zugeben, daß sie funktionierte.

Ricardo stellte sein Glas ab und wandte sich mir zu. »Hören Sie, ich weiß, daß Sie nur schwer akzeptieren können, was Sie heute erlebt haben. Ich weiß auch, daß Sie das, was wir tun, grundsätzlich in Frage stellen. Und ich respektiere das. Ehrlich. Mir sind Leute lieber, die Grundsätze in Frage stellen, als Leute, die blindlings tun, was alle tun. Also denken Sie darüber nach. Aber bilden Sie sich nicht ein, daß Sie bei uns arbeiten, die Vorteile mitnehmen und sich vor den unangenehmen Entscheidungen drücken können.«

Ich zwang mich, seinem Blick standzuhalten. Aufrichtigkeit lag in seinen blauen Augen. Ich wußte, er glaubte an das, was er sagte. Und diese Augen waren werbend, beschwörend, fast hypnotisch. Komm zu uns, schienen sie zu sagen.

»Ich möchte, daß Sie für Dekker Ward arbeiten. Bei uns tummeln Sie sich auf dem spannendsten Finanzmarkt, den es augenblicklich gibt, und Sie werden eine Menge Spaß dabei haben. Ich glaube, Sie könnten sehr nützlich für uns sein. Aber es muß Ihnen Ernst sein. Wenn Sie nicht überzeugt sind von dem, was wir machen, dann gehen Sie zurück zu Ihren russischen Büchern. Sie müssen sich entscheiden.«

Ich mußte unwillkürlich schlucken. Ich erinnerte mich daran, daß ich das ganze Dilemma bereits durchgespielt hatte, als es darum ging, ob ich bei Dekker Ward anfangen sollte oder nicht. Mir war klar, daß ich in dem Job nur Erfolg haben konnte, wenn ich die ethischen Grundsätze des Systems akzeptierte. Und die waren nicht unmoralisch, sondern nur amoralisch. Ricardo hatte schon recht, an Brasiliens Problemen waren die Brasilianer selbst schuld. Das

gleiche ließ sich über Rußland sagen, das ebenso riesig und chaotisch war. Isabels Vater war von Tolstois *Herr und Knecht* begeistert, und der Edelmut dieser Erzählung war in der Tat reizvoll. Aber es war unvernünftig von dem Herrn, trotz des Schnees weiterzureiten, statt abzuwarten, bis sich der Sturm gelegt hatte. Außerdem opfern sich in der wirklichen Welt die Herren nicht für ihre Knechte.

Dann dachte ich an Cordelia und den nervösen kleinen Jungen mit dem breiten Lächeln und den harten Augen. Ich wandte Ricardo den Rücken zu und blickte in den dunklen Himmel über dem Atlantik.

NEUN

Als ich spät am Freitag morgen ins Büro kam, wurde ich herzlich begrüßt. Dave, Miguel, Pedro, Charlotte, Leute, die ich kaum kannte, kamen herüber, um sich zu erkundigen, wie es mir ging. Obwohl ich noch keine zwei Wochen bei Dekker Ward war und davon kaum drei Tage im Büro verbracht hatte, behandelten sie mich wie einen der Ihren. Ich muß zugeben, es war ein angenehmes Gefühl.

Am Vortag war das Flugzeug um die Mittagszeit gelandet, aber im Unterschied zu Isabel und Ricardo, die sofort in die Firma gefahren waren, hatte ich mich nach Hause verdrückt. Am nächsten Morgen hatte ich dann zunächst meine Hausärztin aufgesucht. Sie zeigte sich beeindruckt von der Arbeit ihres brasilianischen Kollegen, wechselte den Verband und sagte, ich solle eine Woche zu Hause bleiben. Daran war nicht zu denken, aber ich trug ihrem Rat insofern Rechnung, als ich das Fahrrad zu Hause ließ und mit der U-Bahn und der Docklands Light Railway zum Canary Wharf fuhr. Es war entsetzlich, und ich schwor mir, mich am Montag wieder aufs Rad zu setzen, möchte die Brust noch so weh tun.

Enttäuscht sah ich, daß der Schreibtisch neben mir verwaist war. Isabel war unterwegs.

Aber Jamie war da, und ich freute mich, ihn zu sehen.

»Was für eine Reise! Bist du okay? Wo hat dich das Messer erwischt? Kann ich mal sehen?«

»Bist du bescheuert?« sagte ich. »Ich habe heute morgen einen neuen Verband gekriegt. Glaubst du, ich lege deinetwegen meine Brust frei?«

»Na gut.« Jamie mimte den Enttäuschten. »Wie ist es passiert?«

Im Gegensatz zu den anderen scheute er sich natürlich nicht, mich danach zu fragen. Ich erzählte es ihm.

»Himmel!« Er schüttelte den Kopf. »Zwei Zentimeter weiter links oder rechts, und es wäre aus gewesen.«

»Das ist wohl richtig.«

»Und? Wie fühlst du dich?«

»Den Umständen entsprechend gut«, sagte ich. »Zumindest, soweit es den Messerstich betrifft. Aber hast du gehört, was Ricardo gemacht hat?«

»Mit dem *Favela*-Deal? Er hat ihn platzen lassen, oder?«

»Ja. Ich fasse es einfach nicht. Nach allem, was Isabel auf die Beine gestellt hat. Ich habe eine gesehen, weißt du? Eine *Favela*. Da muß irgend etwas geschehen.«

»Ich weiß«, sagte Jamie. »Es ist sicher schlimm für sie. In diesem Geschäft geht es manchmal beinhart zur Sache.«

»Da ist noch was.« Ich griff in die unterste Schublade meines Schreibtischs, um das Fax an Martin Beldecos herauszuholen. Es war nicht mehr da.

»Komisch«, sagte ich.

»Was?«

»Vor meiner Abreise nach Brasilien habe ich hier ein Fax reingelegt. Ich bin ganz sicher.«

Jamie machte Anstalten aufzustehen und zu gehen.

Ich hielt ihn am Ärmel fest. »Nein, warte. Es ist wichtig.«

Jamie sah mir zu, wie ich meinen Schreibtisch durchsuchte. Es war nicht da. Ich überlegte, ob ich es woanders hingelegt haben könnte. Hatte ich es vielleicht mit nach Hause oder nach Brasilien genommen?

Nein, es hatte ohne jeden Zweifel in dieser Schreibtischschublade gelegen. Und jetzt war es weg.

»Worum ging es in dem Fax?« fragte Jamie.

Ich stellte die Suche ein und richtete mich auf. »Es war ein Fax von der United Bank of Canada auf den Bahamas an Martin Beldecos. Darin hieß es, der Mann hinter den Konten, für die jener sich interessierte, werde mit einem mutmaßlichen Geldwäscher in Zusammenhang gebracht.«

»Wirklich? Stand da auch, welches Konto?«

»Ich glaube, das der International Trading and Transport (Panama). Zumindest war es das Unternehmen, das Geld auf ein Nummernkonto bei Dekker Trust auf den Caymans eingezahlt hat.«

»Klingt glaubhaft«, sagte Jamie. »Das ließe sich sehr schwer zurückverfolgen.« Er machte ein nachdenkliches Gesicht.

»Was bezeichnet man eigentlich als Geldwäsche?« fragte ich.

»Die Umwandlung von schmutzigem Geld«, erwiderte Jamie. »Geld aus Drogengeschäften, Schmuggel oder organisierter Kriminalität, vor allem aber aus dem Drogenhandel. Für die Polizei ist es oft leichter, das Geld zurückzuverfolgen als die Drogen, deshalb lassen sich die Gangster alle

möglichen Tricks einfallen, um die Herkunft des Geldes zu verschleiern und es anonym investieren zu können. In der Regel benutzen sie dazu Off-shore-Filialen.«

»Auf den Cayman Islands zum Beispiel?«

»Genau. Aber es können auch Panama, Gibraltar, sogar die Kanalinseln oder die Schweiz sein. Es gibt Dutzende von Möglichkeiten. Einige dieser verschlungenen Geldpfade sind sehr kompliziert.«

»Verstehe«, sagte ich. »Und Martin Beldecos hatte einen dieser Geldpfade entdeckt?«

»Vielleicht.«

»Also, was meinst du?«

»Wozu?«

»Was hätte ich mit dem Fax tun sollen? Ich meine, bevor es verschwunden ist. Eduardo hat gesagt, wenn ich weitere Nachrichten für Martin Beldecos erhalten sollte, hätte ich sie ihm persönlich auszuhändigen. Aber bei dieser hier bin ich mir nicht ganz so sicher.«

»Warum nicht?«

Jamies Sorglosigkeit verunsicherte mich. Vielleicht ging meine Phantasie mit mir durch. »Na ja, falls er sowieso schon davon weiß«, meinte ich zögernd.

»Hmm.« Jamie dachte nach. »Verstehe, was du meinst. Na, er würde in jedem Fall ausrasten, wenn du ihm erzählst, daß du es verloren hast.«

»Ich habe es nicht verloren!«

»Wo ist es dann?« fragte Jamie.

»Ich schwör dir, Jamie, daß ich's nicht verloren habe. Irgend jemand muß es weggenommen haben, als ich in Brasilien war.«

Das verschlug ihm die Sprache. Schließlich sagte er: »An deiner Stelle würde ich das Ganze vergessen.«

»Warum?«

»Weil ich fürchte, daß du recht hast. Ich wäre nicht überrascht, wenn Eduardo solche Geschäfte nebenbei laufen hätte. In unserer Welt ist das keine Seltenheit. Er wäre bestimmt nicht begeistert, wenn du es an die große Glocke hängst und ihm Ärger machst.«

»Und was ist, wenn er gar nichts damit zu tun hat?«

»Dann ist es auch nicht schlimm, wenn du die Sache auf sich beruhen läßt.« Jamie sah den Zweifel in meinen Augen. »Sieh mal, täglich werden im Bankenbereich viele Millionen Dollar Drogengeld gewaschen. In jeder Bank finden sich solche Gelder. Probleme gibt es nur, wenn es bekannt wird. Dabei geschieht niemandem ein Leid. Es ist noch nicht mal Betrug. Niemand verliert Geld dabei. Vergiß es einfach! Du kriegst nur Schwierigkeiten, wenn du darüber sprichst.«

»Aber ich will nichts vertuschen.«

»Was vertuschst du?«

»Das Fax.«

»Was für ein Fax? Du hast kein Fax bekommen. Und wenn es solch ein Fax gegeben hat, dann war es nicht an dich gerichtet. Glaub mir, Nick, du solltest es vergessen. Ich tu's jedenfalls.« Er stand auf.

»Jamie?«

Er blieb stehen.

Ich zögerte, den Gedanken in Worte zu fassen, der in meinem Kopf Gestalt annahm. »Martin Beldecos hat vermutet, daß bei Dekker Ward Geld gewaschen wird. Er

wurde in Caracas umgebracht. Dann habe ich Verdacht geschöpft, und prompt bin ich in Rio nur knapp einem Anschlag entgangen.«

Als die Worte heraus waren, kam ich mir irgendwie töricht vor. Paranoid. Und Jamies spöttischer Blick verstärkte diesen Eindruck noch. Doch dann wurde sein Gesichtsausdruck freundlicher. »Nick, nach dem, was dir zugestochen ist, bist du natürlich nervös. Man wird sicherlich Verständnis dafür haben, wenn du erst einmal nicht mehr nach Lateinamerika willst. Und wer weiß? Vielleicht wird irgendwo bei Dekker Ward tatsächlich ein bißchen schmutziges Geld versteckt. Aber mach aus 'ner Mücke keinen Elefanten. Beruhige dich und geh an deine Arbeit. Du kommst schon wieder auf die Beine.«

Sprach's und ging. Ich fühlte mich unsicher, verlegen und ein bißchen lächerlich.

ZEHN

Ricardo residierte in einem rechteckigen georgianischen Herrenhaus aus gelblichem Stein, das schöne, klare Linien hatte. Am Fuß des kleinen Hügels, auf dem es lag, drängten sich ein paar Häuser und eine Kirche. Ich fragte mich, was die Einheimischen von den neuen Bewohnern des großen Hauses hielten. Jamie fuhr eine lange Auffahrt hinauf, die sich durch eine weitläufige Rasenfläche schlängelte. Bei der Anlage des Parks schien man eher an bequeme Pflege als an Schönheit gedacht zu haben. Es gab Büsche und Bäume, aber kaum Blumen. Auf dem Kies des Vorplatzes machten sich die nobelsten Erzeugnisse der deutschen Automobilindustrie die Parkplätze streitig. Ungeniert reihte sich Jamie mit seinem englischen Jaguar ein, unmittelbar neben dem einzigen anderen Exoten, Eduardos Ferrari.

Ricardo gab eine Party für alle Mitarbeiter. Es war offenbar etwas, was in regelmäßigen Abständen stattfand, und diese war schon seit Wochen geplant gewesen. Jamie hatte mir gesagt, daß sie ein unbedingtes Muß sei, aber ich wäre sowieso hingegangen. Kate und er waren so nett gewesen, mich von einer nahegelegenen Bahnstation abzuholen.

Das Herrenhaus war traditionell eingerichtet, aber in der Diele und im Salon hingen große Bilder, die brasiliani-

sche Motive in kräftigen Farben zeigten. Wo Platz war, standen seltsame, exotische Skulpturen, in denen sich indianische und abstrakte Stilelemente zu mischen schienen. Die Wirkung war verblüffend. Sie erfüllten die kalten englischen Räume mit warmem Leben.

Es war das erste milde Wochenende des Jahres, und die meisten Gäste hatten sich aus dem Salon in den Garten begaben, um die Frühlingssonne zu genießen. Die Rückseite des Hauses wirkte weit weniger streng als die Vorderseite. Da gab es eine Terrasse, einen Baum und überall Tulpen. Am Grill herrschte Hochbetrieb, und Kellner in weißen Jacketts verteilten Champagnercocktails, die reißenden Absatz fanden.

»Ich hasse solche Veranstaltungen«, flüsterte Kate mir zu. »Vor den beiden letzten habe ich mich gedrückt und gesagt, Oliver sei krank. Aber heute hat Jamie darauf bestanden, daß ich mitkomme.«

»Warum gefallen sie dir nicht?« fragte ich. »Die Leute scheinen doch nett zu sein. Sehr freundlich.«

»Oh, ja, das sind sie. Aber sie sind alle mit ihrem Job verheiratet, ich komme mir irgendwie ausgeschlossen vor.«

»Es gibt doch noch andere Ehefrauen hier, oder?«

»Klar, Vorzeigeehefrauen und Vorzeigmärtressen. Die Ehefrauen sind die mit den Falten.«

Ich hob die Augenbrauen. »Wir sind ja heute nachmittag ziemlich zynisch drauf.«

»Schau dich doch nur mal um.«

Das tat ich. Schöne Frauen gab es in der Tat im Überfluß. Teuer gekleidet, sorgfältig zurechtgemacht, die ideale Ergänzung zu ihren wohlhabenden Ehemännern.

»Ich versteh, was du meinst«, sagte ich. Wir nippten an unseren Getränken, ich am Champagner, sie am Wasser.

»Mit wem warst du in Brasilien?« fragte Kate und blickte in der Menge umher.

»Oh, einer Frau namens Isabel Pereira.«

Ich spürte, wie ich rot wurde. So flüchtig es auch war, Kate entging es nicht, woraufhin mir die Hitze noch heftiger ins Gesicht stieg. Ich war durchschaut.

»Ach ja?« sagte sie, und in ihren haselnußbraunen Augen blitzte ein mutwilliger Schimmer auf. »Zeige sie mir.«

Ich sah mich um und entdeckte Isabel in einer weiter entfernt stehenden Gruppe von Gästen. »Da drüben steht sie.«

Kate stellte sich auf die Zehenspitzen, um besser sehen zu können. »Sehr hübsch. Kannst du uns miteinander bekannt machen?«

»Äh.« Wie kam ich da nur wieder raus? Ich blickte Kate an. Sie würde keine Gnade walten lassen. »Weißt du, wir sind nicht ...«

»Noch nicht«, sagte Kate. »Komm schon. Unterhalten wir uns mit ihr.«

Wir bahnten uns einen Weg zu Isabel. Sie trug einen Hosenanzug aus dunkelgrüner Seide, der schlicht, aber sehr teuer aussah. Sie unterhielt sich mit Pedro auf portugesisch.

Ihr Gesicht hellte sich auf, als sie mich sah. Zumaldest bildete ich mir das ein. Vielleicht war es auch nur Wunschedenken meinerseits. Ich machte sie mit Kate bekannt.

Kurz darauf erschien Ricardo, an seiner Seite eine bemerkenswerte dunkelhaarige Frau in einem kurzen

schwarzen Kleid, das ihre Figur betonte. Da gab es einiges zu betonen. In dem tiefgebräunten Gesicht setzten Augen und Zähne schwarz-weiße Akzente. An Ohren, Hals und Fingern glänzte Gold.

Ricardo beugte sich herab und küßte Kate auf beide Wangen. »Wie schön, Sie zu sehen«, sagte er. »Ich freue mich, daß Sie heute kommen konnten. Geht es Oliver gut?«

Ricardos Stimme brachte nichts als höfliches Interesse zum Ausdruck. Mit keiner Miene verriet er, daß er jemals Zweifel an Olivers Krankheiten gehabt hatte. Ich setzte ein neutrales Gesicht auf.

»Oh, ja, es geht ihm ausgezeichnet«, antwortete Kate strahlend.

»Nick, ich glaube, Sie kennen meine Frau noch nicht«, sagte Ricardo. »Luciana, das ist Nick Elliot.«

»Hallo«, sagte sie mit heiserer, rauchiger Stimme und schüttelte mir die Hand. »Sind Sie Jamies Freund?«

»Ja.«

Ricardo wandte sich an Kate. »Sie kennen Nick natürlich schon länger.«

»Fast zehn Jahre. Ich kenne ihn sogar schon länger als Jamie.«

»Tatsächlich? Haben Sie sich am Magdalens kennengelernt?« Typisch für Ricardo, daß er mein College noch präsent hatte.

»Nein, in der Cowley Road.«

Ricardo lachte. »Ich erinnere mich noch gut an sie. Gab es zu Ihrer Zeit noch Brett's Burgers?«

Kate lächelte. »Und ob.«

»Nun, damit können wir natürlich nicht mithalten. Nehmen Sie sich aber trotzdem einen Burger oder was immer Sie wollen.« Er zeigte zum Grill, um den sich zwei Männer in weißen Jacketts mehr schlecht als recht kümmerten. »Irgendwo muß hier auch ein ganz guter Rotwein zu finden sein, aber Sie können auch beim Champagner bleiben, ganz wie es Ihnen beliebt.«

Er bemerkte, daß Kate Wasser in ihrem Glas hatte. »Oh, da ist irgendwo ein Mann mit gepreßtem Holunderblüten-saft. Den würde ich an Ihrer Stelle einmal probieren. Der ist ausgezeichnet.« Mit diesen Worten setzte er seinen Weg durch die Menge fort.

»Woher zum Teufel kennt er Brett's Burgers?« flüsterte ich Kate zu. »Er war doch nicht in Oxford, oder?«

»Nein«, erwiderte sie. »Aber er weiß alles, wirklich alles. Du wirst dich noch daran gewöhnen.«

Dann wandte sich Kate Isabel und Luciana mir zu. »Ich habe gehört, daß Ihr erster Besuch in meinem Heimatland sehr unerfreulich war«, sagte Luciana. Sie stand sehr dicht vor mir. Trotz des geschickten Make-ups sah ich die feinen Linien um Mund und Augen. Es waren harte Augen. Doch auf diese Entfernung wäre es für jeden heterosexuellen Mann über zwölf unmöglich gewesen, an ihrer Brust vorbeizusehen.

Ich versuchte, meine Gedanken wieder zu ordnen. »Stimmt, aber Rio ist eine sehr schöne Stadt. Die schönste, die ich je gesehen habe. Kommen Sie von dort?«

»Nein, aus São Paulo. Aber mein Vater hat geschäftlich viel in Rio zu tun. Wir haben da ein Haus. Mein Bruder verbringt jetzt viel Zeit dort.«

»Was macht er?«

»Ich weiß das eigentlich gar nicht so recht. Francisco bezeichnet sich als Finanzier, aber fragen Sie mich bitte nicht, was das eigentlich bedeutet. Ich habe noch zwei weitere Brüder – der eine kümmert sich ums Familiengeschäft in São Paulo, der andere kandidiert für ein Regierungsamt.«

So, so, Luciana hatte also einen Bruder, der Francisco hieß und Finanzier war. Interessant.

»Vermissen Sie Brasilien denn nicht?« fragte ich.

»Natürlich, aus diesem Grund fliege ich so oft wie möglich dorthin. Aber was bleibt mir auch anderes übrig? Ich bin Ricardo in Amerika begegnet, als ich noch jung war. Wir haben uns verliebt und geheiratet.« Sie lächelte. »Es gibt Schlimmeres. Und dann habe ich noch mein Geschäft.«

»Was machen Sie?«

»Ich bin Innenarchitektin. Ich habe Kunden in London, Paris, New York. Die meisten sind Lateinamerikaner. Sie möchten Dinge um sich haben, die sie an ihre Heimat erinnern. Ich entwerfe exquisite Inneneinrichtungen mit heimatlichen Stilelementen. Etwas, was die Persönlichkeit des Lateinamerikaners in Nordeuropa widerspiegelt. Haben Sie den Salon gesehen?«

»Ja, er hat mir sehr gut gefallen. Könnten Sie sich nicht einmal meiner Wohnung annehmen?« fragte ich.

»Liebend gern, aber ich glaube, ich bin ein wenig zu teuer für Sie.« Sie sah mich aufreizend über den Rand ihres Champagnerglases an.

Wieder wurde ich rot. Ich konnte einfach nichts dagegen

machen. »Na gut«, sagte ich. »Dann bleibe ich vielleicht doch besser bei Ikea und Dulux.«

Sie lachte. »Erzählen Sie mir, was Sie sich in Rio angesehen haben.«

Das tat ich. Ich lieferte einen ungeschminkten Bericht von den *Favelas*, Cordelias Kinderhort, von den Jungen, die mich angegriffen hatten. Interessiert hörte sie mir zu. Sie war gewiß nicht dumm. Ich war geschmeichelt, daß eine so schöne, kultivierte und, geben wir's ruhig zu, so aufregende Frau an meinen Lippen hing.

Plötzlich wurden wir unterbrochen. »*Oi, Luciana, tudo bem?*«, Isabel beugte sich vor und küßte Luciana auf beide Wangen.

»*Tudo bem*«, antwortete sie. »Nick kennen Sie natürlich.«

»Ja, wir haben gerade eine gemeinsame Reise hinter uns gebracht«, sagte Isabel.

»Ach, Sie waren zusammen mit ihm in Rio? Sie haben mir gar nicht erzählt, daß Ihnen Isabel alle diese Dinge gezeigt hat, Nick.«

Sie hatte recht. Ich hatte Isabel mit keinem Wort erwähnt. Verlegen zuckte ich die Achseln.

»Nun, dann vertraue ich ihn Ihrer Obhut an«, sagte Luciana, schenkte mir ein sprödes Lächeln und entschwebte, um jemand anders mit ihrer Anwesenheit zu beglücken.

»Sie scheinen sich ja ausgesprochen angeregt unterhalten zu haben«, sagte Isabel.

»Das haben wir.«

»Sie hat Sie ja vollkommen in Beschlag genommen. Dabei könnte sie Ihre Mutter sein.«

»Wohl kaum.«

»Sie ist zweiundvierzig.«

»Ach ja? Meine Mutter ist achtundfünfzig.«

»Sie frißt Sie bei lebendigem Leib.«

»Hören Sie auf!« sagte ich. »Ich denke, sie ist mit Ricardo verheiratet.«

»Ja. Wenn er denn einmal da ist. Was angesichts seines Arbeitspensums so gut wie nie der Fall ist. Den Rest der Zeit gehört sie nur sich selbst.«

»Das sagen Sie.«

»Das sagt hier auch eine stattliche Anzahl jüngerer Männer. Fragen Sie nur Ihren Freund Jamie.«

»Isabel!«

»Tut mir leid.«

»Das ist doch ziemlich riskant, sich mit der Frau des Chefs einzulassen, oder?«

»Genau meine Meinung. Deswegen bremsen die meisten auch ihren Charme. Sie wissen, was passieren würde, wenn Ricardo es herausfände.« Sie blickte mich leicht anzugleich an, als sie das sagte.

»Vielen Dank für den Karrieretip.«

Innerlich mußte ich lachen. Hinter der Neckerei verbarg sich Eifersucht. Ich hatte sie wirklich nicht provozieren wollen, fand den Gedanken, daß ich ihr nicht gleichgültig war, aber überaus angenehm. Ich schaute auf und sah, daß sie mich anlächelte. Am liebsten hätte ich sie an mich gezogen und geküßt. Doch die vierzig anderen Leute, die um uns herumstanden, wären etwas hinderlich gewesen. Ein anderes Mal. Bald, sehr bald.

»Was macht die Brust?« fragte sie.

»Noch immer ein bißchen empfindlich, aber sie heilt rasch«, antwortete ich.

»Gut.«

»Vielen Dank, daß Sie sich in Rio so nett um mich gekümmert haben. Ich weiß nicht, was ich ohne Sie gemacht hätte.«

Sie lächelte. »Wer in Brasilien lebt, muß mit dem System umgehen können. Es gibt immer ein *Jeitinho*, um die Dinge zu regeln. Ich bin eine Expertin darin.«

»Darüber bin ich sehr froh.« Ich sah mich in dem Garten um und dann an der Rückfront des Hauses empor. »Eigentlich kein Gebäude, das man in Ricardos Besitz vermuten würde.«

»Das ist gar nicht so überraschend. Viele Menschen in Lateinamerika haben Farmen auf dem Lande. Wir auch, zum Beispiel. Und wissen Sie, was man über die Argentiniern sagt?«

»Nein.«

»Allesamt Italiener, die Spanisch sprechen und so tun, als wären sie Engländer.«

»Ross ist wohl kaum ein italienischer Name, oder?«

In Isabels Augen tanzte ein boshaftes Licht. »Nein, aber Rossi.«

»Das ist doch nicht Ihr Ernst!«

»Nur eine Vermutung.«

Von einem vorbeischwebenden Tablett griff ich mir ein neues Glas Champagner und für Isabel einen Orangensaft. Sie war mit dem Auto da. Wie mindestens die Hälfte der Anwesenden, dachte ich, was diese aber nicht daran hinderte, ausgiebig dem Alkohol zuzusprennen.

chen. Sie brachen eben gern die Regeln, hier wie überall.

»Sind das nicht unglaubliche Frauen hier, Nick?« Es war Dave, der eine Bierdose schwenkte. An seiner Seite befand sich Miguel, der hochgewachsene Argentinier. »Oh, tut mir leid, Isabel, Anwesende natürlich mit eingeschlossen. Miguel glaubt, die Kleine, mit der Carlos da ist, ist sein Au-pair-Mädchen.«

Zu meiner Enttäuschung verschwand Isabel aus meinem Blickfeld.

»Und wo ist seine Frau?« fragte ich.

»Zu Hause bei den Kindern, vermute ich«, sagte Miguel.
»Irgend jemand muß sich ja schließlich um sie kümmern.«

»Brauchst du nicht auch jemanden?«

»Was? Ein Au-pair-Mädchen? Ich habe keine Kinder!«

»Um so besser. Dann hat sie mehr Zeit, sich ihren anderen Pflichten zu widmen.« Dave grinste anzüglich und setzte die Dose an die Lippen.

Miguel schüttelte den Kopf. »Teresa tut mir leid. Das ist Daves Frau, wissen Sie«, erklärte er mir. »Eine absolut nette Frau. Nur schade, daß sie's mit den Augen hat.«

»Oi!« Dave quiekte bedauernd.

Miguel machte ein tieftrauriges Gesicht. »Und mit den Ohren.«

Die Party wurde lebhafter, und ich begann mich zu amüsieren. Dave und Miguel waren aber auch ein zu komisches Paar, wenn sie ein paar Drinks intus hatten. Auch Eduardo beeindruckte uns mit seiner Anwesenheit, in seinem Schlepptau ein deutsches Model, das kaum zwanzig war und offenbar wenig Englisch oder Spanisch sprach. Eduard-

do schien das nicht sonderlich zu stören. Auch er war charmant und freundlich, aber mir fiel auf, daß in seiner Gegenwart alle ein bißchen verkrampt wirkten.

Einige Zeit später näherte sich Kate schwankend. Vielleicht ging sie auch ganz gerade, und nur ich schwankte.

»Ich habe genug«, sagte sie. »Ich verziehe mich. Wenn ich jetzt gehe, kann ich Oliver noch zu Bett bringen. Jamie will noch bleiben. Er kommt mit dem Zug zurück. Kümmerst du dich um ihn?«

Ich überlegte, ob ich mich ihr anschließen sollte.

Sie sah, daß ich nachdachte. »Nein, du bleibst. Du darfst nicht so früh gehen. Bei mir ist das etwas anderes. Und ich bin ruhiger, wenn ich weiß, daß du ein Auge auf Jamie hast.«

»Das wäre nicht das erste Mal.«

»Also dann.« Sie legte mir eine Hand auf den Arm. »Isabel ist nett«, sagte sie, zwinkerte mir zu und ging.

Etwa eine Stunde später begann sich die Party langsam aufzulösen. Ich bestellte ein Taxi zum Bahnhof und machte mich dann auf die Suche nach Jamie.

Soweit ich sehen konnte, war er nicht im Garten. Dann stieß ich auf Isabel. »Ich verschwinde. Bis morgen.«

»Oh, auf Wiedersehen. Es war nett, mit Ihnen zu plaudern.«

Das war zwar eine Höflichkeitsfloskel, aber ich war mir sicher, daß sie sie ernst meinte. »Ja, es war nett«, sagte ich. Und dann: »Haben Sie Jamie gesehen?«

»Oh, ja«, sagte sie. »Er ist da entlang, um mit Luciana eine Statue anzusehen. Das war vor ungefähr einer halben Stunde.« Sie warf mir einen amüsierten Blick zu.

»Eine Statue?«

»Ja. Offenbar gibt es dort eine Herkulesstatue im Wäldchen. Einer der puritanischen Vorbesitzer des Hauses hat den griechischen Helden seiner Männlichkeit beraubt. Luciana hat ihn wieder vervollständigt. Ich glaube, sie ist sehr stolz darauf.«

Himmel! Kate hatte gesagt, ich sollte Jamie im Auge behalten, und ich hatte es nicht getan. Aber es wäre absolut idiotisch, auf einer Party, bei der alle Kollegen anwesend sind, etwas mit der Frau des Chefs anzufangen. Wahnsinnig. Genau das, was Jamie in angetrunkenem Zustand einfallen *konnte*.

Ich eilte ums Haus und versuchte, dabei soviel Lärm wie möglich zu machen, um sie nicht bei etwas zu überraschen, was ich nicht sehen wollte. Eine kleine Baumgruppe stand in einiger Entfernung vom Haus. In der beginnenden Dämmerung erkannte ich, daß sich ein Weg durch sie hindurchwand.

»Jamie!« rief ich. Zu laut. Das konnte jemand hören. Jemand anderes als Jamie.

Schließlich fand ich die Statue. Keine Spur von Jamie oder Luciana. Ich war nicht sonderlich überrascht, als ich sah, daß Luciana nicht gerade sparsam gewesen war, als sie Herkules seine männliche Pracht zurückgegeben hatte. Jetzt war es wirklich ein stolzes Standbild.

»Jamie! Nick hier! Komm endlich!« Ich brach krachend durch das Unterholz und trat schließlich vor dem Haus ins Freie. Da stand Jamie in einer kleinen Gruppe mit Luciana, Eduardo und Pedro am Taxi. Alle lächelten sie, alle hatten sie einen Schwips.

»Ah, Nick! Da bist du ja endlich!« rief er mit breitem Grinsen. »Ich habe dich schon überall gesucht. Das Taxi ist da.«

Ich war zu verlegen, um noch einmal zurückzugehen und mich von Ricardo zu verabschieden, aber ich dankte Luciana, die mich eng an sich zog, um mich auf beide Wangen zu küssen.

»Es war entzückend, Sie kennenzulernen, Nick«, gurrte sie. »Kommen Sie mal vorbei und sehen Sie sich meine Entwürfe an.«

»Mit Vergnügen«, sagte ich und verstaute Jamie im Taxi.

Der *Favela*-Deal war gestorben. Boccis Zeitungen berichteten am Wochenende über den Skandal. Er kratzte ein bißchen am guten Ruf von Humberto Alves und dem Bürgermeister, war aber nicht substantiell genug, um ihnen wirklich zu schaden. In Brasilien war die Aufdeckung von Korruptionsfällen zum Volkssport geworden. Man hatte sogar einen Präsidenten vor Gericht gestellt und verurteilt. Aber an dieser Geschichte war zu wenig, um die Stadt wirklich zu überraschen: Jeder vermutete, daß solche Geschichten noch immer passierten. Abgesehen davon hatte Rios Bürgermeister mit Humbertos Unterstützung eine Menge getan, um den Haushalt der Stadt in Ordnung zu bringen. Man war nicht bereit, die beiden wegen einer unbestätigten Skandalgeschichte aus dem Amt zu jagen.

Anders sah die Sache für Bloomfield Weiss aus. Internationale Banken, die sich in Lateinamerika betätigen, müssen sorgfältig auf ihren Ruf achten. Gringo-Investoren geraten leicht unter Korruptionsverdacht, wie Bloomfield

Weiss am eigenen Leibe erfahren sollte. Die Bank konnte es sich nicht leisten, ihren Ruf noch weiter zu schädigen, indem sie an dem Geschäft festhielt. Also zog sie sich zurück.

Die Dekker-Ward-Maschine lief weiter, als wäre nichts geschehen, sie brachte Anleihen auf den Markt, streute Gerüchte, kaufte und verkaufte. Ich beobachtete Jamie bei der Arbeit und begriff jetzt schon weit mehr davon. Allerdings blieben einige Themen ausgeklammert zwischen uns: der *Favela*-Deal, Geldwäsche und die Frage, wohin er und Luciana während der Party am Vortag verschwunden waren.

Doch unser Brasilienbesuch fand nicht nur in Boccis Zeitungen seinen Niederschlag. Ein kleiner Artikel in der *International Financing Review*, dem Wochenblatt für den Rentenmarkt, sorgte für Unruhe im Börsensaal, als er bemerkt wurde. Er stand in der Klatschspalte, wo nicht selten die Ereignisse der nächsten Woche als unbestätigte Gerüchte von heute zu lesen waren.

Angriff auf Dekker-Ward-Mitarbeiter in Brasilien

Ein englischer Banker, der für die in London ansässige Firma, Dekker Ward arbeitet, hielt sich letzte Woche in Brasilien auf. Nicholas Elliot wurde spät abends bei einem Spaziergang am Strand von Ipanema in Rio de Janeiro von einer Bande Jugendlicher angegriffen und durch einen Messerstich in die Brust verletzt. Elliot soll sich inzwischen schon wieder auf dem Weg der Besserung befinden.

Anders sein Kollege, der amerikanische Staatsbürger Martin Beldecos, der letzten Monat in seinem Hotelzimmer in Caracas ermordet wurde, angeblich von Einbrechern. Zwei derar-

tige Überfälle in so kurzem zeitlichen Abstand beweisen, wie gefährlich es für Banker ist, nach Lateinamerika zu reisen. Es sei denn, man schenkt einer sehr viel unheilvolleren Erklärung Glauben. Aus unterrichteten Kreisen bei Dekker Ward ist nämlich zu erfahren, daß Martin Beldecos die Herkunft von Geldern in Erfahrung bringen wollte, die bei Dekker Trust, einer Dekker-Ward-Tochter auf den Caymans, eingegangen waren. In Caracas geht das Gerücht, der Mord an Beldecos sei nicht das Ergebnis eines fehlgeschlagenen Einbruchs, sondern eine Auftragsarbeit gewesen. Das wurde von einem Dekker-Ward-Sprecher entschieden dementiert, der versicherte, die ganze Firma sei über diese Tragödie tief betroffen und spreche den Angehörigen von Martin Beldecos ihr tiefes Beileid aus.

Jamie überflog den Artikel und warf mir einen besorgten Blick zu. »Das haben sie doch nicht von dir, oder?«

»Nein«, sagte ich. »Aber interessant ist es schon, nicht wahr?«

»Nichts als Klatsch. Richtigen Ärger wird es erst geben, wenn Edurado herausbekommt, wer mit dem *IFR* gesprochen hat. Sieh mal, da kommt er schon.«

Eduardo ging quer durch den Saal zu Ricardos Schreibtisch hinüber, sein gelbes *IFR*-Exemplar in der Hand. Einge Minuten berieten sie sich, dann stand Eduardo auf.

»Mist! Er kommt hierher«, flüsterte Jamie.

Er war in der Tat eine eindrucksvolle, ja beunruhigende Erscheinung mit seiner finster gefurchten Stirn.

»Kommen Sie mit!« knurrte er und verlangsamte kaum seinen Schritt, als er an Jamies Tisch vorbeiging.

Ich war gemeint und tat, wie mir geheißen. Ich folgte ihm in sein Kabinett mit den dunkel getönten Scheiben.

»Setzen Sie sich!« sagte er.

Ich setzte mich.

Er ging um den Schreibtisch herum und nahm ebenfalls Platz, seine breiten Schultern über den weißen Block vor ihm gebeugt. Unverwandt sah er mich an.

»Nun?«

Anfänglich eingeschüchtert von seiner Ausstrahlung, wurde ich nun meinerseits wütend. Ich hatte nichts Unrechtes getan und keine Lust, mich wie ein Schuljunge abkanzeln zu lassen.

»Was, nun?« erwiderte ich und begegnete seinem Blick.

»Haben Sie mit dem *IFR* gesprochen?«

»Nein.« Ich zwang mich zur Ruhe.

Eduardo lehnte sich in seinem Stuhl zurück und suchte mit seinen Augen meinen Blick. Sie waren groß, dunkel und voller Zorn. Sie schienen mich wie die seines Bruders durchbohren zu wollen, um bis zur Wahrheit vorzudringen.

»Niemand darf ohne Erlaubnis von Dekker Ward mit der Presse reden«, sagte Eduardo. »Und Gerüchte wie diese in die Welt zu setzen, ist Verrat an allen, die hier arbeiten. Dekker Ward hat hart daran gearbeitet, in Lateinamerika einen makellosen Ruf zu genießen. Solche Gerüchte können uns ungeheuren Schaden zufügen. Verstehen Sie?«

»Ich verstehe das sehr gut«, erwiderte ich. »Wie gesagt, ich habe mit keinem Journalisten gesprochen. Ich kenne überhaupt keine Wirtschaftsjournalisten.« Der Ärger schnürte mir Kehle und Brust zu. Ich spürte, wie meine

Wunde zu klopfen begann. »Vor einer Woche bin ich auf einer Dienstreise für Dekker Ward niedergestochen worden. Ich finde, ich verdiene Ihr Vertrauen. Genaugenommen erwarte ich es sogar.«

Eduardo betrachtete mich, die vollen Lippen geschürzt. »Ich hoffe, Sie sagen die Wahrheit«, meinte er, »denn wenn nicht ...«

Ich hatte genug. »Nochmals muß ich Ihnen das nicht bestätigen«, sagte ich. »Wenn Sie mich jetzt entschuldigen wollen.« Damit stand ich auf, verließ das Zimmer und spürte, wie sich sein Blick förmlich in meinen Rücken bohrte.

Jamie hatte recht, es gab keine Möglichkeit, Eduardo jetzt noch von dem Fax an Martin Beldecos zu berichten.

Im Laufe des Vormittags wurden weitere Mitarbeiter in Eduardos Büro gerufen, unter anderem auch Jamie. Die Atmosphäre im Börsensaal veränderte sich spürbar. Ich war nicht der einzige, der wütend war.

Um die Mittagszeit tauchte Ricardo aus Eduardos Büro auf und blieb vor Jamies Schreibtisch stehen.

»Nick, ich habe den leisen Verdacht, daß Eduardo heute morgen etwas zu grob mit Ihnen umgesprungen ist«, sagte er.

Ich nickte. »Das ist er. Und noch dazu völlig unbegründet. Er hat überhaupt keine Veranlassung zu der Annahme, ich hätte mit der Presse gesprochen. Immerhin bin ich schließlich derjenige, der niedergestochen worden ist.«

»Ich weiß. Und es tut mir leid. Ich habe Vertrauen zu Ihnen und Eduardo auch. Es macht eben nur einen miserablen Eindruck, wenn die Firma mit einem Mord und

Narco-Dollars in Zusammenhang gebracht wird, und darüber ist mein Bruder wohl ein bißchen ärgerlich gewesen. Machen Sie sich nichts daraus, Sie leisten gute Arbeit, und wir wissen das zu schätzen. Vergessen wir die Geschichte ganz einfach, okay?«

Er klopfte mir auf die Schulter und ging zu Dave und Miguel, die ebenfalls ziemlich mitgenommen aussahen.

Ich warf Jamie einen fragenden Blick zu. »Das kommt von Zeit zu Zeit vor«, sagte er. »Dann rastet Eduardo aus und spielt sich fürchterlich auf. Wenigstens scheint diesmal niemand auf der Strecke geblieben zu sein.«

Ich war noch immer wütend. Doch dann ereignete sich etwas, was die Gedanken an Geldwäsche, Eduardo und den Mord an Martin Beldecos in den Hintergrund treten ließ. Die Brady-Schlacht.

ELF

Die Schlacht begann am Mittwoch morgen um sieben Uhr fünfzehn. Wir begannen sie. Oder vielmehr Ricardo.

Das Schlachtfeld war mein argentinischer Discount Bond.

Diese Bonds sind aus Argentiniens Brady-Plan entstanden und haben ihren Namen von dem amerikanischen Finanzminister Nicholas Brady, der sich ursprünglich für die Idee stark machte. Anfang der neunziger Jahre erklärten sich die Banken, die Lateinamerika Kredite in Milliardenhöhe gewährt hatten, dazu bereit, diese Schulden, die nicht mehr bedient werden konnten, in Bonds umzuwandeln. Man bezeichnete sie als Brady Bonds. In den folgenden Jahren unterwarfen sich die meisten lateinamerikanischen Länder einem solchen Brady-Plan, so daß Brady Bonds im Wert von mehr als hundert Milliarden Dollar im Umlauf waren. Überflüssig zu sagen, daß deren Handel Dekker Ward viel Freude bereitete. Die argentinischen Discounts oder »Argy Discos«, wie sie bei den Bankern hießen, waren eine von drei Anleihekategorien, die 1992 aus dem argentinischen Brady-Plan hervorgegangen waren.

Nachdem sich, wie üblich, jeder zur aktuellen Situation geäußert hatte, teilte uns Ricardo seine Idee mit. »Wie wir alle wissen, ist Argentinien schon seit geraumer Zeit billig,

und es wird immer billiger. Es gibt eigentlich keinen Grund dafür. Cavallos Peso-Plan zeitigt Erfolge, und die Bankenkrise ist unter Kontrolle. Es wird dort also kein zweites Mexiko geben.« Er spielte auf die Krise an, die Mexiko nach der katastrophalen Währungsabwertung im Dezember 1994 ereilt hatte.

»Die Discos sind billig. Wir wissen, daß der Shiloh-Fonds Unmengen davon auf den Markt geworfen hat. Das werden wir uns zunutze machen. Pedro und ich haben bereits eine Größenordnung von zweihundert Millionen erstanden, aber das ist erst der Anfang.«

Es verschlug mir den Atem. Zweihundert Millionen! Ricardo hatte wahrlich nicht übertrieben, als er mir erzählte, er habe eine Menge Bonds gekauft. Stolz erfüllte mich. Von den vielen Bonds hatte sich Ricardo ausgerechnet meine herausgepickt, um den Markt aufzumischen. Gespannt hörte ich zu.

»Mit einem Volumen von etwas über vier Milliarden Dollar sind die Discos die kleinste der drei argentinischen Anleihen. Das sind immer noch 'ne Menge Bonds, aber wir gehen davon aus, daß drei Milliarden in festen Händen sind und bei diesen Kursen nicht verkauft werden, weil die Leute Verluste zu verbuchen hätten. Wenn wir uns also weitere vier bis fünf Millionen verschaffen, müßten wir eigentlich für Bewegung auf dem Markt sorgen können. Also, holt euch die Bonds, wo ihr sie nur kriegen könnt.«

Die Gruppe ließ ein Gelächter ertönen. »Gefällt mir, die Idee«, sagte Dave.

»Beteiligen wir unsere Kunden?« fragte Jamie.

»Nicht zu diesem Zeitpunkt«, sagte Ricardo. »Heute ver-

schärfen wir den Druck auf die Kurse, um zu sehen, was der Markt hergibt. Aber fordern Sie Ihre Kunden nur zum Verkauf auf, wenn es unbedingt sein muß. Damit Sie morgen nicht als Trottel dastehen. Noch Fragen?«

Keine.

»Sonst noch etwas?«

Carlos Ubeda, der Leiter der Kapitalmärkte, meldete sich zu Wort. »Ja, eines noch, Ricardo. Wir müssen morgen ein Angebot für das Emissionsmandat machen. Zwei Milliarden Dollar, fünf Jahre.« Carlos meinte, daß Mexiko durch eine Anleihenemission zwei Milliarden Dollar aufnehmen wollte und uns nun aufforderte, die Rendite zu nennen, bei der wir bereit wären, das Mandat zu übernehmen.

»Zwei Milliarden! Ich dachte, die wollten nur eine. Das ist ein ganz schöner Brocken. Warum so viel?«

»Die müssen dieses Jahr einen Haufen Schulden zurückzahlen. Und Sie kennen doch die Mexikaner. Die zeigen der Welt nun mal gern, daß sie größere Geschäfte durchziehen können als alle anderen.«

»Das ist kaum der richtige Zeitpunkt dafür. Was für eine Rendite muß man Ihrer Meinung nach anbieten?«

»Wir müssen wenigstens eine Zehn vor dem Komma sehen.«

Ricardo stöhnte. »Verdamm eng.«

»Die Konkurrenz ist groß.«

»Okay, an alle. Fragen Sie Ihre Kunden, was man von Mexiko hört. Finden Sie heraus, an was für einen Preis die Konkurrenz denkt. Aber es muß sich herumsprechen, daß wir zehn Prozent für das Minimum halten.«

Damit war die Besprechung zu Ende, und ich folgte Jamie zu seinem Schreibtisch.

Er grinste mich an und rieb sich die Hände. »Heute werden wir ein bißchen Spaß haben.«

Er griff zum Telefon und rief seine alten Stammkunden an. Er wirkte eigentlich wie immer, nur waren die Anrufe ein bißchen knapper als sonst. Weniger Geplauder.

Mit Chris Frewer von der Colonial and Imperial, einem Londoner Fonds-Manager, ging er unsere Kurse durch.

»Haben Sie was über ein neues Mexikogeschäft gehört?« fragte Jamie.

»Ja. Bloomfield Weiss meint, sie würden ein großes Ding starten.« Frewer war Engländer und, nach seiner Telefonstimme zu urteilen, ungefähr so alt wie Jamie und ich.

»Ah, ja? War schon von der Rendite die Rede?«

»Knapp über zehn Prozent. Sind Sie interessiert?«

»Ob wir interessiert sind?« Jamie schnaubte. »Klar sind wir interessiert. Wenn ich mehr weiß, laß ich von mir hören.«

»Einen Augenblick! Bevor Sie auflegen, haben Sie gesagt, ein Geldkurs von achtundsechzig einhalf für die Argy Discos?«

»Richtig.«

»Gilt für zehn?«

»Gilt für zehn, gilt für fünfzig«, sagte Jamie. Dann senkte er die Stimme zu einem Flüstern. »Aber an Ihrer Stelle würde ich heute morgen nichts überstürzen.«

»Ah, ja?« Eine Spur von Interesse hatte sich in Frewers Stimme geschlichen. Er war nicht dumm. »Und warum nicht?«

»Ach, ich könnte Ihnen jetzt einen Haufen wirtschaftswissenschaftlichen *bullshit* erzählen, aber ich will Sie nicht langweilen. Sagen wir einfach, sie steigen schon.«

Frewer schwieg einen Augenblick. »Okay. Dann warte ich und halte die Augen offen.«

»Vernünftige Entscheidung. Aber, Chris?«

»Ja?«

»Sie kaufen doch jetzt noch keine, oder?«

Frewer lachte. »Natürlich nicht. Halten Sie mich auf dem laufenden.«

Als Jamie den Hörer auflegte, stellte ich ihm eine Frage, die mich schon seit geraumer Zeit beschäftigte. »Ist das eigentlich fair?«

»Was meinst du?«

»Daß wir uns eine Position in einer Anleihe zulegen, bevor wir sie unseren Kunden empfehlen?«

Jamie lächelte. »Wir handeln hier nicht mit der British Telecom an der Londoner Börse. Wir erobern die wilden und unbekannten Küsten der Emerging Markets, der Schwellenländer. Hier herrscht das Faustrecht. Hier machen rauhe Pioniere wie wir das große Geld.«

»Ach was.«

Der Sandwichboy machte die Runde, und ich nahm mir Schinken und Avocado auf Ciabatta. Dann holte ich für uns beide eine Tasse Kaffee, während Jamie ohne Pause weitertelefonierte. Gegen eins ertönte das vertraute Händeklatschen. Ich blickte auf: Ricardo stand in der Mitte des Schreibtischquadrats und formte mit den Händen ein T. *Time out*, Pause. Langsam legte sich das Stimmengewirr, als die Telefone nach und nach verstummtten. Alles wandte sich ihm zu.

»Okay, *Compañeros*, wir haben dreihundertundvierzig Millionen Discos zu einem Durchschnittspreis von acht- und sechzigeinhalb bekommen. Nun können wir die Katze aus dem Sack lassen. Informieren Sie zunächst Ihre besten Kunden. In einer Stunde wird Charlotte einen Marktforschungsbericht versenden. Alle Bonds, die Pedro von jetzt an bekommt, sind für die Erfüllung von Kundenaufträgen bestimmt. Unsere Freunde wollen ja schließlich auch beteiligt sein. Inzwischen dürften wir alle Bonds haben, die der Shiloh-Fonds unter die Leute gebracht hat. Sorgen wir nun dafür, daß der Kurs in Bewegung kommt.«

Gespannte Unruhe machte sich im Saal breit.

»Irgend etwas über Mexiko?« fragte Ricardo.

»Es ist die Rede von knapp über zehn Prozent«, sagte Jamie.

»Und wer ist im Spiel?«

»Offenbar Bloomfield Weiss. Verkünden überall, sie würden das Geschäft machen.«

Ricardo runzelte die Stirn. »Gut, bleiben Sie wachsam. Und sorgen Sie dafür, daß keiner *wagt*, eine Rendite von weniger als zehn Prozent zu bieten.«

Das Treffen war zu Ende, woraufhin Jamie sofort seine besten Kunden anrief. Chris Frewer lachte und kaufte zwanzig Millionen. Jetzt wurden auch New York, Miami und alle lateinamerikanischen Städte einbezogen. Andrea Geller von einem kleinen, risikofreudigen Investmentfonds in New York kaufte weitere zwanzig. Und Alejo orderte fünfzig.

Alejo war Jamies größter Kunde, ein wirklich bedeutender Spekulant. Er saß in Miami, verwaltete aber das Geld

einer der reichsten Familien Mexikos. Überflüssig zu erwähnen, daß seine Geschäfte auf einem Nummernkonto von Dekker Trust verbucht wurden. Anscheinend hatte Jamie Alejo schon bei Gurney Kroheim, seinem früheren Arbeitgeber, betreut und ihn dann zu Dekker Ward mitgenommen.

Alejo bekam seine fünfzig zu einem Kurs von achtundsechzig einhalb.

»Du hast doch gesagt, der Kurs würde klettern«, meinte ich zu Jamie.

»Keine Sorge«, sagte er. »Entspann dich. Das ist gut so. Damit haben wir unsere Kunden zu einem guten Kurs ins Geschäft gebracht.«

Ich sah mich im Börsensaal um. Der barst vor Aktivität. Die Menschen waren aktiv, die Telefone waren aktiv, die Bonds waren aktiv. Es war irgendwie schwindelerregend. Die Dekker-Ward-Maschine lief auf Hochtouren und schien sich nicht mehr stoppen zu lassen.

Doch es stellte sich heraus, daß Dekker Ward an diesem Tag nicht die einzige Maschine war, die auf vollen Touren lief.

»Bei den Discos werden achtundsechzig geboten!«

Es war Pedro. Wir wandten ihm die Köpfe zu. Er sprach rasch auf Ricardo ein, der ein finsternes Gesicht machte.

»Was ist los?« rief Dave.

»Weiß nicht!« sagte Pedro und fuhr sich mit der Hand über das kurzgeschnittene Haar. »Ich werde von allen Seiten mit Bonds bombardiert.« Er schnappte sich den Hörer. Ich beobachtete, wie er sich über ihm zusammenkrümmte und ihn dann wütend auf die Gabel knallte.

»He, Pedro! Für wieviel bietest du zehn Discos an?«

Pedro rieb sich das Kinn. »Siebenundsechzig einhalb.«

Der Kurs fiel. Pausenlos ging Pedro mit seinem Kurs herunter, und immer mehr Bonds wurden ihm verkauft. Alle sahen wir die grünen Zahlen auf dem Bildschirm vor uns blinken. Siebenundsechzig einhalb. Siebenundsechzig. Sechsundsechzig einhalb.

Jamie pfiff leise durch die Zähne. »Himmel, wir müßten jetzt bereits fünfhundert Millionen haben.«

Fünfhundert Millionen! Und ein Verlust von zwei Punkten. Ich rechnete. »Dann haben wir zehn Millionen verloren.«

Jamie nickte grimmig.

Ricardo kam herüber. Er beugte sich zu Jamie hinunter. »Ich weiß nicht, was hier läuft. Kent hat mit dem Shiloh-Fonds gesprochen. Die haben nichts mehr. Irgend jemand anders muß diese Bonds verkaufen. Und wir müssen herausfinden, wer das ist.«

»Ich schau mal, was ich tun kann«, sagte Jamie. Er dachte einen Augenblick nach und rief dann Frewer bei Colonial and Imperial an.

Chris Frewer war stocksauer. »Was ist los? Heute morgen wollte ich bloß ein paar Bonds verkaufen, und plötzlich hatte ich dann zwanzig Millionen mehr, und nun ist der Kurs um zwei Punkte gefallen. Ich hoffe, daß ich keinen Fehler gemacht habe.«

»Nur die Ruhe. Ricardo kümmert sich darum, ich verspreche es. Aber können Sie mir einen Gefallen tun?«

»Nichts da«, sagte Frewer. »Ich will aus Argentinien raus.«

»Sie sind bald draußen. Noch zwei Tage. Ich muß rausfinden, was da läuft.«

»Es ist Ihre verdammte Pflicht, zu wissen, was da läuft!«

»Vertrauen Sie mir, Chris! Rufen Sie Bloomfield Weiss an und fragen Sie, was die Leute dort von den Discos halten. Behaupten Sie, daß Sie ein paar kaufen wollen.«

Frewer schwieg. Offenbar überlegte er. Krampfhaft hielt Jamie den Hörer umklammert, die Stirn in sorgenvolle Falten gelegt. »Okay, okay«, meinte Frewer schließlich. »Ich melde mich gleich wieder.«

»Hoffentlich geht das nicht in die Hose«, sagte Jamie und starrte das Telefon an, ohne es zu berühren. Im Augenblick war nichts so wichtig wie Frewers Anruf. Fünf Minuten warteten wir. Uns kamen sie wie eine Stunde vor. Dann leuchtete die Direktverbindung zur Imperial and Colonial auf, Jamie stürzte sich auf den Hörer. »Ja?«

»Bloomfield Weiss hält gar nichts davon. Offenbar haben die dort irgendein beschissenes Computermodell, nach dem die Discos einen halben Prozentpunkt weniger abwerfen, als es den Anschein hat. Das wird mir jetzt rübergefaxt.«

»Könnten Sie mir eine Kopie faxen?« fragte Jamie.

»In Ordnung«, sagte Frewer. »Aber was mache ich mit meinen Discos?«

Jamie zwinkerte mir zu. »Nun, sie sind zwei Punkte billiger. Warum kaufen Sie nicht noch ein paar? Von Bloomfield Weiss.«

»Sind Sie sicher?« fragte Frewer.

»Natürlich bin ich mir sicher. Ich habe doch gesagt, Ricardo kümmert sich bereits um die Angelegenheit.«

Also legte Frewer auf, um weitere zwanzig Millionen Bonds von Bloomfield Weiss zu kaufen.

Doch zunächst schickte er uns das Fax. Ich erwartete es, am Gerät stehend, und brachte es Jamie. Irgendein promovierter Wirtschaftswissenschaftler hatte es verbrochen und dabei jede Menge mathematisches Kauderwelsch benutzt, um nachzuweisen, daß die übliche Methode zur Berechnung der Rendite von argentinischen Discounts einer soliden Grundlage entbehrte. Ich verstand nur Bahnhof, aber ich begriff, daß Bloomfield Weiss versuchte, uns fertigzumachen.

»Nichts als Bockmist!« sagte Jamie.

»Verstehst du das?«

»Natürlich nicht. Das ist ja Sinn und Zweck der Veranstaltung, Zeigen wir es Ricardo«, sagte Jamie.

Quer durch das freie Quadrat gingen wir zu Ricardos Tisch. Er telefonierte gerade, aber als er sah, was für ein Gesicht Jamie machte und wie er das Fax hielt, legte er auf. Auch Pedro hängte auf. Pedros kurzes, dunkles Haar war von Schweiß verklebt. Er hatte heute keinen guten Tag.

»Was haben Sie für mich?« fragte Ricardo.

Jamie gab ihm das Fax.

»*Carajo!*« murmelte Ricardo und reichte es an Pedro weiter. Und an mich gewandt, sagte er: »Können Sie Charlotte eine Kopie davon geben? Einer von ihren Leuten muß ein Gegenpapier verfassen. Wir müssen den Burschen da draußen ein paar Zahlen an die Hand geben.«

Ich nickte, zögerte aber zu gehen. Ich wollte hören, was Ricardo vorhatte. Er ließ mich bleiben.

»Okay. Bloomfield Weiss legt es also darauf an, uns in

die Pfanne zu hauen. Sie überschwemmen den Markt mit Bonds und Gerüchten, um ihre Kunden zum Verkauf zu bewegen. Sie wollen uns treffen. Und sie haben dafür zehnmal soviel Kapital wie wir. Wie stehen die Discos jetzt, Pedro?«

»Sechsundsechzig einhalb und siebenundsechzig.«

»Und wieviel haben wir jetzt, achthundertfünfzig Millionen oder mehr?«

»Achthundertsechsundfünfzig.«

Das wuchs sich zu einem gewaltigen Kräftemessen aus. Wir kauften Bonds im Wert von mehreren hundert Millionen Dollar, und Bloomfield Weiss verkaufte noch mehr. Der Kurs fiel. Mit anderen Worten, es gab mehr Verkäufer als Käufer. Mit anderen Worten, Bloomfield Weiss war auf der Siegerstraße.

Und Bloomfield Weiss verfügte über eine höhere Feuerkraft als wir. Mit mehr als zehnmal soviel Kapital in der Hinterhand konnten sie sich den Aufbau einer viel größeren Position erlauben. Ewig konnten wir den Kauf von Discos nicht fortsetzen, während Bloomfield Weiss durchaus in der Lage schien, das Spiel noch eine Weile weiterzuspielen.

Zum erstenmal sah ich Ricardo besorgt. Seine Stirn war tief gefurcht. Und ich bemerkte, wie sein Ehering wilde Kreise beschrieb. Er rief einige der anderen Trader zusammen und berichtete ihnen, was vor sich ging. »Wir dürfen sie unter gar keinen Umständen gewinnen lassen«, sagte er. »Das Ganze ist viel zu öffentlich. Die Welt bekommt mit, was hier passiert. Deshalb hat Bloomfield Weiss auch dieses Papier in die Welt gesetzt. Alle sollen

wissen, daß dies ein Kampf zwischen ihnen und uns ist. Die Bonds *müssen* wieder nach oben gehen.«

»Können wir nicht einfach weiterkaufen?« fragte Dave.

Ricardo schüttelte den Kopf. »Wir sind schon weit über unserem Limit. Einiges können wir bei Dekker Trust unterkriegen, aber eine noch größere Position können wir nicht für längere Zeit halten. Wenn wir noch mehr kaufen, müssen wir sicher sein, daß es sich für uns auszahlt.«

Jamie hatte mir erklärt, daß die Regulierungsbehörde für den Wertpapierhandel die Höchstgrenze für Anleihepositionen festlegt. Dekker Ward hatte alle möglichen Tricks entwickelt, um diese Grenze zu überschreiten, aber offenbar war Ricardo nicht bereit, noch weiter zu gehen.

»Da stimmt doch etwas nicht«, sagte Dave. »Das ist eine Vier-Milliarden-Dollar-Emission, und wir wissen, daß davon drei Milliarden bei Kunden sind, die ganz bestimmt nicht verkaufen. Bleibt noch eine Milliarde, von der wir den Löwenanteil haben. Also woher hat Bloomfield Weiss seine Bonds?«

»Die gehen *short*«, sagte Pedro. »Wenn die auf so vielen Anleihen säßen, wüßte ich das doch.«

»Also leihen sie sich diese«, sagte Ricardo. »Von wem, frage ich mich?«

Alle schwiegen. Bloomfield Weiss überschwemmte den Markt mit Bonds, die sie nicht hatten. Pedro vermutete, daß sie Leerverkäufe vornahmen, das heißt, sich die Bonds von einem freundlich gesinnten Inhaber ausliehen, um sie zu verkaufen. Wenn dieser Inhaber seine Bonds zurückforderte, mußte Bloomfield Weiss sie natürlich auf dem Markt kaufen. Bloomfield Weiss setzte darauf, daß der

Kurs bis dahin so weit gefallen sein würde, daß die Firma einen satten Profit einstreichen konnte. Bis dahin, so hoffte Bloomfield Weiss, würde Dekker Ward aus dem Markt gedrängt sein.

Es ging dabei nicht nur um fünfzehn oder zwanzig Millionen Dollar, obwohl auch das kein Pappenstiel war, es ging um Dekker Wards Zukunft in Lateinamerika.

Meine Gedanken rasten. In den letzten Tagen hatte ich einige alte Artikel aus Börsenzeitschriften gelesen, in denen es um die Verhandlungen über Argentiniens Brady-Plan gegangen war. Besonders intensiv hatte ich mich mit der Entstehung der Discounts beschäftigt.

»Es könnte die US Commerce Bank sein.« Meine Stimme war heiser, sie kippte fast.

Alle sahen sie mich an. Sie hörten zu.

Ich räusperte mich. »Die US Commerce Bank war 1992 der wichtigste Gläubiger Argentiniens. Während der Verhandlungen über den Brady-Plan bestand die Commerce Bank darauf, daß die gesamte Bankschuld in Discounts umgewandelt wurde, die sie aus irgendwelchen buchhaltungstechnischen Gründen allen anderen Anleihekategorien vorzog. Es könnte gut sein, daß sie sie noch hat.«

Alles schwieg. Ricardo sah mich nachdenklich an.

»Hey, Carlos! Kommen Sie her!« Carlos hob den Kopf, stand von seinem Schreibtisch auf und eilte herüber. »Die US Commerce hat vor einiger Zeit versucht, in unserem Markt Fuß zu fassen, nicht wahr?«

»Ja, aber man hat ihr nicht genügend Vertrauen entgegengebracht. Letztes Jahr haben sie nur zwei Mandate bekommen.«

»Wie würde die Bank reagieren, wenn wir sie an der Plazierung der größten Anleihe des Jahres beteiligen?«

»Sie würde das Angebot mit Kußhand annehmen.«

»Ich hoffe, Sie haben recht«, sagte Ricardo grimmig und nahm den Hörer ab.

Ich beeilte mich, das Bloomfield-Weiss-Fax für Charlotte zu kopieren. Sie war sich ziemlich sicher, daß es keiner ernsthaften Prüfung standhalten würde, und sagte, ihr Lieblingsphysiker werde den Nachweis dazu schon liefern. Ich eilte in das Quadrat zurück. Dort herrschte gedämpfte Stimmung. Alles wartete. Frewer und Alejo riefen zurück und wollten wissen, was los sei. Liebenswürdig vertröstete Jamie sie. Pedro wurde weiter mit Anleihen bombardiert. Wir anderen hielten uns zurück.

Ricardo hatte einige Telefongespräche zu führen. Pedro hielt den Kurs bei Sechsundsechzig, aber er litt.

Dann, gegen sechs Uhr, legte Ricardo den Hörer auf und klatschte in die Hände. Die Telefongespräche erstarben, es wurde totenstill.

»Wie sich herausstellt, hatte Nick recht. Die US Commerce Bank hat argentinische Discounts im Wert von siebenhundert Millionen Dollar, die sie Bloomfield Weiss freundlicherweise geliehen hat. Bis heute. In einer Stunde wird Bloomfield Weiss die Aufforderung erhalten, Discos für siebenhundert Millionen Dollar bis morgen, zwölf Uhr mittags, zurückzuerstatten. Und es gibt nur einen einzigen Ort, wo sie diese bekommen können. Hier.«

Man sah, wie sich überall die Gesichter aufhellten.

Bis in die tiefen Nacht hinein kaufte Dekker Ward argentinische Anleihen.

Am nächsten Morgen um sieben Uhr fünfzehn hatte ich wenig geschlafen und vermutete, daß es den anderen nicht anders ergangen war. Aber wir fühlten uns alle frisch und freuten uns auf die Arbeit, als wir uns um Ricardo versammelten. »Okay, *Compañeros*, wir haben jetzt eine Milliarde zwei«, sagte er. Deutlich war zu hören, wie ein Raunen durch die Reihen ging. Das war eine gewaltige Position, selbst nach Dekker-Ward-Maßstäben. »Die Bonds hängen noch immer bei siebenundsechzig. Bloomfield Weiss hat uns mit dem allergrößten Vergnügen soviel verkauft, wie wir haben wollten. Doch kurz bevor gestern abend der Markt in New York schloß, wurde es plötzlich still bei Bloomfield Weiss. Mal sehen, was heute morgen passiert.«

Alles in der Runde grinste.

»Was ist mit dem Mexiko-Geschäft?«

»Nach allem, was man hört, soll die Rendite bei zehn und einem Viertel Prozent liegen«, sagte Miguel. »Und Bloomfield Weiss tönt sehr zuversichtlich.«

»Dieses Geschäft müssen wir machen«, sagte Ricardo.

Charlotte hüstelte.

Ricardo hob die Hand. »Keine Sorge, Charlotte. Ich weiß, daß Mexiko im Augenblick ein bißchen angeschlagen aussieht und daß es eigentlich nicht der richtige Zeitpunkt ist, um mexikanische Bonds für zwei Milliarden Dollar unter die Leute zu bringen. Aber wir teilen uns das Geschäft mit der US Commerce, das reduziert unser Risiko. Und außerdem könnte es uns heute gelingen, Bloomfield Weiss in Lateinamerika ein für allemal zu erledigen. Also steigen wir bei neundreiviertel ein und machen das Geschäft. Okay?«

Ich sah, wie Jamie schmerzlich das Gesicht verzog. Er würde diese mexikanischen Bonds verkaufen müssen. So-
gar mir war klar, daß es bei dieser Rendite schwierig sein
würde. Er öffnete den Mund, als wollte er etwas sagen,
schloß ihn dann aber wieder.

»Gut.« Ricardo rieb sich die Hände. »Also dann, verdie-
nen wir ein bißchen Geld.«

Wie immer gab es an diesem Tag reichlich Lärm und Hektik im Börsensaal. Aber nur zwei Anrufe waren wirk-
lich wichtig. Der erste wurde um elf Uhr dreißig zu Ricar-
do durchgestellt. Es war der Cheftrader von Bloomfield
Weiss. Cheftrader sprechen selten miteinander, aber in die-
sem Fall blieb dem Mann von Bloomfield Weiss keine an-
dere Wahl. Er wollte wissen, ob Dekker Ward argentinische
Discounts für siebenhundert Millionen Dollar anbieten
konnte.

Sofort wußte der ganze Börsensaal, was vor sich ging.
Alles verstummte und beobachtete Ricardo.

»Zweiundsiebzig.«

Stille.

Dann legte Ricardo den Hörer auf. »Siebenhundert Mil-
lionen argentinische Discounts für zweiundsiebzig ver-
kauft!«

Diese Mitteilung wurde mit begeistertem Jubel aufge-
nommen. In diesem einen Augenblick strich Dekker Ward
einen Gewinn von fünfunddreißig Millionen Dollar ein.

Der zweite Anruf kam viel später, etwa um sieben Uhr
Londoner Zeit. Dekker Ward und die US Commerce Bank
hatten das Emissionsmandat erhalten, für zwei Milliarden
Dollar Eurobonds der Vereinigten Mexikanischen Staaten

mit einer Laufzeit von fünf Jahren und einer Rendite von neundreiviertel Prozent zu verkaufen. Die Emission sollte am folgenden Mittwoch erfolgen.

Der *Marketmaker* hatte Bloomfield Weiss aus seinem Territorium verjagt, und wir hatten eine Menge Bonds zu verkaufen.

ZWÖLF

Durch die Brady-Schlacht fühlte sich sogar Lord Kerton bemüßigt, Canary Wharf aufzusuchen und die siegreichen Truppen zu inspizieren. Er war der Vorsitzende von Dekker Ward, ein Posten, den er vor zwölf Jahren von seinem Vater praktisch geerbt hatte. Ricardo bekam freie Hand, eigene Büros in Canary Wharf und fünfzig Prozent der Profite, die er erzielte, für sich und seine Leute. Kerton erhielt die anderen fünfzig Prozent und hatte die Befriedigung, Dekker Ward zur erfolgreichsten Brokerfirma in London aufsteigen zu sehen. Ricardo und er begegneten sich mit einer Mischung aus Höflichkeit und Vorsicht.

Sie näherten sich dem Tisch, an dem ich mit Jamie saß.

»Jamie kennen Sie ja«, sagte Ricardo. »Aber Nick Elliot sind Sie, glaube ich, noch nicht begegnet. Nick ist eine unserer Neuerwerbungen. Er hat herausgefunden, woher Bloomfield Weiss seine Bonds hatte.«

Stolz schwelte meine Brust, ob ich wollte oder nicht.

Lord Kerton schüttelte mir die Hand und blickte mir in die Augen. Er war ein hochgewachsener, athletischer Mann von etwa vierzig Jahren mit blondem Haar, das sich über seinen Ohren und im Nacken kräuselte. Sein Zweireiher hatte breite Streifen. »Saubere Arbeit, Nick. Schön, daß Sie bei uns sind!«

»Ich freue mich auch, daß ich zur Truppe gehöre.«

»Sehr schön, sehr schön«, sagte er und war schon wieder auf dem Weg nach draußen, wobei er sich neugierig umblickte, als könnte er, wenn er nur die Augen offenhielt, das Geheimnis unseres ungewöhnlichen Erfolges unter einem der Schreibtische oder hinter einem der Bildschirme entdecken. Alles in allem hatte sein Besuch eine halbe Stunde gedauert.

»Das war ja beinahe so etwas wie eine königliche Visite«, meinte ich zu Jamie.

Er lachte. »Das trifft den Nagel auf den Kopf. Kerton ist tatsächlich so eine Art Monarch, eine nützliche Galionsfigur ohne Einfluß, die weiß, daß sie gestürzt wird, sobald sie lästig werden sollte. Er ist kein Narr. Ihm ist klar, daß er die Hände in den Schoß legen und zusehen kann, wie die Profite auf sein Konto gehen, wenn er Ricardo in Ruhe läßt. Beneidenswerte Stellung, nur schwer ranzukommen.«

Das Licht auf dem Telefon blinkte. Es war Alejo. Mit vier Punkten Gewinn hatte er seine argentinischen Discounts an Jamie verkauft. Obwohl er das Gespräch größtenteils auf spanisch geführt hatte, gewann ich doch den Eindruck, daß Alejo nicht sehr dankbar war. Chris Frewer hatte am Morgen wesentlich begeisterter geklungen.

»Alejo ist ein elender Mistkerl, oder?« fragte ich.

»Ja«, sagte Jamie. »Aber man kann gute Geschäfte mit ihm machen. Ich beklage mich nicht. Hast du gesehen, was in den letzten Wochen gelaufen ist?«

Er hatte recht. Alejo war mehrfach mit stattlichen Beträgen in den Markt und aus dem Markt gegangen. Mit sehr

stattlichen Beträgen. Manchmal waren es zweihundert Millionen. Einen solchen Kunden hält man sich gewogen, und wenn er noch so schwierig ist.

Mit dem Rad brauchte ich lediglich ein paar Minuten für die rund anderthalb Kilometer vom Büro zur Bar, wo ich mich mit Isabel verabredet hatte. Es war nicht unbedingt ein heimliches Treffen, aber Isabel scheute doch das Aufsehen, das wir erregt hätten, wenn wir die Firma zusammen verlassen oder uns bei Corney and Barrow getroffen hätten, was weitaus bequemer gewesen wäre, weil der Pub direkt am Canary Wharf lag, aber dort traf sich am Freitag abend die ganze Dekker-Ward-Meute.

Die Bar bot viel Platz und einen enormen Lautstärkepegel; ein ehemaliger Speicher, der bei der Übernahme der Docklands durch die Yuppies zweckentfremdet worden war. Überall saßen und standen junge Männer und Frauen und tranken Designerbier. Einige waren hier auf dem Weg von Canary Wharf nach Westen eingekehrt, andere stellten die neuen Bewohner der Gegend dar, das heißt, sie waren in die unverschämt teuren, zum Wasser hin gelegenen Wohnungen eingezogen. Echte Eastender traf man logischerweise hier nicht an.

Obwohl ich selbst einen trug, fühlte ich mich noch immer unwohl in diesem Meer von Anzügen. Ich war eher an die Pubs in Bloomsbury oder Kentish Town gewöhnt, wo sich sehr viel salopper gekleidete Männer und Frauen sehr viel ruhiger bei Pints mit Bitter unterhielten.

Isabel kam kurz nach mir. Während der Woche hatten wir wenig miteinander gesprochen. Meistens hatte ich an

Jamies Schreibtisch gesessen, und Isabel hatte sehr viel zu tun gehabt.

Ich war mir noch immer ziemlich sicher, daß es ihr nicht behagte, sich mit jemandem aus der Firma einzulassen. Ich konnte das durchaus nachvollziehen, wenn ich auch nicht eben gerade glücklich darüber war. Doch ich ahnte, bei Isabel hatte es keinen Zweck, sein Glück erzwingen zu wollen.

Ich holte zwei unverschämt teure Flaschen Budvar, offenbar das bevorzugte Getränk hier, und wir setzten uns auf Hocker am Ende eines überfüllten Tisches.

»Das war eine lange Woche«, sagte ich und nahm einen großen Schluck von dem stark malzhaltigen Bier. »Genau wie die letzte Woche. Es kommt mir geradewegs so vor, als wäre ich schon seit einem Jahr bei Dekker Ward. Geht es bei euch immer so zu?«

»Im Prinzip ja«, sagte Isabel. »Irgend etwas passiert immer.«

»Arbeiten Sie an einem neuen *Favela*-Deal?«

»Ja. Es sieht so aus, als sei São Paulo interessiert.« Sie seufzte. »Aber nach dem, was mit dem Rio-Deal passiert ist, kann ich mich kaum dazu motivieren, wieder soviel Arbeit zu investieren.«

»Sie müssen!« sagte ich.

»Ich kann es noch immer nicht glauben.« Ihr stieg die Zornesröte ins Gesicht. »Oder vielmehr, bei Ricardo überrascht es mich nicht. Und da liegt das Problem. Na gut, ich habe es vermasselt. Mir ist das Geschäft durch die Lappen gegangen. Aber das ist doch kein Grund, den Menschen von Rio diese Chance vorzuenthalten.«

»Exakt meine Meinung«, sagte ich. »Ich habe im Flugzeug mit Ricardo darüber gesprochen.«

»Was hat er gesagt?«

»Er sagte, ihm sei klar, daß der *Favela*-Deal viel Gutes hätte bewirken können. Aber er könne Bloomfield Weiss auf gar keinen Fall so davonkommen lassen. Er habe keine andere Wahl gehabt.«

»Quatsch!«

»Ich kann mich nur sehr schwer daran gewöhnen«, sagte ich. »Meine frühere Tätigkeit diente einem Zweck, der nichts mit Geldverdienen zu tun hatte. Wir haben versucht, etwas Wichtiges zu vermitteln. Und wir haben versucht, Literatur und Sprache etwas besser zu verstehen. Unser Gehalt reichte gerade aus, um damit fortfahren zu können. Aber jetzt tun wir nichts anderes, als für uns und unsere Firma Geld zu verdienen. Wenn ein Geschäft Geld bringt, dann sind wir dabei, wenn es nichts bringt, lassen wir es, und wenn es einem Konkurrenten Geld bringt, dann machen wir es kaputt.«

»Was haben Sie erwartet?« murmelte Isabel.

»Vermutlich habe ich nichts anderes erwartet. Ich muß mich nur daran gewöhnen.«

»Es ist ein schmutziges Geschäft«, sagte Isabel. »Ich hatte gehofft, endlich einmal einen Deal abzuschließen, der dem Hause Dekker Ward nicht nur Geld bringen, sondern auch Gutes stiften sollte. Wie dumm von mir!« Sie seufzte. »Trotzdem gibt es keinen Grund, Trübsal zu blasen. Man muß sich einfach dem nächsten Geschäft zuwenden. Es ist ein Fehler, Nick, wenn wir uns allzu genau fragen, was wir tun. Die Antworten werden Ihnen nicht gefallen.«

Ich wußte, sie hatte recht. Auf eine widersinnige Weise machte es mir Mut, daß jemand wie Isabel, die meine Bedenken hinsichtlich der Finanzwelt zumindest bis zu einem gewissen Grade teilte, eine Möglichkeit gefunden hatte, sich mit ihr zu arrangieren. Die Arbeit bei Dekker Ward fand ich faszinierend, und ich war entschlossen, Erfolg zu haben. Wenn Isabel den Job mit ihrem Gewissen vereinbaren konnte, dann konnte ich das auch mit meinem.

Eines aber mußte ich sie noch fragen.

»Glauben Sie, daß Dekker Ward mit Geldwäsche zu tun hat?«

Sie dachte für einen Moment nach. »Nein«, sagte sie dann. »Ricardo nutzt alle Tricks, aber er weiß genau, wie weit er gehen darf. Geldwäsche ist ungesetzlich. Wer sich daran beteiligt, kommt in Teufels Küche, wenn er erwischt wird. Ricardo hat viel getan, um sich einen Ruf als aggressiver, aber legaler Investmentbanker zu erwerben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß er den aufs Spiel setzen würde.«

Aufmerksam lauschte ich ihr. Sie schien überzeugt von dem, was sie sagte, und ich vertraute ihrem Urteil.

»Warum fragen Sie? Geht es um den Artikel im IFR?«

»Ja. Und um Jack Langtons Bemerkung über Dekker Ward und die Drogenkartelle in Rio«, sagte ich.

»Ich bin *sicher*, daß da nichts dran ist«, sagte Isabel. »Ich weiß über alle unsere Aktivitäten in Brasilien Bescheid.«

»Das ist noch nicht alles«, sagte ich. »Kennen Sie Lucia-nas Mädchennamen?«

Seit ich auf Ricardos Party mit ihr gesprochen hatte, wollte ich diese Frage schon loswerden. Im hektischen Geschehen der letzten Woche hatte ich nur noch keine Zeit

dafür gefunden. Jetzt wollte ich endlich wissen, was los war.

Isabel war verwirrt, aber beantwortete meine Frage.
»Aragão. Luciana Pinto Aragão.«

»Das dachte ich mir«, sagte ich. »Dann ist ihr Bruder also Francisco Aragão.«

»Stimmt«, sagte sie.

Wie ich vermutet hatte. Der brasilianische Finanzier, der in Martins Fax erwähnt wurde. Der Mann, der im Verdacht stand, an der Geldwäsche von Drogengeldern beteiligt zu sein.

»Was hat das zu bedeuten, Nick?« fragte Isabel.

Ich berichtete ihr vom zweiten Fax an Martin Beldecos und von meinem Verdacht, daß es aus meinem Schreibtisch entwendet worden sei, während ich in Brasilien war. Außerdem erzählte ich ihr, mit welchem Nachdruck Eduardo verlangt hatte, daß ich ihm, und nur ihm, alle weiteren Nachrichten für Beldecos aushändigte.

Isabel hörte mir aufmerksam zu.

»Nun, was halten Sie davon?« fragte ich, als ich fertig war.

»Ehrlich gesagt, ich weiß nicht, was ich davon halten soll.«

»Läuft da nun etwas, ja oder nein?«

»Nach allem, was Sie erzählt haben, muß da irgend etwas im Gange sein. Trotzdem kann ich nicht glauben, daß Ricardo daran beteiligt ist. Es sieht ihm einfach nicht ähnlich.«

»Francisco Aragão ist immerhin sein Schwager.«

»Das stimmt, aber Ricardo vermeidet auf das Sorgfältig-

ste, irgendwelche Geschäfte mit ihm zu machen. Und ich kann das nur gutheißen. Francisco hat einen schlechten Ruf in Brasilien. Mein Vater hat mir erzählt, es gäbe Gerüchte, die ihn mit dem Drogenhandel in Verbindung bringen. Dekker Ward hat sich stets von ihm ferngehalten.«

»Vielleicht nur in der Öffentlichkeit. Könnte Ricardo nicht ein Geheimkonto bei Dekker Trust haben?«

Zweifelnd sah Isabel mich an. »Das könnte er natürlich ohne Probleme. Trotzdem glaube ich einfach nicht, daß er es tun würde. Das würde gegen seine Geschäftsprinzipien verstossen. Es mag lächerlich klingen, aber Ricardo hat seine eigenen Regeln, und an die hält er sich eisern.«

»Was ist mit Eduardo?«

Wieder dachte Isabel einen Augenblick lang nach. »Das klingt schon eher wahrscheinlich. Für Eduardo gibt es überhaupt keine Regeln.«

»Und er ist für Dekker Trust verantwortlich, nicht wahr?«

»Richtig. Er könnte da leicht etwas drehen. Nur eines paßt nicht ins Bild.«

»Und das wäre?«

»Luciana und er kommen überhaupt nicht miteinander aus.«

»Hm«, sagte ich. »Das muß sie nicht hindern, geschäftlich miteinander zu verkehren. Ich kann mir durchaus vorstellen, daß Eduardo seine Abneigung gegen jemanden überwindet, wenn es um Geld geht.«

»Möglich«, sagte Isabel. »Aber er weiß, daß sein Bruder damit nicht einverstanden wäre.«

»Falls der es überhaupt je herausfände.« Unser Bier war zur Neige gegangen. »Noch eines?« fragte ich.

Abwesend nickte Isabel. Sie war noch mit dem beschäftigt, was sie soeben gehört hatte.

Ich ging noch zwei Budvar von der Bar holen und kam zurück. »Was soll ich nun tun?« fragte ich, als ich mich setzte. »Ich habe Eduardo nichts erzählt, und Jamie sagt, ich soll das Ganze vergessen.«

»Schwierig«, sagte Isabel. »Ich denke, Jamie hat recht. Sie sollten Eduardo nichts davon erzählen. Die Wahrscheinlichkeit, daß er etwas damit zu tun hat, ist zu groß, und dann würden Sie sich selbst in ziemliche Gefahr bringen.«

»Sie meinen, wenn er wüßte, daß ich ihn im Verdacht habe, Geld zu waschen.« Ich überlegte, ob ich mich nicht schon längst in diese Situation gebracht hatte.

»Ja. Aber meiner Meinung nach sollten Sie unbedingt mit Ricardo sprechen.«

»Dann würde er es doch sofort seinem Bruder erzählen!« protestierte ich.

»Gut möglich. Aber ich vertraue ihm in diesem Punkt. Ich glaube nicht, daß er etwas damit zu tun hat. Er sollte informiert werden.«

Ricardo vertrauen? Dazu war ich nicht so ohne weiteres bereit.

»Und wenn man sich an die Polizei wendet?« fragte ich.

Isabel schüttelte entschieden den Kopf. »Das würde Ricardo Ihnen nie und nimmer verzeihen. Wenn Sie sich an die Polizei wenden, ohne zuvor mit ihm darüber gesprochen zu haben, dann fühlt er sich hintergangen. Und das zu Recht. Nein, ich finde, Sie sollten mit ihm reden.«

»Hm.«

»Was werden Sie tun?« fragte Isabel.

»Ich denke darüber nach«, sagte ich. Und das würde ich tatsächlich. Aber ich war mir ziemlich sicher, daß es am klügsten war, den Mund zu halten, fürs erste zumindest.

Meine Befürchtungen hinsichtlich der Ermordung von Martin Beldecos und des Angriffs auf meine Person erschienen mir jetzt noch begründeter. Doch ich hatte keine Lust, sie mit Isabel zu erörtern. Sonst mochte sie womöglich noch den Eindruck gewinnen, ich sähe die ganze Sache etwas zu melodramatisch. Wenn Jamie mich für einen Narren hielt, konnte ich damit leben, aber Isabel sollte auf keinen Fall glauben, ich litt unter Verfolgungswahn.

Ich konnte mir allerdings nicht verkneifen, sie nach dem Mann zu fragen, der mir mehr und mehr wie mein Vorgänger vorkam.

»Was für ein Mensch war Martin Beldecos?«

»Sehr nett«, sagte Isabel. »Er war still, fast schüchtern, und ging in seiner Arbeit auf.«

»Er war Amerikaner?«

»Stimmt. Aus Miami. Er hatte dort in der Niederlassung einer der großen US-Banken gearbeitet, die viele Privatkunden aus Lateinamerika haben.«

»Und wissen Sie, was er genau getan hat?«

»So richtig nicht. Ich glaube, offiziell war er bei Dekker Trust angestellt. Die Hälfte der Zeit verbrachte er hier, die andere Hälfte auf den Caymans. Er war mit irgendeinem Projekt für Eduardo beschäftigt, das sehr vertraulich gehandhabt wurde, aber offensichtlich etwas mit Dekker Trust zu tun hatte. Er hat uns eine Menge Fragen über

Kunden von uns gestellt, die dort Konten haben.« Sie hielt inne. »Die Sache mit ihm ist schrecklich. Er war erst dreißig.«

»Hatte er Angehörige?« fragte ich.

»Eltern. Und einen Bruder und eine Schwester, glaube ich. Sie leben alle in Miami. Verheiratet oder mit jemandem liiert war er nicht.« Sie blickte mich forschend an.
»Und fast wäre Ihnen das gleiche zugestossen.«

Ich nickte. Nun wußte sie, was ich dachte.

DREIZEHN

»Ich habe bei der School of Russian Studies gekündigt.«

Auf meiner Gabel balancierte ich ein Stück viel zu lange gekochtes Schweinefleisch. Ich schob es in den Mund und kaute. Als gute Köchin konnte man meine Mutter beim besten Willen nicht bezeichnen.

»Tatsächlich, mein Lieber?« fragte sie und hob die Augenbrauen.

»Gütiger Himmel! Wann hast du das denn gemacht?« polterte mein Vater los.

»Vor ungefähr einem Monat.«

In den meisten Familien hätte man jetzt gefragt: »Warum hast du uns das nicht schon früher erzählt?« Nicht so bei uns. Ich hatte längst aufgehört, irgend etwas Wichtiges mit meinen Eltern zu besprechen, und sie erwarteten es auch nicht mehr von mir.

Wir saßen in dem kleinen, quadratischen Essemmer des Feldsteinhauses, das meine Eltern in Norfolk gekauft hatten, nachdem mein Vater sich aus dem Berufsleben zurückgezogen hatte. Obwohl wir Ende April hatten, war es kalt. Bei Nord- oder Ostwind war es immer kalt. Viel lag nicht zwischen dem Haus und dem Nordpol. Meine Mutter und ich trugen dicke Strickjacken, mein Vater ein altes Sportsakko.

Ich hatte diese Bemerkung während einer Gesprächspause eingeworfen. Obwohl es eigentlich kein Gespräch war, eher ein Monolog, in dem mein Vater seine Lieblingsthemen abhandelte: Europa, alte Freunde aus der City, Lady Thatcher (stets mit »Lady«) und Kicket. Groß hatten sich die Themen seit meiner Jugend nicht verändert, allerdings hatte er als sein bevorzugtes Haßobjekt, die Gewerkschaften, durch Europa ersetzt. Er aß und sprach gleichzeitig, während sich sein flächiges, rotes Gesicht beim Kauen wulstig verwarf. Diese Unterhaltungen waren auf keinerlei Beteiligung von seiten meiner Mutter und mir angewiesen. Gelegentlich fragte ich mich, ob sie auch stattfanden, wenn die beiden allein waren. Doch ich vermutete, es geschah etwas viel Schrecklicheres: Tage, Monate, Jahre, in denen die Mahlzeiten ohne ein Wort eingenommen wurden.

»Und? Was gedenkst du jetzt zu tun?« fragte mein Vater.

Das war das Stichwort, auf das ich die ganze Zeit gewartet hatte. Ich kaute noch ein wenig weiter und schaffte es schließlich, den Klumpen Schweinefleisch hinunterzuwürgen. Mühsam zwangte er sich durch die Speiseröhre.

»Ich arbeite für eine Firma namens Dekker Ward«, sagte ich.

»Dekker Ward! Doch nicht die Börsenmakler?« Mein Vater legte die Gabel nieder und zeigte ein entzücktes Lächeln. »Sehr schön, mein Jungel! Sehr, sehr schön.« Dann beugte er sich plötzlich nach vorn und schüttelte mir die Hand, was mich irgendwie peinlich berührte. »Kenne ich. Lord Kerton ist ein alter Freund von mir. Muß jetzt kurz vor der Pensionierung stehen. Hatten sich auf Plantagen

spezialisiert, glaube ich. Jetzt muß da viel Geld zu machen sein, wenn man den richtigen Zeitpunkt erwischt. Oh, ja, viel Geld!«

»Ich glaube, der alte Lord Kerton ist tot, Vater.« Er legte Wert darauf, Vater genannt zu werden. »Jetzt ist sein Sohn Andrew Vorstandsvorsitzender.«

Mit neu erwachtem Behagen zog er an seiner Pfeife. Ich hatte für ihn den Tag gerettet. »Kann mich an keinen Sohn erinnern. War wahrscheinlich noch auf der Schule, als ich den Vater kannte. Trotzdem, schade um den alten Gerald.« Er nahm einen Schluck aus dem Glas mit Leitungswasser, das vor ihm stand. »Nun, mein Guter? Was hat dich denn endlich zur Einsicht gebracht?«

»Geld, Vater. Ich brauche das Geld.«

»Na, davon wirst du ja jetzt mehr als genug verdienen. Heute badet die City regelrecht darin. Ein intelligenter junger Mann wie du bringt es dort zu etwas. Ich hole eine Flasche Wein. Das muß gefeiert werden.«

Währenddessen hatte meine Mutter mich mit leichtem Stirnrunzeln beobachtet. »Warum?« formten ihre Lippen lautlos.

»Weil ich pleite bin«, gab ich ihr auf die gleiche Weise zu verstehen. Sie nickte. Das verstand sie. Als wir in Surrey gewohnt hatten, mußten wir plötzlich mit einem Bruchteil des Geldes auskommen, das wir vordem gehabt hatten. Eine Zeitlang hatte ich gedacht, es sei meine Schuld. Ich ging damals in ein örtliches Gymnasium, das in eine Privatschule umgewandelt wurde. Ich war gern dort. Die Lehrer waren ausgezeichnet, die Rugbymannschaft gewann häufiger, als sie verlor, ich fand nette, gleichgesinnte Freunde,

und ich verdankte es der Schule, daß ich nach Oxford kam. Doch irgendwie vermittelte mein Vater mir das Gefühl, ich müsse ein schlechtes Gewissen haben, dort zu sein. Das lag am Schulgeld. Die regelmäßigen Zahlungen begleitete er mit mürrischem Gesicht und bissigen Kommentaren. Damals habe ich nie so ganz begriffen, warum: Er war Börsenmakler wie die Väter vieler anderer Jungen auch, da hätte das Schulgeld eigentlich kein Problem darstellen dürfen. Heute bin ich mir ziemlich sicher, daß die Verdrossenheit meines Vaters von seinen verlustbringenden Spekulationen herrührten, doch damals verstand er den Eindruck zu erwecken, daß ich für die Geldsorgen der Familie verantwortlich sei.

Er kam mit einer Flasche argentinischem Rotwein zurück. Sehr passend. Und er schwadronierte weiter, vor allem von den alten Kolonialaktien, mit denen Dekker Ward früher das große Geld gemacht hatte.

Nach einigen Minuten beschloß ich, ihn vorsichtig zu korrigieren. »Weißt du, Vater, gegenwärtig konzentriert sich die Firma vor allem auf Lateinamerika. Aber sie denkt daran, ihre Aktivitäten nach Rußland auszudehnen. Deshalb haben sie mich geholt.«

»Verstehe. Sehr schön.«

Und weiter redete mein Vater, über die Geschäfte, die er abgeschlossen hatte, und die Leute, die er kannte. Zwischendurch gab er ein paar Aphorismen zum besten, wie »Kauf nie im April, denn der weiß nicht, was er will« oder »Trau nie einem Mann, dessen Schlips heller als sein Hemd ist.« Ich ließ den Blick über den Eßtisch wandern, wo die Spuren meiner Hausaufgaben noch immer zu erkennen

waren. »Oktober 197 und = 5x3« fielen besonders deutlich ins Auge.

Nach dem Kaffee fragte ich meine Mutter, ob ich ihre neuesten Bilder sehen dürfte. Sie lächelte und führte mich in ihr Atelier. Meinen Vater ließen wir mit dem Abwasch in der Küche zurück.

Das Atelier war ein riesiger Raum, der die Hälfte der Grundfläche des Hauses einnahm. Durch große Fenster erhielt es viel natürliches Licht. Aber wer dort eintrat, setzte sich wahren Gefühlsstürmen aus.

Fünf Jahre zuvor hatten ihre Bilder offene Landschaften an der Küste von Norfolk gezeigt, in impressionistischer Manier. Seither waren sie immer dunkler und wilder geworden: Wolkenwirbel hüllten einsame Figuren an endlosen Stränden ein. Einzeln wirkten sie schon höchst beunruhigend, doch wenn man sich der geballten Wirkung von Dutzenden der Bilder aussetzte, verstörten sie den Betrachter nachhaltig. Ein einziges Mal hatte ich Ähnliches empfunden: als ich vor einigen Jahren die Edvard-Munch-Ausstellung in der National Gallery besucht hatte.

Die Bilder meiner Mutter bekümmerten mich. Vermutlich waren sie hervorragend, aber sie hatten ihr ganzes Leben in sich aufgesogen.

»Hast du es noch mal bei den Galerien versucht, Mum?« fragte ich.

»Ich habe dir doch gesagt, mein Lieber, keiner der Galeristen hier in der Gegend faßt sie auch nur mit spitzen Fingern an.«

»Was ist mit London?«

»Mach dich doch nicht lächerlich! Dort ist man doch nicht an meinen Bildern interessiert.«

Ich war mir da nicht ganz so sicher. Vielmehr vermutete ich, daß ein paar Galeristen von ihren Arbeiten wirklich begeistert sein würden. Aber sie malte für sich selbst, nicht für andere.

Wir betrachteten ein besonders bedrückendes Bild: Der schwärzliche Rumpf eines Wracks versank langsam vor den Sandbänken vor Brancaster.

»Es tut mir leid, daß du die russische Literatur aufgibst, Nick«, sagte sie.

»Das tue ich gar nicht. Ich werde auch weiterhin lesen. Und sobald ich genügend Geld verdient habe, kehre ich auf die eine oder andere Art wieder zu ihr zurück.«

»Na gut, aber eines mußt du mir versprechen.«

»Und das wäre?«

»Heirate niemanden aus dem Bankgeschäft.«

Ich vermochte nicht zu antworten. Die Trauer in ihrer Stimme schnürte mir die Kehle zu. Sie hatte ein kräftiges, intelligentes Gesicht und dichtes Haar, das gerade die erste Graufärbung anzunehmen begann. Noch immer sah sie attraktiv aus. Und nach dem Hochzeitsfoto zu urteilen, das, solange ich denken konnte, im Wohnzimmer hing, muß sie früher einfach hinreißend gewesen sein. Vermutlich waren sie ineinander verliebt, als sie heirateten, obwohl ich mich aus der Kindheit nur an versteckte Bosheiten erinnern konnte. Später hatten sich diese zu offenen Krächen ausgewachsen, und seit ich das Haus verlassen hatte, war alles in Schweigen erstarrt.

Mein Vater fuhr mich zum Bahnhof von King's Lynn.

Als ich mich am Eingang des Stationsgebäudes anschickte, aus dem Auto zu steigen, sagte er: »Oh, Nick?«

»Ja?«

»Wenn du irgendwelche Tips hast, vergiß deinen alten Herrn nicht, okay?«

Er zwinkerte mir zu.

Ich brachte ein mühsames Lächeln zustande und ließ die Tür ins Schloß fallen. Ungeheure Erleichterung durchflutete mich, als sich der Zug endlich in Bewegung setzte.

Als die Feuchtgebiete an den schmutzigen Zugfenstern vorbeiwischten, stellte ich mir die City vor, wie mein Vater sie sah. Essen, trinken, alten Freunden helfen, die angenehmen Seiten des Lebens genießen. Das hatte herzlich wenig zu tun mit der reibungslos arbeitenden Dekker-Ward-Maschine hoch oben in ihrem glitzernden Turm, von dem aus sie die Dollarmillionen um den Erdball jagte. Trotzdem gab es ein paar Gemeinsamkeiten. In beiden Welten war das Geschäft alles. Man half seinen Freunden und legte die Gegner rein, um den besten Deal zu machen. Und dabei kam man sich ungeheuer schlau vor.

Ein eisiger Schauer jagte über das Sumpfland, traf den Zug mit ungezügelter Wucht und trieb die prasselnden Tropfen gegen die Fenster. Ich lehnte mich zurück und kam mir überhaupt nicht schlau vor.

VIERZEHN

Am Montag morgen schien sich der Weg zur Arbeit endlos in die Länge zu ziehen. Das Wetter war miserabel, und der Sinn stand mir nicht nach Arbeiten. Als ich endlich im vierzigsten Stock eintraf, noch immer tropfnaß, hatte die allmorgendliche Besprechung bereits begonnen.

Als hätte Ricardo nur auf meine Ankunft gewartet, räusperte er sich und sagte: »Ich bin sicher, daß Sie letzte Woche alle den Artikel in der *IFR* gelesen haben. Der Inhalt des Artikels macht mir keinen Kummer. Er ist offenkundiger Blödsinn, allerdings sehr beleidigend für Martin und seine Angehörigen. Was mir zu schaffen macht, ist die Tatsache, daß einer von uns mit einem Journalisten gesprochen und ihm Informationen gegeben hat, die sehr nachteilig für die Firma waren. Diese Person ist entlassen worden.«

Allgemeines Murmeln war zu hören. Alle blickten sich an, um zu sehen, wer fehlte. Rasch nahm das Murmeln den Klang eines Namens an. Dave. Dave! Warum hatte er das getan? Was hatte er gesagt?

»Dieser Mann wird nicht nur Dekker Ward verlassen, sondern auch keinen Penny mehr auf den Rentenmärkten verdienen«, fuhr Ricardo mit schneidender Stimme fort. »Er hat die Verschwiegenheitsverpflichtung gebrochen, die

Sie alle unterschrieben haben, als Sie bei Dekker Ward angefangen haben. Infolgedessen hat er auch alle Anteile an den Mitarbeiter-Trusts verloren. Wir haben ihm untersagt, noch irgendwelche Interviews zu geben. Wir werden die Branche darüber informieren, daß er große Spekulationsverluste gemacht und sie verheimlicht hat. Ich erwarte von Ihnen allen, daß Sie diese Version bestätigen, wenn man Sie fragt.«

Alles schwieg. Dave war sehr beliebt gewesen. Die Stimmung im Börsensaal schwankte zwischen Betroffenheit über seine Entlassung und Empörung über den Verrat, den er an uns allen begangen hatte.

»Einige von Ihnen werden diese Reaktion vielleicht als zu hart empfinden. Aber wir sind hier ein Team. Wer nicht für uns ist, der ist gegen uns. Es gibt da draußen viele Menschen, denen Dekker Ward und seine Erfolge nicht gefallen. Gemeinsam sind wir stark. Doch wenn einer von uns den anderen in den Rücken fällt, wie es dieser Mann getan hat, dann sind wir alle verwundbar. Und das werde ich unter gar keinen Umständen zulassen.«

Ricardo blickte sich im Börsensaal um. In seinen Augen, die gewöhnlich so beherrscht blickten, funkelte Wut. Aber sogar seine Wut war ansteckend. Wir alle waren wütend.

Die Besprechung war zu Ende, und wir tauschten vielsagende Blicke aus. Viele Augen suchten den verlassenen Schreibtisch, an dem Dave gearbeitet hatte. Alberto, der sechzigjährige »Kaffee-Boy«, packte Daves Habseligkeiten in zwei Kartons. Unter Ricardos strengem Blick kehrten wir ziemlich gedrückter Stimmung an unsere Schreibtische zurück, um die Hörer aufzunehmen, doch im Laufe des

Vormittags begann die Gerüchteküche kräftig zu brodeln.

Und nicht nur bei Dekker Ward. Auf dem Markt hatte sich bereits herumgesprochen, daß Dave der ganz besonders gefährlichen Spezies von Spekulanten angehörte, die nicht nur Verluste machen, sondern sie auch noch zu vertuschen suchen. Das Gerücht kehrte zurück in unseren Börsensaal, wo es zu meiner Überraschung bestätigt wurde. Sogar Jamie erklärte Chris Frewer gegenüber, daß es stimme.

»Warum sagst du so etwas?« fragte ich betroffen. »Warum sagst du nicht einfach, du weißt nicht, was los ist?«

Jamie seufzte. »In dieser Situation mußt du dich an die Linie der Partei halten. Ricardo wird uns im Auge behalten. Das ist ein Loyalitätstest für uns alle. Und er hat recht. Wir können nur Erfolg haben, wenn wir zusammenhalten.«

Mit wachsender Abscheu beobachtete ich, was um mich herum vorging. Die anfängliche Betroffenheit über den Verlust eines Freundes legte sich in dem Maße, wie Daves Charakter umgeschrieben wurde. Genauso, wie sich die Dekker-Ward-Maschine einreden konnte, daß eine lausige Anleihe die Investmentchance des Jahres war, so gewannen die Dekker-Ward-Leute jetzt die Überzeugung, daß Dave ein unfähiger Betrüger war. Das geschah entschlossen und vorsätzlich, und keiner blickte dem anderen dabei in die Augen.

Bestürzt beobachtete ich das Geschehen. Ich hatte keine Ahnung, ob Dave ein guter oder schlechter Trader war, aber ich wußte, daß er nicht das war, was diese Leute jetzt aus ihm machten.

Der Mann, der an der Bar lehnte und gerade sein zweites Pint an die Lippen setzte, hatte kaum noch Ähnlichkeit mit dem Jungen, den ich in Oxford gekannt hatte. Er war schrecklich erwachsen geworden. Daß er Anzug und Aktenkoffer trug, spielte dabei keine wesentliche Rolle. Das taten Jamie und ich auch. Aber er hatte eine beginnende Glatze, die er unter sorgfältig gelegten blonden Haarsträhnen zu verbergen suchte, Frau und Kind und eine Art zu reden, die eher zu vierzig als zu Ende zwanzig paßte.

Stephen Troughton hatte mit uns Philosophie, Politik und Wirtschaft studiert. Schon immer hatte er ein bißchen fröhreif gewirkt. Er wußte über Hypothekenzinsen, Immobilienpreise und Investmentfonds Bescheid, als wir anderen noch nichts mit solch bürgerlichen Interessen am Hut hatten. Ohne Schwierigkeiten war er in der City angenommen worden – er gehörte zu den wenigen Glücklichen, die sich Bloomfield Weiss 1988 direkt von den englischen Universitäten geholt hatte. Bei Bloomfield Weiss hatte er sich sofort in seinem Element gefühlt und rasch Karriere gemacht. Obwohl er nicht älter war als Jamie und ich, sah er aus wie mindestens fünfunddreißig und wußte das zu seinem Vorteil zu nutzen. Stephen Troughton hatte es weit gebracht.

Jamie traf sich ein oder zweimal im Jahr auf einen Drink mit ihm, um »auf dem laufenden zu bleiben«. Ich war mitgegangen, obwohl ich Stephen seit dem Studium nicht mehr gesehen hatte. Wir waren in einem alten Pub in einer ehemaligen Stallung in Knightsbridge gelandet. Am Tage beherrschten hier bunte Touristenklamotten das Bild, abends Anzüge aus der City.

Nach und nach wurde mir klar, was »auf dem laufenden bleiben« hieß: Karrierevergleich! Interessiert beobachtete ich die beiden dabei.

»Hast du von unserer Brady-Spekulation letzte Woche gehört?« fragte Jamie, sobald sich die Gelegenheit dazu bot.

Stephen lachte. »Ach, die Geschichte. Wir haben nur den großen Zeh ins Wasser gesteckt.«

»Dafür seid ihr aber ganz schön naß geworden.«

»Ein bißchen, aber das stecken wir weg. Schließlich sind wir die größte Investmentbank der Welt. Solche Verluste holen wir an einem Tag wieder rein.«

»Ach ja?«

»Aber gewiß doch«, sagte Stephen. Er senkte die Stimme, als käme jetzt etwas ganz besonders Wichtiges. »Ihr solltet auf euch aufpassen, Jamie. Bloomfield Weiss macht jetzt Ernst mit den Emerging Markets. Und wenn wir mit einem Markt Ernst machen, dann haben wir dort auch Erfolg. Versteh mich bitte nicht falsch, Dekker Ward ist eine intelligente kleine Firma, aber wenn ein Markt reif dafür ist, dann setzen sich immer die Großen durch.«

Das Ganze brachte Stephen in einem Ton falscher Vernünftigkeit vor, der dazu bestimmt war, Jamie auf die Palme zu bringen. Und die Taktik ging auf. »Und was ist mit dem riesigen mexikanischen Mandat, das ihr verloren habt?« rieb ihm Jamie erbost unter die Nase. »Hat euch auch nicht weh getan, was?«

»Solche Deals ziehen wir doch jeden Tag für den World Development Fund und ähnliche Institutionen durch. Bald machen wir sie auch für Mexiko.«

Jamie schnaubte verächtlich.

»Was ist eigentlich mit dem Trader, den ihr gefeuert habt?« fragte Stephen. »Dave Dunne, nicht wahr? Er muß euch um ein hübsches Sümmchen gebracht haben..«

Jamie zuckte die Achseln.

»Er wollte bei Bloomfield Weiss anfangen«, fuhr Stephen fort. »Das kam natürlich nicht in Frage. Wir können es uns einfach nicht erlauben, den Ausschuß von Dekker Ward einzustellen.«

»Er war ein guter Trader«, sagte ich. Das war mein erster Gesprächsbeitrag. Jamie warf mir einen warnenden Blick zu.

Stephen überging meine Bemerkung, als sei angesichts meiner mangelnden Erfahrung kein vernünftiges Wort von mir zu erwarten, was natürlich stimmte. Aber damit hatte ich die Aufmerksamkeit auf mich gezogen.

»Dich hätte ich nie in der City erwartet«, sagte er. »Wie kommt das?«

»Ich brauche Geld.«

»Ein vernünftiger Grund. Und ich nehme an, Dekker Ward ist an deinen Rußlandkenntnissen interessiert?«

»Richtig. Obwohl Ricardo möchte, daß ich zunächst Erfahrungen in Lateinamerika sammle.«

»Rußland ist zur Zeit unser am stärksten wachsendes Geschäftsfeld. Ihr wißt ja, daß wir uns euer Rußlandteam geholt haben.« Stephen warf Jamie einen raschen Blick zu. Touché! »Da ist übrigens eine Sache, die mich interessiert«, fuhr er fort. »Zwei von ihnen haben plötzlich Probleme mit ihren Visa. Da steckt nicht zufällig Ricardo dahinter?«

Jamie verschluckte sich an seinem Bier.

»Also doch?«

»Weiß ich nicht«, sagte Jamie. »Ich kann nur sagen, es geschieht ihnen recht.«

Stephen hob die Augenbrauen und wandte sich wieder mir zu. »Sag mal, Nick, wie ist dieser Ricardo Ross eigentlich wirklich?«

Eine gute Frage. Seit der ersten Begegnung mit ihm hatte ich mich das selbst immer wieder gefragt. Ich entschloß mich zu einer ehrlichen Antwort. »Ich weiß es nicht.«

»Er hat einen exzellenten Ruf. Du weißt schon, daß er der *Marketmaker* ist und so. Ist er wirklich so gut?«

»Oh ja, er ist gut. Und er springt mit dem Markt um, als gehöre er ihm. Deshalb ist er auch so sauer, wenn ihr euch da einmischt. Er hat einen sichereren Blick und weiß stets, was zu tun ist, wenn Probleme auftauchen. Oder siehst du das anders?« Ich wandte mich an Jamie, der mich interessiert beobachtete.

»Ganz und gar nicht«, sagte er. »Er ist sicherlich der gerissenste Spekulant in der City.«

Stephen fixierte mich. Seine blauen Augen waren ein bißchen wäßrig, aber nicht dumm. »Wenn er so gut ist, warum sagst du dann, daß du ihn nicht einschätzen kannst? Was stimmt nicht mit ihm?«

»Ich weiß nicht so recht. Vielleicht ist er ein bißchen zu aggressiv. Manchmal frage ich mich, ob er nicht zu weit geht, doch hinterher stellt sich immer heraus, daß er die Situation genau richtig eingeschätzt hat.«

Stephen klopfte mir auf die Schulter. »Ganz ehrlich, man kann in diesem Geschäft kaum zu weit gehen – so-

lange man sich nicht erwischen läßt.« Er stellte sein Glas auf einem Sims in der Nähe ab. »Ich muß jetzt gehen. War nett, euch beiden mal wieder zu sehen. *Ciao!*«

»*Ciao, Stephen!*« sagte Jamie. Stephen ging, während Jamie und ich uns noch ein Glas genehmigten.

»Blödmann!« sagte Jamie.

»Warum triffst du dich dann mit ihm?«

»Er ist nicht immer so eklig. Und er ist intelligent. Ich bleibe gern mit ihm in Kontakt. Wer weiß, wozu das Ende noch einmal gut ist.«

»Aber er ist ein Spießer mit Glatze, Frau und Kind.«

»Ich habe auch Frau und Kind.«

»Jamie, du *bist* ein Kind. Und du siehst nicht aus wie vierzig.«

»Es ist komisch, älter zu werden«, sagte Jamie. »Ich meine, ich spüre das hin und wieder doch schon. Ich habe eine Riesenhypothek am Hals. Ich muß für Frau und Kind sorgen. Und ich muß meinen Beruf ernst nehmen. Die Dinge haben sich ganz schön verändert.«

»Das haben sie wohl.«

»Was auch immer passieren sollte, ich möchte auf keinen Fall werden wie meine Eltern.«

»Warum nicht? Die sind doch nett.«

Jamie schnaubte verächtlich. »Sie mögen ja nett sein, vor allem aber sind sie abgebrannt. Mein Großvater war ein Großgrundbesitzer. Und mein Vater fährt jetzt Taxi. Wenn ich die glorreiche Familientradition fortsetze, hat Oliver eine Laufbahn bei McDonald's vor sich.«

»Du wirst trotzdem nach deinem Vater schlagen. Du bist genau wie er. Du kannst gar nichts dagegen tun.« Es

sollte eigentlich ein Scherz sein, aber Jamie warf mir einen finsternen Blick zu.

»Ich meine es ernst. Es ist höchste Zeit, daß jemand in unserer Familie wieder zu Geld kommt.«

Im Laufe der Zeit war ich öfter bei Jamies Eltern zu Besuch gewesen. Immer hatten sie mir das Gefühl gegeben, als Jamies intellektueller Freund aus Oxford willkommen zu sein. Die ersten beiden Male war es in einem alten Gutshof gewesen, dem ein Reitstall angeschlossen war. Kurz nachdem Jamie Oxford verlassen hatte, mußten sie den Reitstall aufgeben, und jetzt lebten sie in einem kleinen Gartenhaus, das an der herrschaftlichen Auffahrt anderer Leute lag.

Jamies Großvater hatte ein kleines Gut am Fuße der Quantocks besessen. Das, was die Steuer davon übriggelassen hatte, wurde noch immer von einem Onkel bewirtschaftet. Jamies Vater hatte versucht, mit Pferden Geld zu verdienen, war aber gescheitert. Zwar machte Jamie mir gegenüber kein Geheimnis daraus, daß sein Vater Taxi fuhr, doch ich durfte es auf keinen Fall erwähnen, schon gar nicht ihm gegenüber.

Ungeachtet des vergangenen Glanzes und aller Zukunftssorgen begegneten mir Jamies Eltern stets mit der gleichen herzlichen Gastfreundschaft. Sein Vater war der alte Schwerenöter, der Jamie eines Tages werden würde, mit gewinnendem Lächeln, zerfurchten Gesichtszügen und lustigem Zwinkern in den Augen. Seine Mutter war groß und immer noch eine Schönheit. Sie hatte nichts von ihrem Charme verloren. Jamie war beider ein und alles. Was er tat, war gut getan. Jede Äußerung stieß auf lebhaftes In-

teresse, jeder kleinere Erfolg auf begeisterte Reaktionen, jeder größere Erfolg auf einstudierte Gleichgültigkeit, als hätten die beiden nie daran gezweifelt, daß er zu Höherem bestimmt war.

Und Jamie enttäuschte sie nicht. Schulsprecher seines Nobelinternats, Oxford, fast ein Stammplatz in der Rugbymannschaft und eine Stellung in der blaublütigen Handelsbank Gurney Kroheim. Der Wechsel zu Dekker Ward hatte die Eltern ein bißchen überrascht, doch als Jamie es ihnen erklärt hatte, hatten sie es sofort eingesehen. Ihr Sohn gehörte eben jener neuen Generation von Unternehmern an, von denen sie gelesen hatten.

Ich habe keineswegs die Absicht, mich über soviel elterliche Zuwendung lustig zu machen. Halb soviel hätte mich für meinen Teil schon glücklich gemacht. Doch alles, was ich anfing, stieß bei meinem Vater nur auf Unverständnis.

Nachdenklich trank ich mein Bier aus. »Ich weiß noch immer nicht, was ich machen soll.«

»Willst du denn nicht bei Dekker Ward bleiben?«

»Um ehrlich zu sein, keine Ahnung. Manchmal finde ich es toll. Die Brady-Schlacht zum Beispiel. Aber dann fällt mir Dave wieder ein und der *Favela*-Deal und die Drogengelder.«

»Nun vergiß die Geschichte doch endlich!«

»Kann ich nicht. Sie macht mir zu schaffen. Dir nicht?«

Jamie schwieg einen Augenblick. »Würde sie wohl, wenn ich ständig dran denken würde. Also schlage ich sie mir aus dem Kopf. Schließlich muß ich für Kate und Oliver sorgen. Und ich könnte es in diesem Geschäft wirklich zu etwas bringen.«

Sein Blick suchte nach Bestätigung. Die konnte ich ihm ehrlichen Herzens geben. »Du bist sehr gut.« Er war es wirklich, das hatte ich bereits bemerkt, obwohl ich erst kurze Zeit bei Dekker Ward war. »Tut mir leid«, sagte ich. »Ich wollte nicht undankbar sein. Nochmals vielen Dank, daß du mir diese Stellung besorgt hast.«

Jamie lächelte. »Darum mach dir mal keine Gedanken. Ricardo mag dich. Das gibt Pluspunkte für mich.«

»Stimmt das mit den Visa der Rußland-Trader? Glaubst du, Ricardo hat das arrangiert?«

»Ich weiß es nicht, aber überrascht wäre ich nicht«, sagte Jamie. »Und wenn es nicht von Ricardo veranlaßt wurde, dann von Eduardo. Sie mögen es nicht, wenn ihnen jemand in den Rücken fällt.«

»Das glaube ich dir aufs Wort.«

Wir waren beim dritten Pint. Mit Stephen war alle Geiztheit verschwunden, und langsam machte sich jene warme Wohligkeit breit, die sich nur bei drei Pint guten Bitters mit einem alten Freund einstellt.

Im Laufe der Jahre hatten Jamie und ich viel zusammen erlebt. Mit dem Wechsel zu Dekker Ward hatte ich ihm meine Zukunft anvertraut, aber ich konnte mich auf Jamie verlassen.

»Kate hat mir erzählt, daß du ziemlich in Isabel verschlossen bist«, meinte Jamie.

Ich spürte, wie ich rot wurde. Was merkwürdig war, denn normalerweise hatte ich keine Probleme, mit Jamie über Frauen zu reden.

»Sie ist ein nettes Mädchen, Jamie.«

»Ach ja? Ein nettes Mädchen? Also was Ernstes? Nicht

einfach ›Sie hat geile Titten‹ oder ›Sie ist ganz verrückt danach.««

»Nichts dergleichen.«

»Habt ihr was miteinander?«

»Nein.«

»Aber du hättest gern.«

»Kann ich nicht leugnen. Aber ich fürchte, daraus wird nichts.«

»Warum nicht?«

»Ach, ich weiß nicht. Sie scheint nicht sehr an mir interessiert zu sein.«

»Sei jedenfalls vorsichtig. Sie ist eine merkwürdige Person.« Ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf. »Du hast doch nicht etwa über diese Geldwäsche mit ihr gesprochen, oder?«

Ich nickte. »Doch. Sie fand auch, daß ich Eduardo nichts davon erzählen sollte. Aber sie meinte, ich wäre gut beraten, mit Ricardo darüber zu reden. Ich werde es trotzdem lieber sein lassen, denke ich.«

»Oh, Nick! Du hättest ihr nichts sagen dürfen. Ich habe dir doch von Eduardo und ihr erzählt.«

»Schon, aber das ist doch nur ein Gerücht. Ich glaube es nicht.«

»Du willst es nicht glauben, meinst du. Du hast doch gesehen, was mit Dave passiert ist. Besser, du vergißt diese Geschichte mit der Geldwäsche, oder es geht dir genauso.«

»Ich kann Isabel vertrauen«, sagte ich.

»Ach, Nick«, sagte Jamie, »in diesem Geschäft kannst du niemandem vertrauen.«

Ich wollte ihm widersprechen, ließ es aber. Zum Teil wohl, weil ich das ungute Gefühl hatte, daß er recht hatte.

»Komm, laß uns gehen«, sagte Jamie und leerte sein Glas.

»In Ordnung«, ich trank aus. Dann verließen wir den Pub, Jamie, um ein Taxi herbeizurufen, ich, um die nächste U-Bahn-Station aufzusuchen. Das Fahrrad hatte ich am Canary Wharf zurückgelassen.

Der nächste Tag war grau und kalt, denn der Frühling legte eine Pause ein. Hoch oben im Canary Wharf Tower wurde der Börsensaal von Dekker Ward gegen eine dunkle Wolkendecke gequetscht, die nur ein paar Meter darüber lag. Die Euphorie nach dem Sieg über Bloomfield Weiss in der Brady-Schlacht hatte sich schnell verflüchtigt, als die Dekker-Ward-Leute wieder von der Wirklichkeit auf den Boden der Tatsachen geholt wurden, der da hieß, mexikanische Bonds im Wert von zwei Milliarden Dollar zu verkaufen. Nun galt es, jeden anzurufen, der einem noch eine Gefälligkeit schuldete.

Ich beobachtete Jamie bei der Arbeit. Er war wirklich gut. Zunächst nahm er sich seine besten Kunden vor. Auf jeden ging er ein. Mit einigen unterhielt er sich über Fußball und Fernsehen, mit anderen über modifizierte Laufzeiten und Nullkuponanleihen. Manchmal redete er ununterbrochen, manchmal hörte er einfach nur zu. Und von jedem erschwatzte, erbettelte, erbluffte er sich einen Auftrag. Doch so stattlich die Aufträge auch waren – zehn oder zwanzig Millionen in einigen Fällen –, sie waren nicht groß genug. Es bedurfte eines Wunders und einiger Hundert-

Millionen-Aufträge, um Bonds für zwei Milliarden Dollar an den Mann zu bringen.

Auch Ricardo hing pausenlos am Telefon. Die wirklich großen Aufträge waren nur zu bekommen, wenn man die wirklich großen Gefälligkeiten einforderte, und das konnte nur Ricardo. Hin und wieder stand er auf, lief durch den Saal und erkundigte sich nach dem Stand der Dinge. Obwohl er genauso unter Druck stand wie wir alle, baute er uns auf, lobte hier eine Fünf-Millionen-Order, die einem schwierigen Kunden abgerungen worden war, oder bedauerte dort jemanden, dem ein Kunde vom Haken gegangen war. Wir saßen alle in einem Boot; unser Engagement setzte er als selbstverständlich voraus.

Aber Ricardo war in der Lage, sich mit mehr als einem Problem gleichzeitig auseinanderzusetzen. An diesem Nachmittag klopfte er mir auf die Schulter, als ich an Jamies Schreibtisch hockte und meinem Freund zuhörte.

»Wieviel wissen Sie über Polen?«

»Nicht viel. Ich bin einmal dort gewesen. An der Universität Krakau.«

»Für wie wahrscheinlich halten Sie eine Abwertung?«
Ehrlichkeit war immer die beste Strategie bei Ricardo.
»Ich habe keine Ahnung.«

»Kennen Sie jemanden, der eine Ahnung haben könnte?
Oder mehr als nur eine Ahnung?«

Ich dachte einen Augenblick nach. »Zufällig ja. Einen Wirtschaftswissenschaftler an der London School of Economics. Der polnische Finanzminister hat vor fünfzehn Jahren bei ihm studiert. Ich weiß, daß sie noch Kontakt halten. Ich könnte mit ihm reden. Allerdings müßte ich

eine Flasche Wodka mit ihm leeren, um es herauszufinden.«

»Ausgezeichnet«, sagte Ricardo. »Trinken Sie den Wodka literweise und setzen Sie ihn auf Ihre Spesenrechnung.«

FÜNFZEHN

Wojtek freute sich sehr über meinen Anruf und lud mich sofort zum Abendessen ein. Ich hatte ihn kennengelernt, als ich mich im Studium mit der Wirtschaft der Sowjetunion beschäftigte. Durch ihn war ich nach Krakau gekommen. Seit langem kritisierte er die Planwirtschaft in Osteuropa und hatte eine stattliche Anhängerschaft im eigenen Lande. Ich erzählte ihm, daß ich jetzt in der City arbeitete und Informationen über die polnische Wirtschaftspolitik brauchte.

Mit einer Flasche Grasóvka, die mit dem Büffelgras, seinem Lieblingswodka, machte ich mich auf den Weg zu seiner Wohnung in Ealing.

»Herrlich!« sagte er. »Hereinspaziert! Hereinspaziert!«

Die Wohnung war unverändert. An den Wandflächen, die nicht mit Büchern bedeckt waren, hingen Poster, die obskure polnische, russische und französische Ausstellungen ankündigten. Ich war mir sicher, daß er sie ausgesucht hatte, um Eindruck zu schinden, und nicht, weil ihn die Ausstellungen interessierten. In einer schwachen, alkohol-seligen Stunde hatte mir Wojtek einmal anvertraut, daß *Harry und Sally* sein Lieblingsfilm sei. Doch ich hatte absolutes Stillschweigen darüber schwören müssen. Filmplakate oder dergleichen waren nirgends zu entdecken.

Obwohl Wojtek Ende vierzig war, tat er alles, um wie ein jugendlicher Bürgerschreck auszusehen. Er trug einen dichten schwarzen Schnurrbart, hatte das buschige, zottelige Haar, das nur einen Anflug von Grau zeigte, zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, und hatte eine Zigarette mit weißem Filter im Mundwinkel hängen. Trotz seines Äußeren gab es eine Reihe von Geschäftsleuten, Politikern und Angehörigen des Internationalen Währungsfonds, die auf ihn schworen. Er vertrat steuer- und währungspolitisch vernünftige Wirtschaftsprinzipien. Trotzdem beschimpfte er, sofern die Arbeitslosenrate nicht gerade die Zwanzigprozentmarke passiert hatte, die Politiker nicht als einen Haufen Memmen. Er gehörte zu den Professoren, die sich auch privat um ihre Studenten kümmerten. Mir war diese Gunst ebenso zuteil geworden wie vor mir den amtierenden Finanzministern von Polen und der Slowakischen Republik.

Ich mochte ihn. Obwohl er älter war als ich und ich ihn nicht sehr häufig sah, zählte ich ihn zu meinen Freunden.

»Wie geht es der entzückenden Joanna?« fragte er.

»Sie weilt in Amerika mit dem abscheulichen Wes.«

»Sehr schön. Ich konnte sie nie ausstehen, und wer immer er ist, ich bin sicher, er verdient sie. Ich habe ein Ratatouille gekocht; ich hoffe, du bist damit zufrieden?«

»Klar«, sagte ich.

»Gut, dann laß uns zur Tat schreiten und diese Flasche öffnen.«

Wir machten uns über den Wodka her. Wojtek erzählte von seiner neuesten Freundin, einer dreißigjährigen amerikanischen Studentin. Wojtek mochte Frauen, bis sie ungefähr fünfundzwanzig waren, dann verlor er jegli-

ches Interesse an ihnen. Ein paar von ihnen hatte er geheiratet, es dann aber doch lieber wieder sein lassen, da den Ehen bestenfalls einige Jahre beschieden war und sie zudem stets in einem bürokratischen Alptraum zu enden pflegten.

Das Essen gab es in seiner großen Küche. Das Ratatouille war ausgezeichnet, der Wodka nicht minder, und in knapp einer Stunde waren wir ziemlich betrunken.

Wie nicht anders zu erwarten, wurde ich wegen meines Entschlusses, in die City zu gehen, niedergemacht, und dann fragte er mich, was ich wollte.

Ich räusperte mich, versuchte, meine Gedanken zu ordnen, und raffte mich schließlich zu einer Antwort auf: »Dekker Ward hat mich genommen, weil ich mich mit der russischen Sprache und in den Wirtschaftswissenschaften auskenne. Nun soll ich plötzlich auch über Polen Bescheid wissen, aber die Situation dort habe ich schon seit Jahren nicht mehr mitverfolgt. Ich hatte gehofft, daß du meine Kenntnisse vielleicht ein bißchen auffrischen könntest, damit ich nicht gänzlich wie ein Idiot dastehe.«

»Unter uns, Nick, die Aussichten, daß du in diesem Fall wie ein Idiot dastehst, sind ziemlich gering. Aber ich will dir gern ein wenig auf die Sprünge helfen.«

Dann begann er, mir die Geschichte der polnischen Wirtschaft seit den Tagen der Solidarnosc knapp und präzise darzulegen. Ich konnte ihm gut folgen, es hörte sich alles klar und einleuchtend an. Ich hoffte nur, daß ich mich am Morgen noch daran erinnern konnte.

»Und wie sieht es mit einer Abwertung aus? Ist der Zloty im Moment nicht zu hoch bewertet?«

»Das kannst du laut sagen!« Wojtek wurde in seiner Erregung nun selbst laut. Es hielt ihn nicht mehr auf seinem Stuhl. »Immer und immer wieder predige ich es ihnen. Wertet jetzt ab, bevor die Wirtschaft endgültig den Bach runtergeht. Es ist besser, man behält das Heft in der Hand und entscheidet für alle erkennbar selbst über den Zeitpunkt der Abwertung, als daß man durch eine internationale Krise dazu gezwungen wird.«

»Du glaubst also, Polen wertet ab.«

Wojtek, der erregt hin und her gegangen war, hielt inne, blickte mich an, lächelte und sagte: »Das weiß ich nicht.« Dabei trug er die naive Unschuld so dick auf, daß ich ihm nicht für einen Augenblick glaubte. Er wußte genau, was die Polen vorhatten, und er war offenkundig sehr einverstanden mit deren Plänen.

Als die Wodkaflasche immer leerer und leerer wurde und wir immer betrunkener und betrunkener, hielt ich es für das beste, das Weite zu suchen.

»Aber es ist doch erst zehn Uhr!« protestierte Wojtek.

»Ich weiß. Aber ich muß morgen um sieben Uhr früh wieder auf der Matte stehen, und mit dem Wodka, den ich intus habe, dürfte das ziemlich schwierig werden.«

»Na gut. Hat mich sehr gefreut, dich mal wiederzusehen, Nick.« Er umarmte mich, und ich ließ ihn mit dem Rest in der Flasche allein zurück.

Am nächsten Morgen erwies sich die Fahrradfahrt als ein hartes Stück Arbeit. Der Kopf tat höllisch weh, und der Mund war trocken und pelzig. An einem kleinen Laden hielt ich an und kaufte mir einen halben Liter Milch, den

ich eher einsog als trank. Gott sei Dank ging es eine Strecke des Weges bergab.

Ricardo lachte, als er mich erblickte. »Ich sehe, daß Sie gestern abend in Erfüllung Ihrer Pflicht zu Boden gegangen sind.«

»Sieht man es so deutlich?«

»Das kann man wohl sagen. Hat es was gebracht?«

»Ich gehe davon aus, daß die Polen abwerten.« Ich berichtete ihm von meiner Unterhaltung mit Wojtek und seiner kaum verhohlenen Freude darüber, daß die Polen seinen Vorschlägen folgen wollten.

»Und Sie sind sicher, daß der Bursche wirklich über so viel Einfluß verfügt, wie er vorgibt zu haben?« fragte Ricardo.

»Ja.«

»Na, wunderbar!« Lächelnd klopfte er mir auf die Schulter. »Dann wollen wir mal unsere polnische Position glattstellen.«

Er ging an seinen Schreibtisch zurück und nahm den Hörer ab.

»Nicht schlecht«, sagte Jamie. »Ich bin beeindruckt. Erzähl mir nicht, daß du auch mit Boris Jelzins Leibarzt Rugby spielst.«

»Leider nicht«, sagte ich. »Ich fürchte, Wojtek ist so ziemlich alles, was ich an einflußreichen Beziehungen vorzuweisen habe.«

»Trotzdem, du bist ein unentbehrlicher Mitarbeiter. Übrigens ...«

»Ja?«

»Du siehst aus wie ein Stück Scheiße.«

»Nicht du auch noch.«

Ich war äußerst zufrieden mit mir. Es war ein angenehmes Gefühl, für Dekker Ward von Nutzen zu sein. Vielleicht würde Ricardo durch mich ein bißchen Geld verdienen können. Wenn ja, dann würde er sich sicherlich auch an meinen Beitrag erinnern. So etwas vergaß Ricardo nicht. Das war ein schöner Zug von ihm.

Das Telefon läutete.

»Nick? Wojtek hier.«

Seine Summe klang entsetzlich verkatert. Er hatte sicherlich wesentlich mehr getrunken als ich.

»Wie geht es dir?«

»Prima.« Ich lächelte. Lügner! »Weißt du noch, Nick. Gestern, als wir über Polen gesprochen haben? Und über die Abwertung?«

»Ja. Vielen Dank, Wojtek. Es war sehr hilfreich.«

»Sehr schön. Ich helfe dir gern, Nick. Aber als du mich gefragt hast, ob die polnische Regierung abwerten würde, habe ich dir doch nicht geantwortet, oder?«

Oh, Gott. »Nein«, sagte ich möglichst unbefangen.

»Nein, du hast gar nichts gesagt.«

»Gut. Denn wenn die Finanzmärkte durch mich von der Abwertung erfahren, wäre das ein echter Vertrauensbruch meinerseits.«

»Natürlich, ich verstehe.« Mein Herz dröhnte. Ich spürte, wie mir das Blut in den Kopf schoß.

»Kannst du mir dein Wort darauf geben, daß du niemandem von dem erzählst ... was wir letzte Nacht besprochen haben?«

Scheiße! Scheiße! Scheiße!

»Nick?«

Was tun? Lügen natürlich.

»Nein. Keine Sorge, Wojtek. Ich sage nichts. Du hast mir einfach nützliche Hintergrundinformationen gegeben. Das ist alles.«

Ich glaube, meine Stimme verriet nichts von dem Sturm in mir. Nur gut, daß er mein Gesicht nicht sehen konnte.

»Gut.« Er klang erleichtert. »War sehr nett, dich mal wiederzusehen. Laß von dir hören, okay?«

»Okay, Wojtek. Bis bald.«

Ich knallte den Hörer auf die Gabel und atmete tief durch. Als ich aufblickte, sah ich Ricardo auf mich zukommen.

»Gut gemacht, Nick«, sagte er. »Wir sind jetzt gewappnet. Ich hoffe nur, daß Sie recht haben.«

»Ich habe recht«, sagte ich, fand aber, daß ich unrecht gehandelt hatte.

»Ach ja, wir führen heute ein paar Kunden aus. Sehr wichtige Kunden. Haben Sie Lust mitzukommen?«

Himmel! Noch mehr Alkohol. Mit irgendwelchen Leuten schötzutun, war das letzte, wonach mir der Sinn stand. Ich wußte nicht recht. Ich wäre gern früh ins Bett gegangen. Sehr früh.

Aber es war klar, daß diese Aufforderung einer Auszeichnung gleichkam. Daher rang ich mir ein Lächeln ab und sagte: »Großartig.«

Ich holte mir eine Tasse Kaffee vom Automaten und nahm mir die Zeitung. Auf meinem Schreibtisch, weitab von Dekker Wards quadratischem Nervenzentrum, breitete ich sie aus. Ich hatte mir ein bißchen Ruhe und Frie-

den verdient. Doch der Kaffee brachte nicht die erhoffte Wirkung. Kopfschmerz und Magenverstimmung erwiesen sich als hartnäckige Widersacher. Mir war heiß. Ich schwitzte. Bei Slawisten gehörte Wodka zum Berufsrisiko. Mir schwante, daß es bei Dekker Ward möglicherweise nicht anders sein würde, sobald ich ernsthaft mit Osteuropa befaßt war.

Ich blickte zu Isabel hinüber. Sie las in einem Stapel Papiere, wobei ihr Haar herabhing und den größten Teil ihres Gesichts verdeckte. Himmel, war sie hübsch! Seit dem Bier am Freitag abend hatten wir ein paar freundliche Worte gewechselt, mehr nicht. Ich nahm an, sie wollte verhindern, daß sich etwas anbahnte zwischen uns. Jammerschade!

Mir fielen Jamies warnende Worte ein. Er täuschte sich bestimmt. Ich war mir sicher, daß ich ihr vertrauen konnte. Allerdings hatte ich nicht die Absicht, ihrem Rat zu folgen und Ricardo von meinem Verdacht zu erzählen. Die Vorsicht riet mir, gar nichts zu tun, obwohl ich auch das nicht richtig fand. Mein Kopf tat mir weh. Ich kam zu keinem Entschluß.

»Was ist, Nick?«

»Bitte?«

»Sie träumen.«

Ich stellte meine Augen wieder auf einen Punkt in meiner Umgebung ein. Isabel betrachtete mich mit amüsiertem Lächeln.

Ich spürte, wie ich rot wurde. »Oh, tut mir leid. Meine Auge-Hirn-Koordination funktioniert heute morgen nicht besonders gut. Gestern abend hatte ich einen ziemlich promillehaltigen Einsatz für Dekker Ward.«

»So viel Loyalität ist ja geradezu ergreifend«, erwiderte Isabel.

Verlegen richtete ich die Augen wieder auf die Zeitung vor mir. Ich blätterte das Feuilleton durch und mußte zugeben, daß die Filmkritiken der *Financial Times* nicht schlecht waren. Es gab einen neuen Film von Krzysztof Kieslowski. Hörte sich interessant an. Ich beschloß, ins Kino zu gehen, sofern ich die Zeit dazu fand.

Oh, verdammt! Es paßte mir gar nicht, daß ich Wojtek hatte anlügen müssen. Ich hatte sein Vertrauen mißbraucht. Natürlich war es auch seine Schuld. In erster Linie seine Schuld. Ich hatte ihm vorher gesagt, bei wem ich arbeitete und was ich wissen wollte. Er war blödsinnig vertrauensselig gewesen. Und er wußte es: daher sein paniischer Anruf. Es war seine Schuld. Seine Schuld, daß ich sein Vertrauen mißbraucht hatte.

Nein, die Rechtfertigungsstrategie klappte nicht. Wojtek würde mir ernsthaft böse sein, wenn er jemals herausfand, was ich getan hatte. Ich konnte nur hoffen, daß das nie der Fall sein würde.

Ich hörte wieder Stephens Worte, in seiner ganzen Ge spreiztheit. »Ganz ehrlich, man kann in diesem Geschäft kaum zu weit gehen – solange man sich nicht erwischen läßt.«

Grauenhaft!

Nach zwei Glas Wein begann sich der Nebel in meinem Gehirn langsam zu lichten; zumindest ließen die Schmerzen nach. Wir saßen im Vong's, einem New Yorker Nobelrestaurant, das sich in Knightsbridge angesiedelt hatte. Wir

waren zu siebt, die Kunden zu fünft. Ricardo war dabei, außerdem Eduardo, Jamie, Miguel und zwei andere. Unsere Gäste waren Repräsentanten einer Zentralbank. Dieser Ausflug nach London war so etwas wie ein alljährliches Ritual, eine Art Dankesbezeugung von Dekker Ward für Geschäfte, die man in der Vergangenheit getätigt hatte und in Zukunft noch tätigen würde.

Ich mußte zugeben, daß unsere Gäste für Beamte sehr amüsant waren. Das Essen war ausgezeichnet, der Alkoholpegel stieg und mit ihm die allgemeine Ausgelassenheit.

Ich saß neben Eduardo, der wenig sprach. Nur gegen Ende des Essens beugte er sich zu mir herüber. »Heute abend werden Sie lernen, wie Geschäfte gemacht werden«, sagte er mit einem Blitzen in seinen dunklen Augen.

»Ach ja?«

»Ja. Es ist wichtig, daß man den Kunden das zukommen läßt, was sie haben möchten. Und das ist nicht immer nur der beste Preis und der beste Abschluß. Das erledigt Ricardo. Jemand muß sich auch um die zwischenmenschlichen Beziehungen kümmern. Das ist meine Spezialität. Wenn Sie wissen, was ich meine.«

Verschwörerisch sah er mich an, ein Lächeln auf den fleischigen Lippen.

»Eigentlich nicht«, sagte ich.

»Sie müssen wissen, was für Vorlieben Ihre Kunden haben. Zufällig weiß ich, daß in dieser Gruppe alle eine Schwäche für schöne Frauen haben. Das vereinfacht die Sache natürlich. Ausgenommen der Mann da am Ende des Tisches.« Er zeigte auf einen gutaussehenden Mann mit beginnender Glatze, der mit sichtlichem Interesse einer

Geschichte von Jamie lauschte. »Mir ist zu Ohren gekommen, daß er Männern den Vorzug gibt. Seine Kollegen wissen nichts davon, auch Jamie nicht. Ich bin sicher, daß es ihm gefällt, neben dem hübschesten Burschen aus unserer Runde zu sitzen.«

Ich mußte unwillkürlich lächeln. In der Tat wirkte Jamie auf Vertreter beiderlei Geschlechts anziehend, was ihm äußerst unangenehm war. Er wäre in die Luft gegangen, wenn er gewußt hätte, daß sich Eduardo diesen Umstand gerade zunutze machte.

»Sie erzählen es ihm doch nicht?«

»Eines Tages bestimmt«, sagte ich. »Ich werde der Versuchung nicht widerstehen können.«

»Na gut, aber nicht heute abend. Heute abend werden Sie erleben, warum diese Leute stets mit uns Geschäfte machen und nie mit Bloomfield Weiss.«

Gegen elf verließen wir das Restaurant, und alles schrie:
»Zu Eduardo!«

»Was geschieht jetzt?« fragte ich Jamie.

»Jetzt fahren wir in Eduardos Wohnung, um uns noch ein bißchen zu amüsieren.«

Das hörte ich gern. Ich hatte mich erholt, und die allgemeine Ausgelassenheit war ansteckend. Also quetschte ich mich in eines der drei Taxis, die wir bestellt hatten.

Eduardos Wohnung war in Mayfair, einen Katzensprung entfernt. Er hatte ein großes Wohnzimmer mit vielen Sesseln und Sofas und kostspieligen, schweren Vorhängen und Teppichen. Das Licht war gedämpft. Wir zogen die Jacketts aus und lockerten die Schlipse. Auf einem Sideboard warteten schon die Champagnerflaschen, beaufsichtigt von ei-

ner blonden, sehr attraktiven Serviererin. Ich nahm ein Glas und ließ mich in ein Sofa fallen.

Felipe, der Mann neben mir, erzählte von einer denkwürdigen Konferenz, die Dekker Ward vor zwei Jahren in Acapulco veranstaltet hatte. Ich hatte Schwierigkeiten, ihm zu folgen, denn er radebrechte in einem scheußlichen Akzent, und in seiner Begeisterung brachte er nur wenig Zusammenhängendes heraus. Aber die Umsitzenden nickten und lachten vielsagend.

Der Champagner war ausgezeichnet, die Wohnung angenehm warm, der Sessel sehr bequem. Ich lehnte mich zurück und überließ mich einem angenehmen Dämmerzustand. Ausnehmend gut gefiel es mir hier.

Etwas blitzte auf und riß mich aus meinem Dösen. Ich hielt nach der Ursache Ausschau. Es war ein kleiner Spiegel. Eduardo und zwei unserer Gäste beugten sich über ihn und schoben einige Streifen weißen Pulvers zusammen.

Ich lächelte. Die Situation entbehrte nicht einer gewissen Komik. Nachdem ich die letzten zehn Jahre meines Lebens an Universitäten zugebracht hatte, war ich daran gewöhnt, daß um mich herum fröhlich Drogen konsumiert wurden. Ich hatte gelernt, die entsprechenden Angebote höflich auszuschlagen. Es war überall das gleiche. Ich ließ mich noch tiefer ins Polster sinken und hoffte, daß man mich einfach übersehen würde.

Die meisten Anwesenden, auch Jamie, versammelten sich um den Spiegel. Er begegnete meinem Blick und zuckte die Achseln. Ich wußte, daß Jamie kein Kokser war. Wahrscheinlich tat er auch das einzige und allein der Gruppendynamik wegen.

Ich sah mich nach Ricardo um. Er hatte sich davongemacht. Alle anderen waren noch da. Sein Vorrecht, nahm ich an.

Da entdeckte Eduardo mich und rief mir zu: »Auch eine Nase, Nick? Sie sollten es versuchen!«

Verdammst! »Danke der Nachfrage, nein«, erwiderte ich und hoffte, daß es nicht zu spröde klang.

»He, versuchen Sie es. Keine Party ohne Karl. Eine Nase hat noch niemandem geschadet. Das bringt Sie in Stimmung!« Seine fleischigen Lippen teilten sich zu einem breiten Grinsen, aber seine Augen blieben hart und befehlend.

»Nein, kein Bedarf.«

Er kam herüber und setzte sich auf die Sofalehne. Ich roch sein Eau de Cologne. Sein Hemd stand offen. Ich sah ein Büschel schwarzer Haare und ein Goldkettchen. Er legte den Arm um mich und tätschelte mir die Wange. Liebend gern hätte ich ihm eine verpaßt.

»Kommen Sie, Nicky, mein Freund. Amüsieren Sie sich! Das ist 'ne Party! Wissen Sie, was Sie brauchen? Was zum Spielen.« In diesem Augenblick klingelte es an der Tür. »Da kommt es schon, unser Spielzeug!«

Er stand auf und erklärte den erwartungsvollen Zentralbankern: »Das sind ein paar Freundinnen von mir. Alle aus dem Model-Busineß.« Ein Augenzwinkern. »Ich bin sicher, sie werden Ihnen gefallen.«

Er öffnete die Tür und ließ eine Prozession von ungefähr einem Dutzend atemberaubender junger Frauen herein, alle unterschiedlicher Haar- und Hautfarbe, alle in offenherzigen, aber teuren Cocktaillkleidern. Sofort waren die Männer auf den Beinen. Der Geräuschpegel stieg und die

Champagnerkorken knallten. Die Erregung im Raum ließ sich beinahe mit Händen greifen.

Ich blieb auf dem Sofa sitzen. Eduardo legte den Arm um die Taille eines hochgewachsenen Mädchens mit rotem Haar und extrem langen Beinen und dirigierte sie in meine Richtung.

»Nick, Melanie, Melanie, Nick«, sagte er. »Eine echte Schönheit, Nick. Sie wird Ihnen gefallen.« Damit ließ er uns zu meiner großen Erleichterung allein.

»Hi«, sagte sie.

»Hallo«, erwiderte ich, lächelte höflich und beachtete sie nicht weiter. Sie nippte an ihrem Champagner und versuchte Konversation in Höherer-Töchter-Manier mit mir zu treiben. Ich reagierte nicht. Ich war müde und wollte nach Hause. Keine dieser Frauen konnte mich Isabel vergessen machen. Und der käufliche Charakter der Veranstaltung stieß mich ab. Ich betrachtete die elegant gekleideten, wohlhabenden Männer um mich herum, alle verheiratet oder in sogenannten festen Händen, wie sie angeregt auf diese Frauen einredeten, die sie noch nie zuvor in ihrem Leben gesehen hatten. Zwei Paare – sie waren schon Paare – begannen langsam und eng zu tanzen. Es kotzte mich an.

Ich stand auf, lächelte dem Rotschopf neben mir höflich zu, schnappte mir mein Jackett und eilte der Tür entgegen.

»Nick!«

Jamie riß sich von einer Blondine los und kam hinter mir her. Ich wartete.

»Nick, wohin willst du?«

»Nach Hause.«

»Hör mal! Bleib doch! Das wird Eduardo nicht gefallen, wenn du jetzt gehst. Stell dich nicht so an! Du bist doch nicht mal verheiratet.«

»Vielleicht mag ich gerade deshalb nicht bleiben«, sagte ich. »Und sag Eduardo, er kann mich mal!«

Am nächsten Morgen schlief ich bis neun. Ich kochte Kaffee, verspeiste ein paar Toasts und las die Zeitung. Die polnische Abwertung stand auf Seite acht. Noch mehr Geld für Dekker Ward. Als ich zu Ende gefrühstückt hatte, verließ ich die Wohnung und schlenderte Primrose Hill hinauf, mit seinen auffälligen schwarzen Laternenpfählen und den Narzissen, die nach Beendigung ihrer Blüte zu sauberen Bündeln geschnürt waren. Für den Mai war es etwas zu kühl, und der Wind stach ein wenig auf der Haut. Ich empfand es als angenehm und erfrischend.

Unmittelbar unter der Hügelkuppe setzte ich mich auf eine Bank und blickte auf London hinab. Unter mir befand sich der ungewöhnliche Polyeder, der dem Londoner Zoo als Vogelhaus dient, dahinter St. Paul und die Wolkenkratzer der City. Noch weiter entfernt, kaum zu erkennen durch das frische Laub der Bäume, lag Canary Wharf.

Da wirbelten nun die Dekker-Ward-Leute ganz besonders hektisch, alle um den Nachweis bemüht, daß die vergangene Nacht ihre Arbeitskraft nicht beeinträchtigt hatte. Sie würden vielsagende Blick austauschen, ihren Kunden vorlügen, was Mexiko doch für ein wunderbares Land sei, die Aufträge notieren und die Profite einstreichen.

Ich ließ die letzten Wochen Revue passieren. Den *Favela*-Deal, die Geldwäsche, Daves Entlassung, meinen Vertrau-

ensbruch gegenüber Wojtek, das erbärmliche Geschehen der letzten Nacht. Jeden einzelnen dieser Vorfälle hätte ich verkraften können, aber zusammen machten sie mich elend.

Ich war nicht der richtige Mann für diesen Job. Eine Zeitlang konnte ich mir das Gegenteil einreden, aber nicht sehr lange. Oder ich mußte mich verändern, wie sich Jamie verändert hatte. So verändern, daß ich leichten Herzens lügen konnte, ignorieren, was ignoriert werden mußte, tun, was getan werden mußte. Wenn mein Gewissen das nicht verkraften würde, dann mußte ich eben auch mein Gewissen verändern.

Oder kündigen.

War das Feigheit vor dem Feind? Konnte ich die wirkliche Welt nicht ertragen? Die Geschäftswelt?

Das glaubte ich nicht, ehrlich nicht. Gewiß, der Angriff am Strand von Ipanema hatte mich erschreckt. Aber ich war mir sicher, daß das keinerlei Einfluß auf mein Urteilsvermögen hatte. Ich mußte mich mit den Tatsachen abfinden und einsehen, daß es ein Fehler gewesen war, bei Dekker Ward anzufangen. Es war ein totaler Mißerfolg. Zwar gebe ich Fehler nur höchst ungern zu, mein Stolz wehrt sich dagegen, aber in diesem Fall blieb mir schlicht und ergreifend keine andere Wahl.

Ricardo würde sagen, ein guter Trader weiß, wann er seine Verluste realisieren muß. Der Zeitpunkt war gekommen.

Um elf saß ich endlich an meinem Schreibtisch. Ich nickte Isabel zu.

»Na, einen schönen Abend gehabt gestern?« fragte sie kühl.

»Wohl kaum. Ich fand das Ganze ziemlich unerfreulich und habe mich schon früh verabschiedet.«

»Oh, ich versteh«, sagte sie und wandte sich wieder ihrer Arbeit zu. Sie glaubte mir natürlich nicht. Ich erzählte ihr genau das, was an diesem Morgen wahrscheinlich alle von sich gegeben hatten. Das machte mich wütend.

Ich dachte kurz daran, ihr zu berichten, was ich vorhatte, entschied mich dann aber dagegen. Wahrscheinlich würde sie mir sagen, daß ich töricht sei, daß ich mich mit den Tatsachen abfinden müsse. Und sie würde mir gute Gründe dafür nennen. Doch ich hatte meinen Entschluß gefaßt und wollte ihn mir nicht zerreden lassen.

Jamie kam eilig herüber. Er schien ungehalten zu sein.

»Hast du eine Ahnung, wie spät es ist, Nick? Wir sind alle seit sieben da. Du mußt zeigen, daß du eine anstrengende Nacht wegstecken kannst.«

»Nein«, sagte ich, »muß ich nicht.«

Jamie blickte mich an, als wäre ich ein bockiges Kind. »Übrigens, was gestern abend angeht«, sagte er so leise, daß niemand anders es hören konnte. »Du weißt, ich nehme sonst keine Drogen. Nur, wenn es sein muß.«

»Ich weiß«, sagte ich grimmig.

»Und diese Mädchen. Ich habe keine angerührt. Mich nur ein bißchen unterhalten. Du weißt schon.«

»Klar.«

»Du erzählst Kate doch nichts davon, oder? Wirklich, du hättest bleiben sollen.«

Jetzt verstand ich auch, warum Jamie mich so ungern hatte gehen sehen. Er hätte mich gern als Komplizen gehabt. Dann hätte er sich besser gefühlt.

Ich seufzte. »Ich erzähle Kate schon nichts«, sagte ich. Würde ich auch nicht. So sauer ich im Augenblick auch war, in die Pfanne hauen würde ich ihn deshalb noch lange nicht.

Jamie schien erleichtert. »Gut. Wir sehen uns später.«

Als er ging, kam Ricardo herüber. Er zog sich einen Stuhl heran und setzte sich.

»War ein bißchen spät heute morgen, nicht wahr?«

»Tut mir leid«, sagte ich.

»Ganz egal, was am Abend vorher war, Sie müssen um sieben Uhr antreten. Das ist hier so etwas wie ein ungeschriebenes Gesetz. Eine Frage der Ehre.«

»Es waren zwei Abende«, sagte ich.

»Ach ja, Ihren polnischen Freund hatte ich ganz vergessen. Es hat mich übrigens sehr gefreut, daß die Abwertung so rasch erfolgte. Gute Arbeit. Fakt ist jedoch, daß Sie manchmal sieben derartige Abende hintereinander haben werden, vor allem auf Reisen.«

Es war eine milde Abmahnung. Eine Vorwarnung. Aber das hatte keine Bedeutung mehr für mich.

Ich mußte es ihm jetzt sagen. Solange ich noch fest dazu entschlossen war. Bevor ich Gelegenheit hatte, lange darüber zu grübeln. Merkwürdig, als Ricardo so vor mir saß, kam mir die Entscheidung plötzlich viel persönlicher vor. Als hätte ich die Absicht, ihn im Stich zu lassen.

Genug! Ich mußte es ihm auf der Stelle sagen.

Doch er hatte schon wieder das Wort ergriffen. »Es ist an der Zeit, daß Sie richtige Arbeit bekommen. Isabel fliegt nach Brasilien, und ich möchte, daß Sie sie begleiten.«

Ich hielt den Mund und hörte zu.

»Die Stadt São Paulo ist sehr an einem eigenen *Favela*-Deal interessiert. Und es ist eine gute Gelegenheit, unsere Freunde in Brasilien von den Vorzügen Mexikos zu überzeugen. Sie haben Jamie eine ganze Woche lang über das Geschäft reden hören, also haben Sie dafür ja den entsprechenden Schwung.«

Nach Brasilien. Mit Isabel! Das hörte sich nicht schlecht an. Vielleicht konnte die Kündigung ja noch warten, bis ich zurück war.

»Das heißtt, falls Sie damit einverstanden sind«, sagte Ricardo. »Nach dem, was Ihnen das letzte Mal zugestoßen ist, hätte ich Verständnis dafür, wenn Sie es nur ungern tun würden.«

Der Gedanke machte mich ein bißchen nervös, gewiß. Aber wenn ich vorsichtig war, würde mir schon nichts passieren. Und obwohl ich kündigen wollte, hatte ich keine Lust, vor Ricardo, oder mir selbst, als Feigling dazustehen.

»Nein, nein, das ist schon in Ordnung. Wann fliegen wir?«

»Heute abend.«

»Heute abend?«

»Was ist? Sie haben doch ausgeschlafen heute morgen.«

Er lächelte und ging an seinen Schreibtisch zurück. Ich blickte zu Isabel hinüber, die zugehört hatte. »Ist es Ihnen recht?« fragte ich. Ich hatte den Eindruck, daß sie sich seit einer Woche von mir fernhielt. Und daß ich gestern abend mit von der Partie gewesen war, hatte sicherlich meinen Sympathiewert bei ihr nicht gerade steigen lassen.

Doch sie lächelte. »Natürlich. Das ist sehr vernünftig. Sie kennen die Einzelheiten des Rio-Deals. Und Ricardo hat

völlig recht, Sie wissen viel mehr über Mexikos Wunder als ich.«

Die Ironie entging mir nicht. »Eine phantastische Anlagentmöglichkeit«, sagte ich.

Sie raffte einen Stapel Papiere auf ihrem Schreibtisch zusammen und reichte ihn mir. »Hier, kopieren und lesen Sie das. Wir sehen uns um halb neun in Heathrow, Terminal drei. Der Flug geht um zehn. Die Tickets habe ich.«

»Okay«, sagte ich und trollte mich zum Kopierer.

Als ich später das Büro verließ, blieb ich an Jamies Schreibtisch stehen.

»Ich gehe. Ich fliege heute abend nach Brasilien.«

»Ehrlich?« Er runzelte die Stirn. »Sei diesmal ein bißchen vorsichtiger.«

»Keine Sorge«, sagte ich. »Ich paß schon auf.«

»Fliegst du wieder mit Isabel?«

»Ja.«

»Na, dann viel Spaß.« Er grinste.

Ich wollte schon antworten »Aber sicher doch!«, hielt aber aus irgendeinem Grunde inne und begnügte mich mit: »Man wird sehen.«

SECHZEHN

Das Flugzeug setzte zum Anflug auf São Paulo an. Durch das Fenster blickte ich auf die zweitgrößte Metropole der Erde hinab. Zwanzig Millionen Menschen leben im Großraum São Paulo. So weit das Auge reichte, erstreckten sich niedrige Häuser mit roten Dächern. Dazwischen schossen Hunderte, wenn nicht gar Tausende von Wolkenkratzern empor, wie weiße Triebe im Vorfrühling. Sie traten in Haufen auf, als wären einem unachtsamen Säer hier ein paar Körner heruntergefallen und dort ein paar. Am Horizont, zwischen dem Braunrot der Stadt und dem Blau des Himmels, verlief ein dicker, dunkelgrauer Smogstreifen. Als wir zur Landung ansetzten, erhielt das Bild durch das graue Band eines Flusses und einige Dutzend Industriegebiete zusätzliche Konturen. Ganz niedrig flogen wir über einen See von außerordentlich kalkigem Grün. Rio wurde von einem Gott in einem Augenblick höchster Inspiration erschaffen, São Paulo von einem Menschen bar jeder Inspiration.

São Paulo ist das Wirtschafts- und Finanzzentrum Brasiliens. Die *Paulistas* vergleichen ihre Stadt gerne mit New York, und tatsächlich vermittelte die Stadt mit ihren langen, von Wolkenkratzern gesäumten Boulevards einen äußerst geschäftsmäßigen Eindruck. Männer in Anzügen eil-

ten vorbei, während sich der Verkehr hektisch durch das riesige Netz von Schnellstraßen schob. Es galt, viel Geld zu machen und eine Menge Arbeit zu erledigen, und trotz dreißig Grad und hoher Luftfeuchtigkeit waren die *Paulistas* gewillt, das zu tun.

Wir suchten Humberto Alves' Amtsbruder in der Finanzbehörde von São Paulo auf. Die *Paulistas* hatten ein anderes Modell zur Sanierung der *Favelas* entworfen, das sogenannte Cingapura-Projekt. Es beruhte auf einer Idee, die angeblich in Singapur entwickelt worden war, daher der Name. Das Grundprinzip war die »Vertikalisierung«: Man riß die Behelfsbauten ab und ersetzte sie durch moderne Hochhäuser. Das Ganze machte auf mich einen wesentlich seriöseren Eindruck als das Rio-Projekt.

Sie brannten darauf weiterzukommen. Das Cingapura-Projekt war seit einigen Jahren angelaufen, doch nun waren der Stadt die Mittel für weitere Bauten ausgegangen. Isabels clevere Trust-Idee kam da wie gerufen, eine geeignete Möglichkeit, um dem World Development Fund die Mittel zu entlocken, die man dringend brauchte, um die nächste Phase in Angriff nehmen zu können. Nachdem der Rio-Deal geplatzt war, wären São Paulos Anleihen die ersten auf dem Markt, was die ganze Idee noch reizvoller machte.

Am Freitag und sogar am Samstag hatten wir Verabredungen mit Vertretern der Stadt. Das zeigte, wie sehr ihnen an dem Deal gelegen war. Im Laufe des Tages wuchs bei Isabel und mir die Spannung, als wir merkten, daß das Geschäft offenbar tatsächlich zustande kam. Von Bloomfield Weiss weit und breit keine Spur. Nach ihrem beschämen-

den Rückzug aus dem Rio-Geschäft hätte São Paulo ein Angebot von ihrer Seite wohl kaum ernstgenommen.

Es war ein anstrengender Tag, aber wir arbeiteten gut zusammen. Während der Nacht hatte ich mich durch den Stapel von Dokumenten gearbeitet, die Isabel mir im Flugzeug gegeben hatte. Ich war gut vorbereitet, und wir waren ein vorzügliches Team. Rasch hatte ich begriffen, wie sie vorging, und sie akzeptierte mich als vollwertigen Partner. Zwar fühlte ich mich Dekker Ward gegenüber nicht mehr im geringsten verpflichtet, doch Isabel wollte ich auf keinen Fall enttäuschen. Abgesehen davon hatte mich ihre Begeisterung angesteckt, und ich glaubte an das, was sie tat.

Um halb neun Uhr abends waren wir endlich fertig. Nachdem wir uns für den nächsten Morgen um neun verabredet hatten, ließen wir uns in die Sitze unseres Taxis fallen, gleichermaßen erschöpft wie aufgedreht.

»Wußten Sie, daß São Paulo die besten japanischen Restaurants außerhalb Japans hat?« fragte Isabel.

»Nein, wußte ich nicht.«

»Möchten Sie eines ausprobieren?«

»Klar.«

Sie beugte sich nach vorn zum Taxifahrer. »Liberdade.«

In der Nähe eines lebhaften Straßenmarkts stiegen wir aus. Der Duft von Gewürzen und gebratenen Speisen erfüllte die warme Nachtluft. Um uns her entfaltete sich ein buntes Völkergemisch: Brasilianer weißer, schwarzer und brauner Hautfarbe, Japaner, Koreaner. Nachdem wir den ganzen Tag über im Auto umhergefahren waren, tat einem der Anblick so vieler Fußgängern richtiggehend gut. Eine imposante Schwarze kam mit ihrem vierjährigen Sohn

vorbei. Als sie meinen Blick bemerkte, zwinkerte sie mir zu und sagte auf englisch: »Na, Kleiner?«

In meiner Naivität war mir nicht in den Sinn gekommen, daß sie Mutter und Hure zugleich sein konnte. Verlegen wandte ich den Blick ab.

Isabel führte mich in eine Straße, die von japanischen Schriftzeichen dominiert wurde. Man schätzt, daß mehr als eine Million Japaner in São Paulo leben. Außerdem gibt es viele Bewohner aus dem Nahen Osten. Auf einem Schild wurde Habibs Fast Food auf englisch und japanisch angepriesen. Irgendwie schien mir das typisch für Brasilien zu sein.

Wir kamen an ein Tor aus knorrigem Holz, das in einen winzigen japanischen Garten führte. Im Inneren des Gebäudes befand sich ein Restaurant, das in gemütliche Nischen unterteilt war. Ein großer Japaner hantierte ausgesprochen aufreizend mit riesigen Messern. Unwillkürlich zuckte ich zusammen, als ich sah, wie er die Klingen wirbeln ließ. Jeden Augenblick rechnete ich damit, daß sich auf der Platte vor ihm ein menschlicher Finger dem rohen Fisch hinzugesellen würde.

Die Tische waren besetzt mit Brasilianern. Nach kurzer Wartezeit wurden wir in eine kleine Nische für zwei geführt.

»Nun, es sieht so aus, als würde der *Favela*-Deal doch noch klappen«, sagte Isabel.

»Das muß er auch. Sie haben es verdient.«

»Danke. Es ist schön, mit jemandem zusammenzuarbeiten. Normalerweise mache ich das Ganze allein. Aber ich finde, wir sind ein ausgezeichnetes Team.«

Sie lächelte mich an, ein unschuldiges Lächeln, aber irgendwie doch ermutigend.

»Das sind wir. Schade, daß ich die Sache mit Ihnen nicht zum Abschluß bringen kann.«

»Nicht? Warum nicht?« Angenehm überrascht, sah ich die Enttäuschung auf Isabes Gesicht. Eigentlich war ich auch enttäuscht.

»Ich kündige, sobald wir wieder in London sind.«

»Wirklich? Warum?«

»Vielleicht erinnern Sie sich noch. Wir haben schon darüber gesprochen. Ich kann mich mit Ricardos Methoden einfach nicht anfreunden.«

Isabel senkte den Blick. »Verstehe«, sagte sie.

Eine Kellnerin nahm unsere Bestellung entgegen. Ich studierte die Speisekarte und orderte Tempura, Isabel Sushi.

»Was werden Sie dann tun?« fragte sie.

Ich zuckte mit den Achseln. »Meine Dissertation beenden, nehme ich an. Einen Job suchen.«

»Das hört sich nicht gerade sehr optimistisch an.«

»Ist es auch nicht. Eigentlich bin ich auf die Stellung bei Dekker Ward angewiesen. Und auf das Geld. Ich kriege für meine Eigentumswohnung nicht soviel, daß ich die Hypothek zurückzahlen kann. Deshalb muß ich sie vermieten, müßte aber schon viel Glück haben, um von der Miete die Hypothekenraten bezahlen zu können. Und Jobs gibt es für Leute meiner Qualifikation so gut wie gar nicht. Trotzdem wird es schön sein, wieder an der Dissertation zu arbeiten.«

Isabel nickte verständnisvoll. Dabei war es für sie, mit einem millionenschweren Vater und einem üppigen eige-

nen Gehalt im Hintergrund, sicherlich nicht einfach, sich in meine Lage zu versetzen. Aber es schien ihr zu gelingen.

»Tut mir leid, daß es für Sie nicht geklappt hat, Nick.«

»Mir auch. Ich bin ziemlich fertig.«

»Trotzdem glaube ich, daß Sie sich richtig entschieden haben. Ich weiß, ich kann das leicht sagen. Ich habe keine Geldprobleme. Aber ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie sich auf die Dauer mit Dekker Ward hätten arrangieren können.«

»Und was ist mit Ihnen?«

Sie lächelte. »Eine sehr unbequeme Frage.«

»Tut mir leid. Ich hätte nicht fragen sollen.«

»Ach was, das ist völlig in Ordnung. Ich denke, ich versuche mir immer noch zu beweisen, daß ich der Sache gewachsen bin. Ich mag einfach nicht aufgeben. Und hin und wieder, an Tagen wie heute zum Beispiel, kommt mir die Arbeit auch sinnvoll vor.«

»Na dann«, sagte ich und hob das Glas, »viel Glück dabei!«

»Viel Glück für Sie«, erwiderte sie und hob ebenfalls das Glas. Und dann: »Du wirst mir fehlen.«

Der Satz blieb zwischen uns hängen. Einen Augenblick sah sie verlegen aus, als hätte sie ihn gern zurückgenommen, doch dann ließ sie ihn stehen, herausfordernd, und blickte mir in die Augen, so daß ich wußte, was sie meinte, und daß es ihr nichts ausmachte, daß ich es wußte.

Mein Herz machte förmlich einen Sprung. Das geschäftige Treiben des Restaurants drang nicht mehr an meine Augen und Ohren. Es gab nur noch Isabel, wie sie da vor mir saß.

Beide schwiegen wir. Wahrscheinlich grinste ich ziemlich töricht. Isabel senkte den Blick, als die Kellnerin ihr eine Suppentasse vorsetzte, sah dann wieder hoch und lächelte. Ich hatte das Gefühl, in dieses Lächeln, diese großen dunklen Augen zu stürzen.

Dann kicherte sie, wir entspannten uns wieder und konzentrierten uns auf die Suppe.

Die Taxifahrt ins Hotel dauerte eine halbe Stunde. Es war spät, und der Tag war lang gewesen. Wir waren beide müde. Isabel ließ ihren Kopf auf meine Schulter sinken und schloß die Augen. Ich rührte mich nicht von der Stelle und verkrampfte völlig – zu deutlich war mir die Nähe ihres Körpers bewußt. Da war der leichte Druck ihrer Schultern und ihres Kopfes, während uns ein Hauch ihres Parfüms umgab, das für mich längst mit ihrer Erscheinung verschmolzen war. Eine Strähne ihres dunklen Haars hatte sich gelöst und kitzelte mich am Kinn. Ich ließ sie dort.

Als das Taxi vor dem Hotel hielt, öffnete sie die Augen. Es war Mitternacht. Der Fahrstuhl erwartete uns. Diesmal lagen beide Zimmer auf dem gleichen Stockwerk. Als der Lift langsam nach oben fuhr, blickte Isabel mir in die Augen und lächelte scheu.

Eine atemlose Minute später waren wir in ihrem Zimmer. Sie sah mir zu, während ich mich auszog. Ungeduld und Nervosität ließen meine Hände zittern. Als ob es ein schwieriges Stück Arbeit wäre, Hemd und Hose aufzuknöpfen und die Socken abzustreifen.

Sie lachte und entledigte sich ihrer Kleider rasch und mühelos. Schon saß sie nackt auf dem Bett, ein Bein unter

das Gesäß gezogen, während ihre kleinen, runden Brüste mich fixierten. Ich küßte sie. Weiche, sanft geschwungene Lippen und eine rasche Zunge antworteten mir. Als sie mich berührte, kam ich ihr ungeduldig entgegen. Ich zog sie an mich, und ihr Körper war leicht und biegsam. Behutsam und zärtlich ließ ich meine Hände wandern. Sie erschauerte leicht unter den Berührungen.

Dann war sie mit weichen, fließenden Bewegungen über mir. Ihr Körper schimmerte blaß im Widerschein der Straßenbeleuchtung, der das Zimmer in verführerisches Halbdunkel tauchte. Schließlich fiel die Spannung von unseren Körpern ab. Ihre Augen waren wie dunkle Seen, als sie durch ihr herabfallendes Haar auf mich herunterblickte. Sie seufzte und ließ den Kopf auf meine schwer atmende Brust sinken. Ihr Körper war wieder so leicht wie zuvor.

Ich schlang die Arme um sie.

»Schön war das, Nick«, sagte sie etwas später.

»Hmm.«

Sie ließ die Finger über die Narbe auf meiner Brust gleiten, deren Heilung rasche Fortschritte machte.

»Bleib, wo du bist.« Sie rollte sich von mir herunter und kletterte aus dem Bett. Ich folgte ihr mit den Augen, als sie durchs Zimmer ins Badezimmer ging. Nackt wirkte ihr Körper biegsam und geschmeidig beim Gehen.

Zwei Minuten später war sie wieder da, trank ein Glas Mineralwasser aus der Flasche auf dem Tisch und setzte sich dann mit gekreuzten Beinen neben mich.

»Starr mich gefälligst nicht so an!« sagte sie.

»Tut mir leid. Ich kann einfach nicht anders.«

»Ich kriege Komplexe.«

»Mach dich nicht lächerlich. Du hast eine phantastische Figur.«

»Ich bin wahrscheinlich die einzige Frau in Rio, die sich noch keiner Schönheitsoperation unterzogen hat.«

»Was du nicht sagst.«

Sie nickte. »Jeder macht das.«

»Und was würdest du bei dir korrigieren wollen?«

»Oh, zuerst würde ich die hier in Ordnung bringen lassen.« Sie deutete auf ihre Nase. »Außerdem müßte mein Hintern geliftet werden. Hier. Meine Brüste sind soweit in Ordnung.«

»Ja, doch, deine Brüste sind in Ordnung. Wenigstens etwas«, sagte ich mit einem schwer ironischen Unterton. Sie schlug mit einem Kissen nach mir.

Ich richtete mich neben ihr auf und trank einen Schluck Wasser. »Weißt du, in den letzten beiden Wochen bin ich nicht schlau geworden aus dir. Ich wußte zu keinem Zeitpunkt, was du von mir hältst.«

»Ich mochte dich«, sagte sie.

Ich lächelte. »Na ja, das habe ich gehofft. Aber du warst so auf Distanz bedacht. Ich habe mir nicht sonderlich große Chancen ausgerechnet.«

»Tut mir leid. Du hast recht. Ich meine, ich hätte mich gern öfter mit dir getroffen, andererseits wollte ich nicht noch einmal etwas mit einem Kollegen anfangen. Deshalb ... ich war verwirrt.«

Es lag mir auf der Zunge, sie zu fragen, ob es an meiner geplanten Kündigung lag, daß wir jetzt hier waren, fand dann aber die Frage unfair. Und das war nun wirklich das letzte, was ich sein wollte.

»Noch einmal«, hatte sie gesagt. »... noch einmal etwas mit einem Kollegen anfangen.« Was steckte dahinter?

»Jamie hat mir eine ziemlich merkwürdige Geschichte erzählt«, sagte ich.

»Das überrascht mich nicht.«

»Es ging um dich und Eduardo.«

Isabel warf den Kopf in den Nacken und lachte. »Das hast du doch nicht geglaubt, oder?«

»Es erschien mir reichlich unwahrscheinlich. Ricardo, das wäre etwas anderes gewesen.«

Ein Schatten glitt über Isabels Gesicht. Unter normalen Umständen wäre es mir nicht aufgefallen. Doch in unserer Situation ...

»Sag, daß es nicht wahr ist!«

Ich konnte sehen, daß Isabel es in einem ersten Impuls gern geleugnet hätte. Aber dann wurde ihr klar, daß es zu spät war.

»Doch.«

»Oh.«

»Es hat nicht lange gehalten.«

»Ich verstehe. Du mußt es mir nicht erzählen. Es geht mich auch überhaupt nichts an.«

»Nein, so habe ich das nicht gemeint. Ich möchte ja mit jemandem einmal darüber reden können.«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Es war, kurz nachdem ich bei Dekker Ward angefangen hatte. Ricardo und ich wurden von dem Vorsitzenden einer Bank in São Paulo übers Wochenende zum Skilaufen nach Aspen eingeladen. Ricardo war in großartiger Stimmung.

Dekker Ward hatte gerade das beste Jahr in der Geschichte des Unternehmens hinter sich. Unser Gastgeber bestand darauf, daß wir Ski liefen und nicht übers Geschäft sprachen. Also taten wir, wie uns geheißen. Irgendwie funkte es zwischen Ricardo und mir. Ich weiß, daß Ricardo alle Menschen beeindruckt, aber ich glaube wirklich, bei mir war es anders.«

Sie blickte mich an, um zu sehen, ob ich ihr glaubte. Ich tat es. »Erzähl weiter.«

»Ich meine, ich war hin und weg. Wahrscheinlich gar nicht so überraschend. Aber er hat mich angeschaut wie ... wie du mich anschauest.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich diesen Vergleich gut finden soll.«

Sie überhörte meinen Einwurf. »Jedenfalls schliefen wir miteinander, und in den nächsten Monaten unternahmen wir ein paar Dienstreisen zusammen.«

»Und wie hat Luciana das Ganze aufgenommen?«

»Sie hat es nie herausgefunden.«

»Glück für dich. Ich möchte nicht in der Schußlinie stehen, wenn ihr Temperament mit ihr durchgeht.«

»Aber sie betrügt ihn doch auch. Jeder in der Firma weiß das. Von Ricardo einmal abgesehen. Frag deinen Freund Jamie.«

Ich runzelte die Stirn.

»Okay, du hast recht. Ich hätte es nicht tun sollen. Und es wird mir sicherlich nicht noch einmal passieren. Vor allem nach dem, was dann kam.«

»Was ist passiert?«

»Er hat mich eiskalt abserviert.«

»Autsch!«

»Es schmerzt noch immer.« Ich drückte ihr die Hand. »Er sagte, das Ganze sei von Anfang an sein Fehler gewesen. Er sei seiner Frau zum erstenmal untreu geworden. Er setze damit nicht nur seine Ehe, sondern auch seine berufliche Stellung aufs Spiel. Mit einem Mitglied seines Teams zu schlafen, verstöße gegen den Kodex.«

»Recht hat er.«

»Du weißt, wie kontrolliert er agiert. Normalerweise gibt es nichts Wichtigeres für ihn als Dekker Ward. Und er philosophiert auch gern über die Bedeutung des Familienlebens, obwohl er Luciana fast nie zu Gesicht bekommt. Ich glaube, das ist eine Art Fiktion, die er sich geschaffen hat.«

»Hast du es ihm abgenommen? Daß du sein einziger Fehlritt warst, meine ich?«

»Ja, obwohl das natürlich genau das ist, was jede unterbelichtete Geliebte glauben möchte. Aber ich denke, in diesem Fall entspricht es einigermaßen den Tatsachen. Er war wohl wirklich bestürzt darüber, daß ihn seine Selbstkontrolle abhanden gekommen war. Es ist ihm gewiß nicht noch einmal passiert.«

Ich starrte an die Decke und versuchte, mich mit der Vorstellung einer Beziehung zwischen Isabel und Ricardo auseinanderzusetzen. Ich kann nicht sagen, daß sie mir gefiel. Sicherlich war da auch Eifersucht mit im Spiel, aber es war weit mehr als nur das. Ricardo sollte eigentlich aus meinem Leben verschwinden, aber statt dessen gewann er einen immer größeren Einfluß.

»Was habt ihr heute für eine Beziehung?« fragte ich.

Sie seufzte. »Oh, eine strikt professionelle. Er ist freund-

lich und behandelt mich genauso wie alle anderen. Ich versuche, es ihm gleichzutun, aber es gelingt mir nicht immer.«

»Und woher kommen die Gerüchte über dich und Eduardo?«

»Ich glaube, die anderen haben gemerkt, daß irgend etwas mit mir war. Sie haben einfach auf den falschen Ross getippt. Das ist alles.« Sie erschauerte. »Beim bloßen Gedanken daran kriege ich eine Gänsehaut.«

»Und seit Ricardo?«

»Niemand. Bis jetzt.« Sie sah mich an und lächelte. Ich war ihr mit Haut und Haaren verfallen.

»Weißt du, ich sollte das wirklich nicht tun«, sagte sie, während sie sich über mich beugte und mich küßte.

Aber sie tat es doch. Noch zweimal.

Unser Hotel lag zwischen dem nach Umweltsünden stinkenden Fluß Pinheiros und einer Stadtautobahn. Der Tagesanbruch färbte den Smog von São Paulo rötlich. Von unserem Fenster aus konnte ich ein Stück Brachland einsehen, das von einem Fußballfeld und einer kleinen *Favela* mit Beschlag belegt worden war. Isabel behauptete, es gäbe sowieso keine hübschen Viertel in São Paulo, und dieses Hotel sei sehr komfortabel und liege günstig zum Flughafen.

Ich ging auf mein Zimmer mit dem unberührten Bett, zog mich um und war ein paar Minuten später wieder zurück, um Isabel abzuholen.

Sie lachte, als sie mich sah. »Du siehst schrecklich aus.«

Ich blickte in den Spiegel. Ich hatte dunkle Ringe, die ins

leicht Gelbliche spielten, unter den Augen. Ich sah Isabel an. »Du siehst auch nicht gerade taufrisch aus.«

Sie gähnte und rekelte sich. Hinreißend sah sie aus. Müde, aber hinreißend.

»Was werden sie bloß in der Stadtverwaltung von uns denken?« fragte ich. »Vielleicht glauben sie, daß wir die ganze Nacht an dem Projekt gearbeitet haben.«

Isabel lachte. »Das würden sie, wenn sie Engländer wären. Aber sie sind Brasilianer. Sie werden annehmen, daß wir es die ganze Nacht miteinander getrieben haben.«

»Oh, mein Gott!«

Isabel lachte erneut. »Mach dir deswegen keine Sorgen. Das hat nichts zu sagen. Im Gegenteil, ich glaube sogar, ihnen wird der Gedanke gefallen.« Sie schlang die Arme um meinen Hals und gab mir einen langen, sehnsüchtigen Kuß.

Ich nehme an, sie haben es geahnt, aber es schien ihnen nichts auszumachen. Es folgte ein weiterer Tag voll harter Arbeit, und wir erzielten gute Fortschritte. Um sechs machten wir Schluß. Isabel und ich verbrachten den Samstag abend in São Paulo im Bett und ließen uns vom Zimmerservice bringen, was wir brauchten, um bei Kräften zu bleiben.

Für Isabel, die *Carioca*, war die Aussicht, ein ganzes Wochenende in São Paulo verbringen zu müssen, eine entsetzliche Vorstellung, daher schlug sie vor, am Sonntag morgen nach Rio zu fliegen und am Montag die erste Maschine zurück nach São Paulo zu nehmen. Sie wolle mir den Strand zeigen, sagte sie, und zum Dinner könnten wir ihren Vater treffen.

Anfänglich sträubte ich mich ein wenig dagegen. Aber Isabel versicherte mir, daß der Strand, den sie im Auge hatte, vollkommen sicher sei. Aller Wahrscheinlichkeit nach würden wir mit ihrem Vater im Rio Yacht Club essen, der von einem privaten Sicherheitsdienst bewacht wurde. Schließlich willigte ich ein, ein bißchen beschämmt über meine Nervosität.

Ich dachte, ich würde Rios Strände kennen, aber ich irrte mich. Der Ponte war ein fünfhundert Meter langer Abschnitt der Barra de Tijuca, eines Strandes, der an Ipanema anschließt. Ich erschien dort bewaffnet mit einem Handtuch, einem Buch und einer genauen Vorstellung, wie ich meinem bleichen Körper zu einem leichten Braunton verhelfen wollte. Doch es kam alles ganz anders.

Der Strand war überfüllt, überfüllt mit schönen braunen Körpern. Alle Männer präsentierten sich mit eindrucksvoll definierten Muskeln, das Produkt regelmäßigen Krafttrainings. Die Frauen zeigten viel glatte und gebräunte Haut, hinreißend zur Geltung gebracht von Bikinis, die beinahe alles entblößten. In Brasilien steht und fällt die Schönheit mit den Pobacken; aus diesem Grund sind die Badeanzüge so geschnitten, daß sie diese in ihrer ganzen Pracht zur Schau stellen.

Isabel, die einen dieser Bikinis aus modernen Kunstfasern trug, sah sensationell aus. Es war fast unmöglich, sie nicht anzustarren. Nein, es war unmöglich. Also tat ich es.

Doch wirklich außergewöhnlich am Ponte war der Umstand, daß sich niemand in den Sand legte, um in der Sonne zu braten oder ein Buch zu lesen, wie man es von europäischen Stränden gewohnt ist. Alle saßen, hockten oder

standen und unterhielten sich. Es war ein Höllenspektakel. Ich schloß die Augen: Das Schnattern, Gelächter und pausenlose Piepsen der Handys hörte sich an, als befände man sich in einem überlaufenen Café.

Alle schienen sie Isabel irgendwie zu kennen und nahmen mich freundlich auf. Trotz meiner grotesk bleichen Haut fühlte ich mich rasch heimisch. Das lokale Strandbier floß in Strömen. Ich entspannte mich und ließ mich vom liebenswürdigen Charme der *Carioca*-Gastfreundlichkeit gefangennehmen.

Neugierig beobachtete ich Isabel und ihre Freunde. Sie erschien mir viel lockerer als bei Dekker Ward. Sie lächelte, lachte, klatschte und stritt sich mit bezaubernder Unbefangenheit. Es war, als hätte sich die wirkliche Isabel, die Isabel, von der ich bisher nur einen flüchtigen, rauschhaften Eindruck gewonnen hatte, plötzlich aus dem übermächtigen Schatten von Dekker Ward gelöst.

Um vier brachen wir auf und fuhren ins Copacabana Palace Hotel zurück. An einer Kreuzung mußten wir halten. An der Ecke lehnten zwei Polizisten lässig an ihrem blauweißen Einsatzwagen. Sie trugen Baseballkappen, dunkle Brillen und auf den Hemden kleine Schildchen mit ihren Vornamen. Direkt unter ihren Augen boten kleine Mädchen ohne sonderlich großen Erfolg ihre Dienste im Reinigen von Windschutzscheiben an. Hinter ihnen stand ein großer, schäbig gekleideter Mann vor einem geparkten Auto und pinkelte gegen dessen Seitenfenster. Ungerührt rauchten die Polizisten ihre Zigaretten.

Weiter ging es am Strand von Ipanema vorbei, wo ich niedergestochen worden war. Die *Favela* auf der Klippe

über dem Strand machte einen belebten, aber friedlichen Eindruck. Irgendwo dort mußten sich unsere Angreifer befinden.

Isabel sah meine Anspannung und drückte mir die Hand. »Versuche es ganz einfach zu vergessen«, sagte sie.

»Gar nicht so leicht.« Ich schluckte. Den Rest der Fahrt verbrachten wir in Schweigen.

Im Hotel kam Isabel zu mir aufs Zimmer. Wir liebten uns langsam und hingebungsvoll, die Hitze der Sonne und des Sandes in uns. Hinterher, als Isabels schwarzes Haar wie ein leichtes, weiches Tuch auf meiner Brust lag, stellte ich ihr eine Frage, die mit einem Mal sehr wichtig für mich geworden war.

»Isabel.«

»Ja?«

»Werde ich dich wiedersehen? Ich meine, wenn wir wieder in London sind?«

Sie hob den Kopf und sah mir lächelnd in die Augen.
»Natürlich, du Dummkopf.«

Ich zog sie wieder an meine Brust. »Gut.«

Während ich ihr übers Haar strich, überlegte ich, wie sich unsere Beziehung wohl in der Zukunft entwickeln würde. Bisher hatte es nur eine ernsthafte Beziehung in meinem Leben gegeben, die zu Joanna. Fünf Jahre hatte sie gedauert, fünf Jahre, die mir nun vergeudet erschienen. Natürlich war es hin und wieder auch schön gewesen mit ihr, aber das waren Augenblicke, an die ich mich kaum mehr erinnerte. Woran ich mich erinnerte, das waren die täglichen Machtkämpfe, in denen es um Kleinigkeiten ging. Immer hatte ich Joanna nachgegeben, weil ich die

Anlässe zu lächerlich fand. Als sie sich dann mit Wes aus dem Staub gemacht hatte, war mir meine frisch erworbene Unabhängigkeit ganz wunderbar erschienen.

Seither hatte ich es vermieden, eine neue Beziehung einzugehen. Ich war zwar mit Frauen ausgegangen, hatte mich aber stets frühzeitig wieder zurückgezogen. Ich fürchtete eine ernsthafte Bindung und wachte ängstlich über meine Unabhängigkeit.

Isabel war so ganz anders als Joanna, zumindest als die Joanna, an die ich mich noch erinnerte. Isabel war eine starke, unabhängige Frau, aber sie war auch natürlich, freundlich und warmherzig. Und sie war sehr schön.

Sie ist das Risiko wert, sagte ich mir, als hätte ich überhaupt noch die Wahl. Es war längst um mich geschehen. Meine Gefühle hatten sich verselbständigt. Ich freute mich auf die Zeit, die vor uns lag.

Aber natürlich gab es da auch noch den Beruf. Obwohl Dekker Ward weit weg zu sein schien, mußten wir uns am nächsten Tag in São Paulo wieder an die Arbeit machen. Dann würden wir nach London fliegen, und ich würde kündigen. Ich fragte mich, wie Ricardo es aufnehmen würde. Nicht sehr gut vermutlich. Und Eduardo? Mir war bei dem Gedanken alles andere als wohl in meiner Haut.

»Stimmt es, daß Eduardo schon mal jemand umgebracht hat? Einen Studenten?« fragte ich.

Isabel antwortete nicht gleich. Ihr Kopf lag regungslos auf meiner Brust.

»Nein«, sagte sie schließlich.

»Überrascht hätte es mich nicht, aber es ist wohl auch nur so ein Mythos.«

»Nicht ganz.«

Schweigend wartete ich darauf, daß sie fortfuhr.

»Ricardo war es, der den Studenten getötet hat.«

»Ricardo?«

Sie stützte sich auf die Ellenbogen. »Ja, es war ein Unfall, für den niemand etwas konnte. Auf einer Party in Caracas. Der andere Bursche war betrunken und wollte Ricardo verprügeln, weil sich dieser angeblich an seine Freundin rangemacht hatte. Ricardo traf ihn härter, als von ihm beabsichtigt. Der andere ging rückwärts über den Balkon, fiel vier Stockwerke tief. Scheußliche Geschichte.«

»Dann hatte Eduardo nichts damit zu tun?«

»Ein bißchen schon. Die Zeugen waren alle mit dem Studenten und weniger mit Ricardo befreundet. So kam es, daß die Polizei Ricardo ins Gefängnis steckte. Sie waren gerade dabei, ihn zu einem Geständnis zu ›überreden‹, als Eduardo kam und alles regelte.«

»Wie?«

»Weiß ich nicht. Aber Eduardo hatte schon immer ein besonderes Geschick für die Handhabung von dererlei Situationen gehabt. Jedenfalls war Ricardo im Handumdrehen wieder auf freiem Fuß.«

»Hat Ricardo dir das erzählt?«

»Ja, er fühlt sich noch immer schuldig. Und Eduardo ist er sehr dankbar.«

»Wenn ich nichts glaube, das glaube ich sofort.« Ich konnte ihm seine Schuldgefühle tatsächlich gut nachfühlen. Eines Abends in Oxford hatte Jamie mit einem zwei Meter großen Rugbyspieler von der Universität Kapstadt Streit bekommen. Größe ist noch nie ein Argument für

Jamie gewesen. Das macht seinen Kopfstoß nur noch wirkungsvoller. Der Südafrikaner taumelte rückwärts auf die Straße. Ein Lieferwagen, der mit hohem Tempo die leere High Street entlangschoß, kam mit quietschenden Bremsen zum Halten. Vorher erwischte er den Südafrikaner, aber nicht schlimm. Dem war nichts passiert. Doch wenn der Fahrer nicht so geistesgegenwärtig reagiert hätte ...

»Diese eigenartige Beziehung, die Eduardo und Ricardo zueinander haben«, sagte ich, »hat wahrscheinlich darin ihren Grund.«

»Nicht nur darin. Ich glaube, es hat auch viel mit ihrem Vater zu tun. Anscheinend war der ein ziemlich erfolgreicher Geschäftsmann. Die Brüder haben ihn nicht viel zu Gesicht bekommen. Genausowenig wie die Mutter, die sich nach Kräften bemüht hat, das Geld auszugeben, das der Vater verdiente. Ricardo hat seinen Vater verehrt. Er erzählte mir, er hätte sich immer um dessen Anerkennung bemüht, aber jener habe seine Leistung nie wirklich zur Kenntnis genommen. Und so hätte er sich immer nur noch mehr angestrengt.«

»Ja, so ähnlich hat er es mir gegenüber auch dargestellt. Aber was ist mit Eduardo?«

»Ich glaube, Ricardo ist der Argentinier und Eduardo der Venezolaner. Soweit ich weiß, wollte die Mutter, daß Eduardo in Venezuela erzogen wurde. Als Erwachsener hat Ricardo dort nie gelebt, während Eduardo sich oft in Venezuela aufgehalten hat. Die teuren Klamotten, die Autos, die Rennboote, die Mädchen, die Apartments in Miami. Er ist der typische venezolanische Sohn aus reichem Haus.«

»Das ist wirklich ein Geschoß von einem Wagen, den er da fährt«, sagte ich.

»Was, der ›Testosterone‹? Ich habe aufgehört zu zählen, wie oft er versucht hat, mich da reinzukriegen.«

Ich grinste. Besonders übelnehmen konnte ich es ihm nicht.

»Jedenfalls trank Ricardos Vater«, fuhr Isabel fort. »Anfang der achtziger Jahre, als die Ölpreise ins Bodenlose fielen, ging es mit seinen Geschäften bergab. Da hat er Trost im Alkohol gesucht. Mit zweiundsechzig war er tot. Ricardo war siebenundzwanzig.

Du weißt ja, Ricardo kann nichts auf die leichte Schulter nehmen. Er hielt es für seine Pflicht, sich um seine Mutter und seinen Bruder zu kümmern. Vor allem um den Bruder. Eduardo hatte ständig Schwierigkeiten mit Drogen. Ricardo trieb das Geld für eine teure Suchtklinik in den Vereinigten Staaten auf und überredete Eduardo zu einer Entziehungskur.«

»Ricardo hat Eduardo also immer aus der Patsche geholfen?«

»So einfach ist das nicht. Sie schulden sich gegenseitig eine Menge. Ich bin mir noch nicht einmal sicher, ob sie sich mögen. Eduardo hält Ricardo für zu zimperlich und für einen Kontrollfreak. Aber er ist neidisch auf Ricardos Erfolg und möchte gern daran teilhaben. Ricardo findet, daß Eduardo über keinerlei Selbstdisziplin verfügt und eine Gefahr für sich und andere darstellt. Auf eigentümliche Weise haben sie wahrscheinlich beide recht. Jedenfalls glaubt jeder, der andere sei auf seine Hilfe angewiesen.«

»Also brauchen sie sich gegenseitig.«

»Das glauben sie. Ich bin aber der Meinung, sie kämen beide besser allein zurecht.«

Sie stieg aus dem Bett und ging nackt zum Fenster. Ich folgte ihr mit den Augen.

»Sieh nur!« sagte sie. »Hast du schon einmal einen unserer typischen Wolkenbrüche erlebt?«

Ich trat zu ihr und legte den Arm um sie. Am Horizont braute sich ein dicker schwarzer Streifen zusammen. Während wir ihn betrachteten, wuchs er rasch zu einem dunklen Tuch an, das über den Himmel auf uns zujagte. Die Brise, die durchs offene Fenster hereinwehte, wurde heftiger. Noch immer im Sonnenschein liegend, kauerte sich die Stadt vor der drohenden Wolkenwand zusammen. Dann erreichte das Tuch uns und verdunkelte den ganzen Himmel, der sich öffnete und die Wassermassen herabstürzen ließ. Durch das offene Fenster prasselten die Regentropfen herein. Auf dem Hof unter uns brachen Tausende winziger Fontänen auf, und die Oberfläche des Swimmingpools zerfiel in unzählige wütender Strudel.

»Himmel, was für ein Anblick«, sagte ich.

»Wir brechen besser auf. Bei solch einem Wetter artet der Verkehr von Rio zu einem Alpträum aus.«

Wir duschten, zogen uns an und hasteten dann unter einem der weißen Hotelregenschirme zu einem Taxi. Als ich zu Isabel auf den Rücksitz kletterte, hatte ich den Eindruck, jemanden zu sehen, der mir irgendwie bekannt vorkam. Während das Taxi anfuhr, drehte ich mich noch einmal um.

»Was ist?« fragte sie, einen entzückenden Regentropfen an der Nasenspitze.

»Ich dachte, ich hätte den Fahrer des Wagens hinter uns wiedererkannt. Ich könnte schwören, daß er heute morgen am Flughafen auf jemanden gewartet hat.«

»Wo?« Sie wandte sich um und blickte zurück.

Heftig klatschte der Regen auf das Rückfenster und überzog es mit einem Wasservorhang.

»Ich kann ihn nicht mehr sehen, auch sein Auto nicht. Es war ein Fiat, glaube ich. Blau.«

Beide starrten wir hinaus, aber bei diesem Unwetter war es ein vergebliches Unterfangen, etwas erkennen zu wollen.

»Bist du sicher?« fragte Isabel.

»Um ehrlich zu sein, nein. Es war nur ein flüchtiger Eindruck.«

Sie drückte mir die Hand. »Du bist nervös, seit der Geschichte am Strand. Verständlich, aber Rio ist in Wirklichkeit gar nicht so gefährlich.«

»Wahrscheinlich hast du recht«, sagte ich, was mich jedoch nicht daran hinderte, hin und wieder durchs Rückfenster zu schauen. Ich konnte nichts erkennen.

Wir wollten uns im Rio Yacht Club mit Luís treffen. Die Fahrt dauerte eine Dreiviertelstunde. Der Verkehr quälte sich nur mühsam dahin. Alle abschüssigen Straßen hatten sich in Sturzbäche verwandelt, die teilweise die Räder der Autos vollkommen im Wasser verschwinden ließen.

Als wir den Jachtklub erreichten, war es schon dunkel. Luís erwartete uns bereits und begrüßte Isabel mit einer zärtlichen Umarmung, die sie liebevoll erwiderte. Über das Wiedersehen mit mir schien er sich aufrichtig zu freuen, was wiederum mich erfreute. Natürlich gab es einen kleinen Jachthafen neben dem Klubhaus, von dem aus wir die

Segelboote undeutlich auf der regengepeitschten See dümpeln sahen. Nach und nach schwächte sich das tropische Unwetter ab. Nun konnten wir jenseits der Bucht im Regen die Gebäude von Botafogo und über uns die eindrucksvolle Kontur des Zuckerhuts sehen.

Ich trank die obligatorischen *Caipirinhas* – in der weisen Erkenntnis, daß in Brasilien kein Ausländer an ihnen vorbeikommt – und aß irgendeinen phantastischen Fisch, dessen Namen ich nicht genau verstanden hatte. Luís und Isabel gab es sich große Mühe, alle verfänglichen Themen zu vermeiden, so daß das Essen diesmal vollkommen friedlich verlief. Isabel war glücklich, sehr lebhaft und sonnte sich in der Aufmerksamkeit ihres Vaters und der meinen.

»Also, Sie wollten das Wochenende nicht in São Paulo verbringen, Nick?« fragte Luís lächelnd.

»Isabel schien sich für den Gedanken nicht sehr erwärmen zu können.«

»Wo seid ihr gewesen?« fragte er Isabel.

»Am Ponte«, sagte sie.

»Ah, sehr schön. Hat Ihnen der Anblick dort gefallen, Nick?«

»Oh, Papai!«

Ich grinste. »Nun, wie einer unserer Dichter so trefflich zu formulieren wußte: ›Wasser, Wasser, allenthalben, doch zu trinken nicht einen Tropfen.‹«

Luís schien das sehr zu belustigen, Isabel zog eine Grimasse.

»Jedenfalls freut es mich, daß du ein paar Minuten für deinen alten Vater erübrigt hast«, sagte er.

»Tut mir leid, daß ich nicht bei dir übernachte«, sagte

Isabel. »Aber wir fahren gleich morgen früh zum Flughafen, und ich wußte, daß du heute in Petropolis warst. Wir müssen morgen sehr früh aufbrechen, darum schien es mir vernünftig, mit Nick im Hotel abzusteigen. Da kann ich ihn gleich mit zum Flughafen nehmen.«

Die Erklärung kam eine Spur zu hastig. Ich fand sie ein wenig an den Haaren herbeigezogen. Luís offenbar auch, jedenfalls streifte er mich mit einem nachdenklichen Blick. Ich suchte meinem Gesicht einen möglichst unschuldigen Ausdruck zu geben.

Er zuckte mit den Achseln. »Macht nichts. Ich habe volles Verständnis dafür. Du wohnst doch oft im Copacabana Palace, wenn du in Geschäften hier bist. Ich freue mich, daß wir uns wenigstens zum Dinner sehen.«

Isabel wurde auf höchst anmutige Weise rot und beschäftigte sich sehr angelegentlich mit ihrem Essen.

»Die Geschichte mit dem Favela-Bairro-Deal tut mir aufrichtig leid«, sagte Luís.

»Ja, ich weiß. Ricardo hat den ganzen Skandal arrangiert. Das Geschäft mit dem Drogenhandel in Verbindung zu bringen, war absolut lächerlich. Aber Ricardo wollte nicht, daß Bloomfield Weiss das Emissionsmandat bekam.«

»So etwas in der Art habe ich vermutet. Was in Oswaldo's Zeitungen steht, kann man sowieso nicht für Ernst nehmen. Ich lese sie nie.«

»Aber es gibt noch eine Chance. São Paulo ist an einem ähnlichen Geschäft sehr interessiert.«

»Wunderbar. Viel Glück dabei. Ihr fliegt also morgen zurück?«

»Ja«, sagte Isabel.

»Na, dann denken Sie dran, Nick. In São Paulo dürfen Sie ausatmen, aber nicht einatmen.«

Ich lachte. »Ich werde Ihren Rat zu beherzigen wissen.«

Um zwölf brachen wir schließlich auf. Inzwischen war aus dem Unwetter ein Dauerregen geworden, der offenbar die ganze Nacht über andauern würde.

»Soll ich euch mit meinem Wagen zum Hotel fahren?« fragte Luís.

»Nein, vielen Dank«, sagte Isabel. »Ich habe im Hotel ein Taxi bestellt. Es wartet wahrscheinlich schon den halben Abend auf uns. Nun sollten wir es auch nehmen.«

Wieder ein mißtrauischer Blick von Luís, dem ich mit unschuldiger Miene begegnete.

»Na dann, auf bald, mein Kleines.« Er beugte sich hinab, um seine Tochter zu küssen. Dann richtete er sich auf und gab mir die Hand. Ich begegnete seinem Blick. Zu meiner Erleichterung war er noch immer wohlwollend. »Es war schön, Sie wiederzusehen, Nick. Schauen Sie doch bei mir vorbei, wenn Sie das nächste Mal wieder in Rio sind.«

»Danke«, sagte ich, »sehr gern.«

Er lief durch den Regen zu seinem von einem Chauffeur gefahrenen Wagen, während wir ins Taxi sprangen.

»Warum sind wir nicht mit ihm gefahren?« fragte ich.

»Weil ich ein noch schlechteres Gewissen gehabt hätte, wenn ich mich von ihm am Hotel hätte absetzen lassen.«

»Er ahnt etwas«, sagte ich.

»Glaubst du?« Isabel ließ sich in den Sitz fallen. »Mach dir nichts draus. Ich glaube, er mag dich.«

»Ich mag ihn auch.«

Isabel lächelte und legte den Kopf auf meine Schulter.
»Ich bin *entsetzlich* müde.«

Unter dem Einfluß von Alkohol und Müdigkeit blickten meine Augen ins Leere, ohne viel wahrzunehmen. Von einem Auto vor uns abgesehen, war die Straße leer. Plötzlich stoppte es.

Unser Fahrer fluchte leise, stieg auf die Bremse und hupte. Plötzlich, huschende Bewegung um den Wagen. Der Fahrer reagierte sofort und drückte einen Knopf in Schulterhöhe. Die Zentralverriegelung rastete ein. Wütend heulte das Getriebe auf, als er den Rückwärtsgang reinjagte. Aber da krachte es auch schon hinter uns. Wir waren auf ein Hindernis aufgefahren. Ich drehte mich um. Ein zweites Auto stand dicht hinter uns, um uns jede Fluchtmöglichkeit zu nehmen. Das Taxi machte einen Satz nach vorne und krachte in den Wagen vor uns, als unser Fahrer auszuscheren versuchte. Dann zersplitterte das Fenster auf der Fahrerseite. Ein Revolverlauf wurde sichtbar, und eine Stimme stieß einen drohenden Befehl aus. Der Fahrer nahm die Hände vom Lenkrad und gab die Zentralverriegelung frei.

Isabel schrie auf.

Ich wandte mich der Tür auf meiner Seite zu, als sie aufgerissen wurde. Eine Waffe richtete sich auf mein Gesicht. Ein Mann mit Skimaske schrie mich auf portugiesisch an. Seine Augen habe ich bis heute nicht vergessen. Sie waren braun, mit riesigen Pupillen, und von Panik gezeichnet. Ich konnte buschige Augenbrauen erkennen und ein paar Pickel, die im Abheilen begriffen waren. Die Maske war tropfnäß.

Die Waffe war silberfarben und sah aus wie ein 45er Colt. Der Lauf zitterte, so fest hielt die Faust den Revolver umklammert. Ein Wunder, daß sich noch kein Schuß gelöst hatte.

Der Bursche wirkte unglaublich nervös.

Das Schreien wurde zum Kreischen. Ich rührte mich nicht von der Stelle und stammelte nur: »*Não, entendo*«. Das Kreischen hielt an. Ich spürte einen Stoß in den Rücken, als Isabel aus dem Wagen gezerrt wurde, aber ich war wie gelähmt und konnte den Blick nicht von dem Revolver wenden.

Dann griff er in den Wagen und packte mich am Jackett, wobei er immer noch auf mich einschrie. Widerstandslos ließ ich mich von ihm in den Regen ziehen. Er stieß mich zu einem dritten Wagen. Hinter mir hörte ich Isabel schreien, als sie zum ersten Auto geschleppt wurde.

Hektische Hände versuchten, mich in den Spalt zwischen Rück- und Vordersitz zu pressen, aber ich paßte nicht hinein. Schließlich wurde der Vordersitz nach vorn gerissen und mein Gesicht auf den Boden gedrückt. Es roch nach Staub und Zigaretten. Einer der Männer ließ sich auf den Sitz neben mir fallen. Ich hörte die Tür zuschlagen und spürte den kalten Stahl eines Revolverlaufs im Genick. Er war naß. Ein paar Wassertropfen liefen mir den Rücken hinunter.

Jemand schrie etwas auf portugiesisch. Der Wagen fuhr an. Mit quietschenden Reifen nahmen wir ein paar enge Kurven. Dann schien der Wagen in eine gerade Straße einzubiegen. Wir beschleunigten. Ich hatte keine Ahnung, wohin es ging.

SIEBZEHN

Ich begann mir zu vergegenwärtigen, was passiert war. Man hatte uns gekidnappt, soviel war klar. Ich hoffte, daß Isabel unversehrt war, und fragte mich, wohin sie uns bringen und was sie mit uns tun würden. Wenn es eine Entführung war, würden sie uns am Leben lassen. Denk dran! Hilf ihnen! Halt sie bei Laune!

Doch wer würde unser Lösegeld zahlen? Luís würde für Isabel aufkommen. Würde Dekker Ward für mich bezahlen? Ich hoffte es inständig. Von Ricardo hieß es, daß er sich um seine Leute kümmerte. Gott sei Dank hatte er keine Ahnung, daß ich kündigen wollte.

Wie lange würde das Ganze dauern? Vielleicht wußte Isabel Genaueres. Ich hatte gehört, daß Entführungen in Rio ziemlich häufig vorkamen, daher kannte sie sich wahrscheinlich in solchen Dingen besser aus.

Ich befand mich in einer sehr unbequemen Stellung, den Rücken gekrümmt und das Gesicht auf den Boden des Wagens gepreßt. Ich versuchte mich zu bewegen, provozierte damit aber nur einen ärgerlichen Ausruf und eine Verstärkung des Drucks des Revolverlaufs in meinem Genick. Also beschloß ich, mich nicht mehr zu rühren.

Plötzlich drosselte der Wagen sein Tempo und bog von der Straße ab, auf der wir uns bis dahin befunden hatten.

Nun kamen wir langsamer voran, hielten, fuhren an, hielten. Nach einigen Minuten ging es bergauf, dann nach links und dann noch steiler empor.

So fuhren wir etwa eine halbe Stunde, vielleicht auch eine Stunde, es ließ sich schwer abschätzen. Dann bogen wir wieder ab, und der Wagen begann wie wild zu schaukeln und zu hüpfen. Eine miserable Straße. Bei jedem Schlagloch wurde mein Kopf auf den Wagenboden geschlagen. Eine Zeitlang stieg der Weg immer steiler an, dann wurde die Strecke eben, und schließlich hielt der Wagen.

Rücken und Schultern taten mir höllisch weh. Ich versuchte wieder, mich zu röhren, doch abermals wurde mir der Revolverlauf ins Genick gepreßt, und ich gab jeden Versuch auf, meine Stellung zu ändern. Dann band man mir ein schwarzes Tuch vor die Augen, und ich sah nichts mehr.

Ich hörte Stimmen, Wagentüren öffneten und schlossen sich, jemand packte mich am Kragen und riß mich hoch. Bereitwillig ließ ich mich aus meiner unbequemen Lage befreien und aus dem Auto zerren. Ich richtete mich auf und streckte mich.

Die Binde hinderte mich daran, etwas zu erkennen. Es hatte aufgehört zu regnen, und es waren Geräusche in der Luft: das Zirpen von Grillen und Zikaden, das Quaken von Fröschen und die Rufe der unterschiedlichsten Nachttiere. Ein ziemliches Getöse.

»Isabel?«

»Ja!«

»*Cale a boca!*« schrie eine Stimme, und ein Revolverlauf wurde mir in die Rippen gerammt.

Eine heftige Diskussion entspann sich. Vier Stimmen konnte ich unterscheiden. Man fesselte mir die Hände mit einem Strick, der mir in meine Handgelenke schnitt. Dann wurde ich vorwärts gestoßen und hörte einen portugiesischen Befehl, der wohl so etwas wie »Vorwärts« bedeuten sollte.

Der Boden war naß und sumpfig. Auf einem schmalen Pfad kletterten wir einen steilen Hügel empor. Der Weg konnte nicht sehr breit sein, denn die niedrige Vegetation schlug mir um die Knöchel. Unter und hinter uns hörte ich die beiden Autos davonfahren. Mit der Binde vor Augen konnte ich mich nicht vor den Ästen und Ranken schützen, die mir ins Gesicht peitschten. Wenn man blind durch einen unbekannten Dschungel gestoßen wird, werden alle möglichen Urängste vor Schlangen und plötzlichen Abgründen wach. Ich versuchte mich langsam und vorsichtig vorwärtszubewegen, doch jedesmal, wenn ich zögerte, stieß mir jemand einen harten Metallgegenstand in den Rücken.

Vor und hinter mir hörte ich Bewegungen. Ich rief nicht mehr nach Isabel. Ich wollte das Schicksal nicht noch einmal herausfordern.

Nach etwa einer Stunde begann der Boden eben zu werden, so daß das Gehen leichter wurde. Zehn Minuten später hörte ich das Kommando »*Pare!*« und dann »*Stopp!*«.

Erleichtert blieb ich stehen. Man nahm mir die Augenbinde ab. Es war noch immer dunkle Nacht, aber ohne die Binde kam es mir fast taghell vor. Ein Zelt aus Segeltuch war zwischen drei Bäumen aufgespannt worden, zehn Meter weiter ein zweites. Ich erblickte Isabel und zwei Männer.

Beide trugen sie Skimasken. Der, der mir die Augenbinde abgenommen hatte, stand wenige Schritte von mir entfernt und hielt seine Waffe unverwandt auf mich gerichtet. Dunkle, mißtrauische Augen starrten mich durch die Maske an. Der andere Mann nahm Isabel die Augenbinde ab.

Sie sah sich nach mir um und fing meinen Blick auf. Ihr schien nichts zu fehlen, obwohl sich bei näherem Hinsehen herausstellte, daß es sich bei einem vermeintlichen Schatten auf der einen Wange um eine Prellung handeln mußte. Die Schweine hatten sie geschlagen!

Aus einem auf dem Boden liegenden Sack zog einer der Männer Handschellen und eine Kette hervor, während der andere uns mit seinem Revolver in Schach hielt. Ohne Augenbinden genossen wir für ein paar Sekunden so etwas wie relative Freiheit, bevor man uns irgendwo anketten würde. Auch wenn uns natürlich noch die Hände gefesselt waren. Außerdem war eine Waffe auf uns gerichtet.

Isabel muß die Situation ähnlich wie ich wahrgenommen haben, denn als sich der Mann mit den Handschellen aufrichtete, trat sie ihm mit aller Kraft zwischen die Beine.

Augenblicklich richtete sich die Waffe des anderen auf Isabel.

»Nein!« schrie ich und sprang ihn an.

Er zögerte für den Bruchteil einer Sekunde, abzudrücken. Vielleicht widerstrebe es ihm, eine Frau kaltblütig nieder zuschießen. Ich weiß es nicht. Ich schlug mit aller Kraft auf den Arm mit dem Revolver, so daß die Waffe zu Boden fiel. Allerdings war er mit seinen Händen näher an ihr dran als ich. Im letzten Augenblick gelang es mir, die Waffe mit dem Fuß ins Unterholz zu stoßen.

»Lauf!« rief ich Isabel zu.

Zwei Wege führten von der Lichtung fort, der eine dort hin, woher wir gekommen waren, und der andere auf der entgegengesetzten Seite den Berg hinunter. Für letzteren entschied sich Isabel, und ich folgte ihr. Der von Isabel getretene Kidnapper hielt sich stöhnend den Unterleib, während der andere im Unterholz nach der Waffe suchte.

Der Weg fiel steil ab. Wir rutschten mehr, als daß wir liefen. Mit gebundenen Händen war es schwer, das Gleichgewicht zu halten. Ständig stürzten wir und schlugen hart auf, da wir uns nicht mit den Händen abfangen konnten. So rollte, taumelte und sprang ich den Berg hinunter, aber Isabel kam nicht nach. Ich hielt inne, um auf sie zu warten. Stolpernd kam sie den steilen Abhang hinab auf mich zu. Urplötzlich wurde sie zurückgerissen. Ihre gefesselten Hände hatten sich in einem Busch verfangen. Hastig kletterte ich wieder die Steigung empor, um ihr zu helfen.

Über uns war das Krachen und Bersten von Zweigen zu hören: Einer der beiden Männer kam den Hügel heruntergeschliddert. Es war der, den Isabel zwischen die Beine getreten hatte; er schien keine Waffe mit sich zu führen.

Isabels Hände hatten sich hoffnungslos in dem Busch verfangen. Strick und Zweige waren naß und schlüpfrig, so daß ich sie nicht befreien konnte.

»Lauf, Nick!« rief sie.

Ich hörte nicht auf sie, sondern riß verzweifelt an dem Strick.

»Lauf, Nick! Verschwinde!«

Ich richtete mich auf und erblickte einen unserer Kidnapper wenige Schritte über uns. Dann hörte ich den ande-

ren ein Stück höher rufen und gleich darauf das metallische Klicken eines Revolvers.

Ich blickte auf Isabel. Ihre Augen flehten mich an, weiterzulaufen. Sollte ich bei ihr bleiben? Waren die Chancen, sie zu befreien, größer, wenn ich blieb oder wenn ich mich absetzte?

Der Himmel allein wußte es.

»Um Gottes willen, lauf doch endlich!« schrie sie.

Ich lief.

Als ich den Pfad hinunterstolperte, blickte ich noch einmal zurück und sah, daß die beiden Männer bei dem Busch halt gemacht hatten, in dem sich Isabel mit den Händen verfangen hatte. Ich betete, daß ihr nichts geschah.

Ich lief weiter, zerkratzte mir das Gesicht an Zweigen und schlug mir die Knie an Steinen auf. Unbeirrt folgte ich dem kaum erkennbaren Pfad, der talabwärts führte. Nach etwa zehn Minuten hielt ich an, um zu lauschen.

Abgesehen von den nächtlichen Geräuschen des Waldes vernahm ich nichts. Offenbar verfolgte mich niemand. Ich setzte mich auf einen Baumstamm und versuchte wieder zu Atem zu kommen.

Über mir verdeckte das Blätterwerk hoher Bäume den Nachthimmel. Kletterpflanzen hingen von den Ästen herab. Der Boden war dunkel, morastig und von einer dichten, unbekannten Vegetation bedeckt. Es war überhaupt nicht daran zu denken, den Pfad zu verlassen – mit meinen gefesselten Händen würde ich nicht weit kommen. Aber wenn ich dem Pfad folgte, bis er auf eine Straße traf, mußte ich dann nicht damit rechnen, daß dort bereits jemand auf mich wartete? Ich hatte keine andere Wahl. Ich

mußte weiterlaufen, bevor sie sich einen Plan zurechtlegen konnten.

Zu meiner Erleichterung stellte ich fest, daß der Pfad weiter bergab führte. Von den schottischen Highlands wußte ich, daß man sich immer talabwärts halten muß, wenn man sich dort im Gelände verlaufen hat. Irgendwann stößt man unweigerlich auf bewohntes Gebiet. Warum sollte diese Methode nicht auch im brasilianischen Urwald klappen?

Mit einiger Sicherheit befanden wir uns im Tijuca-Wald, einem atlantischen Regenwald im Westen von Rio. Sehr ausgedehnt konnte er nicht sein. Früher oder später mußte ich auf eine Siedlung stoßen. Mußte ich das?

Nach ungefähr einer halben Stunde kam ich an ein Flußbett. Es war durchsetzt mit riesigen Felsen, zwischen denen sich das Wasser in einem Rinnal seinen Weg suchte. Die Felsbrocken waren offenbar von früheren Fluten hierher getragen worden. Angesichts des Unwetters, das ich am Abend zuvor erlebt hatte, war ich nur allzugern bereit, zu glauben, daß solche Flüßchen zu gewaltigen Strömen anschwellen konnten. Das war genau das, was mir jetzt noch gefehlt hätte: reißende Wassermassen.

Ich beschloß, den Pfad zu verlassen und dem Flüßchen in Fließrichtung zu folgen, in der Hoffnung, auf diese Weise dem Empfangskomitee am Ende des Pfades zu entgehen. In der Dunkelheit einen Weg zwischen den Felsbrocken zu suchen, war ein mühsames Geschäft. Ich kam nur langsam voran.

Als der Himmel sich langsam aufzuhellen begann, erblickte ich eine Brücke in einiger Entfernung unter mir. Ich

blieb neben einem der Felsen stehen und schöpfte Atem. Vielleicht warteten sie an der Brücke auf mich? Würden die Kidnapper mich erwischen, wenn ich der Straße folgte? Ich hatte keine Ahnung, beschloß aber, kein Risiko einzugehen. Ich würde mich weiter an das Flüßchen halten, unter der Brücke hindurchgehen, bis ich auf bewohntes Gebiet traf.

Allmählich wurde ich müde. Meine Beine waren zerstochen und aufgeschlagen, die Muskeln schmerzten mir. Ich setzte mich auf einen Stein und ruhte mich einen Augenblick lang aus. In Brasilien zieht die Morgendämmerung schnell herauf, so daß sich die Landschaft um mich herum schon bald im Morgenlicht abzuzeichnen begann. Ich war umgeben von Wald und steilen Hügeln, die sich hinter mir in den Himmel erhoben. Die nächtlichen Stimmen waren verstummt, es herrschte ein beunruhigendes Schweigen. Es war mir unheimlich zumute in diesem feuchten, düsteren Wald. Vor mir, den Berg hinab, sah ich nichts als Grau. Im Sitzen wurde mir rasch kalt.

Doch ein Stück weiter rechts bemerkte ich einen helleren Grauton. Rauch!

Ich stand auf und stolperte weiter das Flüßchen hinab. Der Rauch kam aus dem Schornstein eines großen Gebäudes, das mit seiner Rückseite fast bis an das Flußbett heranreichte. Auf einem schmalen Pfad kletterte ich, meinen schmerzenden Muskeln das Letzte abverlangend, die Böschung empor. Mit Müh und Not erreichte ich deren Rand.

Ich taumelte um das Gebäude herum. Es schien eine Art Gasthaus zu sein. Ich klingelte an der Tür und wartete.

ACHTZEHN

Der Wirt sprach Englisch und bestand darauf, daß ich etwas aß, bevor er mich höchstpersönlich zum Hotel zurückfuhr. Im Berufsverkehr von Rio dauerte das zwei Stunden. Er hatte keinerlei Problem damit, daß ich die Polizei aus dem Spiel lassen wollte. Ich mußte zuerst mit Luís sprechen. Die brasilianische Polizei war für mich eine völlig unbekannte Größe. Ich hatte Angst, daß ich Isabels Leben in Gefahr brachte, wenn ich mich mit den Behörden in Verbindung setzte.

Verstohlene Blicke folgten mir, als ich in meinem rampierten Zustand die Hotelhalle durchquerte und auf mein Zimmer ging. Ich fand die Nummer der Banco Horizonte, wählte und fragte nach Senhor Luís Pereira.

»Ja, Nick, was kann ich für Sie tun?« Die tiefe Stimme war freundlich, aber man hörte ihr doch die Neugier an, was mich wohl so früh am Morgen dazu veranlaßt haben möchte, ihn anzurufen.

»Isabel ist gekidnappt worden.«

Schweigen am anderen Ende der Leitung.

»Wo sind Sie?« fragte er schließlich, die Stimme hin immer noch ruhig.

»Im Copacabana Palace.«

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, sofort in meine

Wohnung zu kommen? Ich selbst werde in einer halben Stunde dort sein.«

Ich duschte kurz, zog mir etwas Sauberes an und traf fünf- und dreißig Minuten später bei Luís ein. Nervös in dem großen Wohnzimmer auf und ab gehend, wartete er bereits auf mich. Mit einer Handbewegung bedeutete er mir, auf einem niedrigen Rattansofa Platz zu nehmen. Er setzte sich mir gegenüber auf einen Sessel. Er beugte sich leicht nach vorn und sah mir fest in die Augen. Er wirkte kühl, geschäftsmäßig.

»Erzählen Sie mir, was passiert ist.«

Ich berichtete ihm alles über den Überfall, unsere Flucht und Isabels Mißgeschick.

Als ich fertig war, seufzte er. »Entführungen sind tatsächlich ein fester Bestandteil im Leben dieser Stadt. Ich habe erwartet, daß es irgendwann einmal passiert, allerdings hatte ich angenommen, daß es entweder mich oder Cordelia erwischen würde. Isabel hielt ich für nicht gefährdet.«

Er hielt für einen Moment inne, und seine Augen blickten an mir vorbei ins Leere. Dann faßte er sich wieder. »Ich kenne einen Mann namens Nelson Zarur, der mich in der Vergangenheit in Fragen der Sicherheit beraten hat. Vorsichtsmaßnahmen und dergleichen. Er ist ein Spezialist auf diesem Gebiet. Als ein Freund von mir entführt wurde, hat er dessen Angehörigen geholfen. Ich rufe ihn an.«

»Wünschen Sie, daß ich hierbleibe?« fragte ich.

Luís lächelte. »Wenn es Ihnen möglich wäre, ich würde mich freuen. Wir müssen auch mit Dekker Ward sprechen.

Und ich muß Cordelia informieren.« Ein Schatten huschte über sein Gesicht. »Es wird gut sein, einen Freund von Isabel hier zu haben.«

Wenn er gewußt hätte, was für ein guter Freund. Ich war erleichtert, daß ich bleiben durfte.

Luís tätigte ein paar Anrufe. Ich konnte nicht verstehen, was er sagte. Aber seine Stimme klang zumeist ruhig und beherrscht. Bei einem Anruf zeigte sein Gesicht allerdings einen schmerzlichen Ausdruck – Cordelia. Dann verließ er das Zimmer. Wenig später ertönte lautes Wehklagen – Maria.

Es fiel mir schwer, einfach nur dazusitzen, nichts zu tun und dabei zuzusehen, wie Luís alles umsichtig in die Wege leitete. Ich war körperlich und seelisch am Ende. Jeder Muskel schmerzte. Zudem machten sich jetzt verstärkt die Prellungen und Kratzer bemerkbar, die ich mir auf dem Hügel zugezogen hatte. Nach und nach kamen mir die Einzelheiten der Entführung und Isabels tollkühner Fluchtversuch wieder zu Bewußtsein. Wenn der eine Entführer nicht gezögert hätte, wäre sie vermutlich erschossen worden. Vielleicht hatte sie sich aber auch ausgerechnet, daß ein Entführungsopfer nur dann Gefahr lief, erschossen zu werden, wenn es gar keine andere Möglichkeit mehr gab.

Und dann der Augenblick, als ich sie zurückgelassen hatte, die Hände hoffnungslos in dem Busch verfangen. Gewiß, sie hatte von mir verlangt, daß ich floh, aber ich wurde das unbehagliche Gefühl nicht los, daß ich jetzt eigentlich bei ihr hätte sein müssen, wo auch immer sie war.

Wie wurde sie behandelt? Hatten sie ihr etwas angetan? Sie für ihren Fluchtversuch bestraft?

Und die wichtigste Frage von allen: Würden wir sie je lebend und unverletzt wiedersehen?

Luís legte den Hörer auf und zeigte auf das Telefon. »Sie sollten sich jetzt mit Dekker Ward in Verbindung setzen.«

Erleichtert, überhaupt etwas tun zu können, wählte ich Ricardos Nummer in London.

»Dekker Ward.«

»Ricardo. Nick hier.«

»Was ist los?« Ricardo hörte sich besorgt an. Offenbar hatte er den sorgenvollen Unterton in meiner Stimme gehört.

»Isabel ist entführt worden.«

»Wie?«

Ich berichtete es ihm.

Ricardo reagierte ausgesprochen kaltblütig, gerade so, als wäre das Ganze eine Spekulation, die danebengegangen war. »Okay, Nick. Machen Sie sich deswegen keine Sorgen. Entführungen sind ein beliebter Zeitvertreib in Rio. Fast immer wird am Ende ein Lösegeld gezahlt und das Opfer auf freien Fuß gesetzt.«

Ein Gedanke durchzuckte mich. Ich wußte, wie kalschnäuzig Ricardo sein konnte. Aber er würde ja wohl kaum ...

Er beantwortete meine unausgesprochene Frage. »Keine Sorge. Wenn man ein Lösegeld von uns verlangt, dann zahlen wir. Alle Dekker-Ward-Angestellten sind bei Lloyds gegen Entführung versichert.«

»Ich wußte gar nicht, daß das geht.«

»Doch, das ist möglich, und wir haben es getan. Bisher haben wir die Versicherung noch nicht in Anspruch neh-

men brauchen. Allerdings gibt es bestimmte Verfahrensregeln. Sobald man sich an uns wendet, wird ein Unterhändler eingeschaltet. Doch in Isabels Fall werden die Entführer sich wohl eher an ihren Vater halten.«

»Ich habe ihn schon informiert. Ich rufe aus seiner Wohnung an.«

»Gut. Wie hat er es aufgenommen? Hat er irgendeinen Plan?«

»Er scheint das Ganze bereits vorher schon durchgespielt zu haben. Er kennt hier einen Sicherheitsberater.«

»Ausgezeichnet. Können Sie in Rio bleiben, bis wir klarer sehen?«

»Ja, kein Problem.«

»In Ordnung. Halten Sie mich auf dem laufenden.«

Ein wenig beruhigt, legte ich auf. Ricardo und Luís reagierten ziemlich gelassen. Ich hatte den Eindruck, daß Isabels Leben in ihren Händen gut aufgehoben war. Das Wissen, daß es sich um ein häufiges Vorkommnis handelte, half mir, mich zu entkämpfen. Wenn wir uns an die Regeln hielten und die Entführer ebenfalls, dann würde Isabel aller Wahrscheinlichkeit nach freikommen. Irgendwann. Nachdem man sie, Gott weiß wie lange, in irgendeinem Loch gefangen gehalten hatte. Und so ganz wohl war mir auch nicht bei dem Gedanken, daß Ricardo seine beinharte Art zu verhandeln einsetzen würde, um Isabels Leben zu retten.

Ich mußte mich beruhigen. Nur dann würde ich mich nützlich machen können. Eine Woge der Angst durchflutete mich. Würde man ihr etwas tun? Würde man sie freilassen? Würde man sie anständig behandeln? Warum war ich nicht bei ihr geblieben?

Eine halbe Stunde später traf Nelson Zarur in der Wohnung ein. Ein sonderbar aussehender Mann, klein, mit einem rundlichen, orangefarbenen Gesicht und hervorquellenden Augen. Er trug ein hellgrünes, kurzärmeliges Hemd und eine braune Hose. Luís hatte erwähnt, daß er pensionierter Polizist war, aber er schien kaum älter als fünfundvierzig Jahre alt zu sein.

Luís machte uns miteinander bekannt und bat Nelson, mit Rücksicht auf mich englisch zu sprechen. Es freute mich, auf diese Weise einbezogen zu werden.

Luís bat mich, die Entführung noch einmal en détail zu schildern. Mit einem billigen Kugelschreiber machte sich Nelson währenddessen in einem alten Kalender Notizen. Gelegentlich stellte er präzise Fragen.

»Entführungen sind hier durchaus an der Tagesordnung«, sagte er. »Im letzten Jahr hat es ihrer drei gegeben. Ruhige Seitenstraßen in der Nähe einer Schnellstraße. Ein idealer Ort. Und der Tijuca-Wald ist schon oft als Zwischenstation für die Unterbringung der Opfer genutzt worden, während man irgendwo das eigentliche Versteck vorbereitete.«

»Worauf müssen wir uns jetzt gefaßt machen?« fragte Luís ihn.

»Vor allem dürfen wir nicht vergessen, daß es sich um nichts anderes als eine geschäftliche Transaktion handelt«, erläuterte Nelson. Mühelos und einwandfrei drückte er sich auf englisch aus, wenn auch mit starkem Akzent. Er strahlte Zuversicht aus. Unwillkürlich ließ man sich davon anstecken. Ganz offenkundig wußte er, wovon er redete.

Er fuhr fort: »Die Entführer haben eine Ware, die Ihnen

viel wert ist, und sie möchten sie verkaufen. Das können sie aber nur, wenn sich die Ware in einwandfreiem Zustand befindet. Daher liegt es in ihrem ureigenen Interesse, daß Isabel gesund bleibt.«

»Der Gedanke, meine Tochter als Handelsware zu betrachten, gefällt mir nicht besonders«, sagte Luís.

»Natürlich nicht. Und eben das werden die Kidnapper ausnutzen. Die werden versuchen, den Eindruck zu erwecken, daß sie üble Sadisten sind, die keinen besonderen Grund brauchen, um Ihre Tochter zu quälen. Das sind sie aber keineswegs. Meist gehen Entführer in Rio sehr rational vor. Alles, was sie wollen, ist ein Lösegeld. Meine Aufgabe besteht darin, Sie immer wieder daran zu erinnern. Ich muß dafür sorgen, daß das Ganze als geschäftliche Transaktion abgewickelt wird und daß Isabel für möglichst wenig Geld unversehrt freikommt.«

Er beugte sich vor und legte Luís die Hand auf den Arm. Sein rundliches, orangefarbenes Gesicht wirkte aufrichtig. »Bisher habe ich in sechzehn Fällen von Kidnapping beraten. Von zwei Fällen abgesehen, sind alle Opfer lebend freigekommen. Die Chancen stehen wirklich gut für uns.«

Luís runzelte die Stirn. »Das ist gut zu wissen. Aber wird man sie ... Ich meine, werden sie ...«

Nelson unterbrach ihn. »Wir wissen nicht, wie man sie behandelt. Das hängt einzig und allein von den Entführern ab. Aber man wird sie nicht anrühren. Nach meiner Erfahrung geschieht das nie.«

Luís' Gesicht hellte sich ein wenig auf. An Vergewaltigung hatte ich, Gott sei Dank, noch gar nicht gedacht.

Doch irgendwann hätte ich mich das bestimmt gefragt.
Daher freute ich mich über Nelsons Worte.

»Sie müssen entscheiden, ob Sie die Polizei informieren wollen«, fuhr Nelson fort. »Ich rate Ihnen nachdrücklich dazu. Sie wird nicht eingreifen und sich aus den Lösegeldverhandlungen heraushalten. Wenn wir ihr gegenüber offen sind, steht nicht zu befürchten, daß sie uns in irgendeine wichtige Aktion hineinplatzt.«

»Aber was ist, wenn die Entführer von uns verlangen, die Polizei rauszuhalten?«

»Das werden sie sehr wahrscheinlich tun, aber die Polizei wird nicht in Erscheinung treten. Allerdings sollten wir die Sache nach Möglichkeit vor der Presse geheimhalten. Je kleiner der Kreis der Eingeweihten, desto besser.«

»Wie groß ist der Wald?« fragte ich. »Glauben Sie, daß die Chance besteht, daß die Polizei sie findet?«

Nelson schüttelte den Kopf. »Das ist nicht anzunehmen. Sobald den Entführern klarwurde, daß Sie entkommen sind, haben sie ihre Zelte dort abgebrochen. Allerdings könnte die Polizei aus den Überresten des Lagers unter Umständen wichtige Schlüsse ziehen.«

Luís nickte. »Okay. Wir schalten die Polizei ein. Was passiert dann?«

»Wir warten, bis sich die Entführer mit uns in Verbindung setzen. Das kann schnell gehen oder ein paar Tage dauern.«

In diesem Augenblick kam Cordelia ins Zimmer gestürzt und warf sich in die Arme ihres Vaters. Sein großer Körper beugte sich über sie, als müßte er sie beschützen. Ich sah seinen Gesichtsausdruck. Er wirkte noch immer

gefaßt. Aber die beiden hielten sich für lange Zeit eng umschlungen.

Ich warf Nelson einen Blick zu, und wir verließen das Zimmer. Wir gelangten in ein kleineres Wohnzimmer mit einem Fernsehapparat.

»Bisher verkraftet er es gut«, meinte Nelson zu mir. »Das ist bei vielen dieser abgebrühten Geschäftsleute der Fall. Aber das hält nicht lange an. Nicht, wenn es um die eigene Tochter geht.«

»Das kann ich mir nur zu gut vorstellen.«

»Sind Sie ein guter Freund von Isabel?«

Die Frage wurde völlig unschuldig gestellt, doch der Blick, der sie begleitete, strafte den harmlosen Ton Lügen. Ich nickte und überließ Nelson die Schlußfolgerung.

»Ich bin ein Kollege von Isabel«, sagte ich. »Soweit ich weiß, hat unsere Firma eine Entführungsversicherung abgeschlossen.«

»Das ist strenggenommen in Brasilien illegal. Aber ich kenne einige Firmen in London, die auf diesem Gebiet tätig sind. Sagen Sie Ihrem Arbeitgeber, er soll seine Versicherung veranlassen, mit mir Verbindung aufzunehmen.«

»Okay«, sagte ich. Ich fand, daß wir viel Vertrauen in das Urteil dieses Mannes setzten. Aber Ricardo hatte gesagt, es gebe bestimmte Verfahrensregeln, und ich war froh, daß wir einen Mann an unserer Seite hatten, der sie kannte.

Eines brannte mir noch auf der Seele. »Bei meiner Flucht habe ich Isabel bei den Entführern zurückgelassen. Nun mache ich mir darüber schwere Vorwürfe. Ich finde, ich hätte bei ihr bleiben sollen, um ihr zu helfen.«

Nelson faßte mich am Arm.

»Die meisten Angehörigen und Freunde von Entführungsopfern reagieren mit Schuldgefühlen. Sie fühlen sich schuldig, weil sie glauben, sie hätten irgend etwas tun müssen, um dem geliebten Menschen dieses Schicksal zu ersparen. Das ist reine Zeitverschwendung und genaugenommen sogar hinderlich, weil es ihnen erschwert, die Situation sachlich zu beurteilen.«

»Aber ich hätte sie aufmuntern können, wenn ich bei ihr geblieben wäre. Ihr die Situation erleichtern.«

Nelson senkte die Summe. »Ehrlich gesagt, Nick, Sie haben Glück gehabt, daß Sie entkommen sind. Isabel wird nichts passieren. Sie hat einen reichen Vater, der bereit ist, ein angemessenes Lösegeld zu bezahlen. Aber Sie? Ihnen hätte es leicht passieren können, daß die Entführer Sie umbringen, um zu zeigen, daß sie es ernst meinen. Sie sind hier wirklich besser aufgehoben.«

Ich schauderte. Vielleicht hatte Nelson recht. Aber ich war bereit alles zu tun, wirklich *alles*, um Isabel da rauszuholen.

Den Tag über verbrachte ich in der Wohnung der Pereiras. Ein Polizist kam, ein Kriminalbeamter namens DaSilva, der den gleichen schlecht sitzenden Anzug und den gleichen grellen Schlipス trug wie offenbar alle Kriminalbeamten dieser Welt. Wie Nelson prophezeit hatte, versprach DaSilva, sich im Hintergrund zu halten. Offenbar war es der Polizei in der Vergangenheit gelungen, einige der Übeltäter zu erwischen, indem sie sich auf die Vorgehensweise, den Modus operandi der Entführerbanden konzentriert hatte. Die Methode war jedenfalls erfolgversprechender als irgendwelche spektakulären Befreiungsaktionen mit wild um sich schie-

ßenden Polizeibeamten. Eine Stunde lang befragte mich Da-Silva, wobei er versuchte, jede noch so kleine Einzelheit in Erfahrung zu bringen, an die ich mich zu erinnern vermochte. Dann schloß er ein Bandgerät an das Telefon an und bat uns, ihn täglich auf dem laufenden zu halten.

Das Warten war eine einzige Tortur, und es hatte gerade erst begonnen. Luís versuchte sich mit seinen Bankgeschäften abzulenken, konnte sich aber nicht konzentrieren. Ruhelos tigerte er in der Wohnung umher, nahm hin und wieder ein Blatt Papier oder ein Dokument in die Hand und richtete gelegentlich das Wort an mich oder Cordelia.

Cordelia hatte darauf bestanden, uns Gesellschaft zu leisten. Anfangs versuchte sie zu lesen, stellte aber dann doch den Fernsehapparat in dem kleinen Wohnzimmer an und saß vor dem flimmernden Bildschirm, ohne von dem Ge-sehenen wirklich etwas aufzunehmen.

Ich war total übermüdet: In der letzten Nacht hatte ich kein Auge zugetan. Auch jetzt war an Schlaf nicht zu den-ken. Ich versuchte, meine Unruhe in den Griff zu bekom-men, hatte das Bedürfnis, zu schreien, zu toben, *irgend et-was* tun zu müssen. Aber natürlich gab es nichts zu tun.

Schwermut befiehl mich. Ich war ihr hilflos ausgeliefert. Ich klammerte mich an die Erinnerung der wenigen ge-meinsamen Tage, die Isabel und mir vergönnt gewesen waren, so als würde es für uns keine Zukunft mehr geben. Das war natürlich lächerlich. Höchstwahrscheinlich würde man sie in den nächsten Tagen wohlbehalten auf freien Fuß setzen, und dann würde ich sie wieder in meine Arme schließen können. Doch ich vermochte mein Hirn nur auf kurze Zeit dazu zu bewegen, sich ein Happy-End auszu-

malen. Immer wieder kehrten meine Gedanken zu Worst-Case-Szenarien zurück.

Auch Nelson blieb, verhielt sich aber sehr unauffällig. Ich sprach noch einmal mit Ricardo und stellte den Kontakt zwischen Nelson und dem Versicherungsmakler bei Lloyds her, der die Entführungs-police für Dekker Ward abgeschlossen hatte. Bei Lloyds schien man Nelson zu kennen, was ermutigend war. In der Police verpflichtete sich die Versicherungsgesellschaft, für ein von den Angehörigen oder Dekker Ward verlangtes Lösegeld bis zu einer Million Dollar aufzukommen.

Den ganzen Tag über klingelte das Telefon. Luís wollte mit der Bank in Kontakt bleiben. Er hatte seinen Mitarbeitern mitgeteilt, seine Tochter sei krank und er müsse sich um sie kümmern. Weitere Einzelheiten hatte er nicht genannt, und sehr überzeugend hatte das Ganze auch nicht geklungen, aber er war der Chef, und über dessen Entscheidungen diskutierte man nicht.

Ich blieb bis zum Abendessen und fuhr dann ins Hotel zurück. Ohne Isabel erschien es mir leer. Ich ging in ihr Zimmer und packte ihre Sachen. Ich kam mir irgendwie indiskret vor, als ich ihre persönlichen Dinge zusammensuchte. Es war ein sehr intimer Akt, als wären wir uns in dem Augenblick, wo das Schicksal uns trennte, noch ein Stück nähergekommen. Die Ironie der Situation machte mich traurig.

Mit ihrer Reisetasche kehrte ich auf mein Zimmer zurück und schickte mich an, ins Bett zu gehen, als das Telefon klingelte. Ich blickte auf die Uhr. Elf. Ich nahm den Hörer ab. »Hallo?«

»Mr. Nicholas Elliot?«

Die Stimme war schroff und der Akzent so stark, daß ich kaum meinen eigenen Namen verstand. Mein Puls begann zu rasen.

»Ja?«

»Ich habe deine Freundin. Du gibst mir eine Million Dollar. Ich lasse sie laufen.«

Ich überlegte fieberhaft. Ich wußte, daß ich dieser Verhandlungssituation nicht gewachsen war. Irgendwie mußte ich ihn auf Luís und Nelson bringen.

»Ich bin nicht ihr Freund, nur ein Kollege«, sagte ich.

»Wenn du mir nicht eine Million Dollar gibst, ist sie tot!« sagte die Stimme. Der Akzent war so extrem und die Worte so melodramatisch, das das Ganze etwas leicht Bizarres hatte. Aber es war leider nur zu real.

»Nein, warten Sie! Rufen Sie ihren Vater an. Hier ist die Nummer.« Ich gab sie durch. »Er wird mit Ihnen reden.«

»Okay«, sagte die Stimme. Dann war die Leitung tot.

Hastig wählte ich Luís' Nummer, um ihn noch vor dem Unbekannten zu erreichen. Nervös meldete er sich. Ich berichtete ihm, worauf er sich gefaßt zu machen hatte, und sagte, ich würde noch einmal vorbeikommen. Das Taxi brauchte fünfzehn Minuten für den Weg. Als ich eintraf, waren Luís und Nelson in ein Gespräch vertieft, Cordelia hörte zu.

»Sie verlangen eine Million Dollar«, sagte Luís. »Mittwoch nacht um zwei soll die Übergabe stattfinden. Wenn ich nicht zahle, bringen sie sie um, sagen sie. Ich habe Ihnen gesagt, sie sollen morgen früh noch einmal anrufen.«

Es war Montag abend. Bis Mittwoch morgen waren es noch mehr als vierundzwanzig Stunden.

Ich bemerkte, daß das Verhältnis zwischen Nelson und Luís gespannt war.

»Wo liegt das Problem?« fragte ich.

Luís warf Nelson einen unfreundlichen Blick zu. »Eine Million Dollar ist nichts für Isabels Leben. Ich werde sie bezahlen.«

»Und ich denke, wir sollten zuerst ein Lebenszeichen verlangen. Irgend etwas, mit dem sie beweisen können, daß sie sie tatsächlich haben und daß sie am Leben ist«, sagte der kleine Mann. »Und dann müssen wir den Preis runterhandeln, das erwarten sie.«

»Aber wir wissen doch, daß sie am Leben war, als sie sie entführt haben. Ich will die Leute nicht verärgern. Glauben Sie mir, ich kann mir eine Million Dollar leisten.«

Zum erstenmal verließ Luís seine Gefäßtheit. Nelson ließ einen Augenblick verstreichen, um die Situation zu entschärfen, und fuhr dann ruhig fort: »Wir wissen nicht, ob sie sie haben. Es kann auch ein Bluff sein.«

»Wieso ein Bluff? Niemand weiß, daß sie entführt worden ist. Nur die Polizei und wir.«

»Wie stellen Sie sich das mit dem Lebenszeichen vor?« fragte ich Nelson. »Wollen Sie ein Foto von ihr verlangen, mit einer Zeitung?«

»Nein, so etwas kann man fälschen. Am besten ist eine Frage, auf die nur Isabel die Antwort wissen kann. Wenn Sie uns diese Information geben, dann wissen wir, daß sie Isabel haben und daß sie noch lebt.«

Luís und Nelson sahen mich an. Sie wollten meinen

Rat hören. Und ich hatte nicht die Absicht, mich zu drücken.

»Warum tun wir nicht, was Nelson vorschlägt? Auch wenn sie Isabel haben, schaden kann es doch nicht, oder?«

Luís seufzte und rieb sich die Schläfen. »Okay«, sagte er und nickte.

Diese Nacht schlief ich in Luís' Gästezimmer. Vielmehr, ich versuchte es. Ich lag in den Kissen, und meine Gedanken kreisten unaufhörlich um Isabel.

Am nächsten Morgen um neun riefen die Entführer an. Luís erklärte ihnen, er könne so viel Bargeld nicht an einem Tag flüssig machen. Er brauche mehr Zeit. Außerdem verlangte er von ihnen, sie sollten ihm mitteilen, wie Isabel ihren Lieblingstteddy als Kind genannt habe. Ich konnte hören, daß daraufhin am anderen Ende der Leitung schreckliche Drohungen ausgestoßen wurden.

Schneeweiß legte Luís auf. »Sie haben gesagt, wenn wir das Geld nicht bis heute nacht um zwei übergeben, wird Isabel sterben. Sie würden keinen Tag länger mehr warten.«

Ich begann mich zu fragen, ob ich den falschen Rat gegeben hatte.

Nur Nelson war unbesorgt. »Wenn sie sie haben, hören wir bald wieder von ihnen«, versicherte er uns.

»Aber was ist mit der Zwei-Uhr-Frist?«

»Die ist nicht ernst gemeint.«

Doch an diesem Tag meldeten sie sich nicht mehr.

Auch die folgende Nacht blieb ich in der Wohnung. Offenbar legte Luís Wert darauf, daß ich bei ihm war, wenn die Frist verstrich, und ich kam seinem Wunsch nur gar zu

gern nach. Um zwei Uhr waren wir beide wach und saßen vor dem Telefon. Natürlich klingelte es nicht. Sorgenvoll blickten wir uns an, als das Ultimatum abließ.

Die Warterei begann sich langsam körperlich bemerkbar zu machen. Luís und ich litten beide unter Schlafmangel, obwohl ich inzwischen so erschöpft war, daß es mir immerhin gelang, während kurzer Zeiträume zu dösen. Luís tigerte in der Wohnung herum und sah schlecht aus. Und es war erst der dritte Tag. Cordelia war schon am Tag zuvor nach Hause gefahren, nachdem wir ihr versprochen hatten, sie sofort anzurufen, wenn es Neuigkeiten gab. Am Mittwoch abend hatten wir immer noch nichts gehört. Am Nachmittag war auch Nelson nach Hause gefahren. Wir sollten uns sofort mit ihm in Verbindung setzen, wenn sich etwas tat.

Zum Abendessen gab es Omelette und Salat. Luís rührte sein Essen kaum an. Es war ihm gelungen, während der zurückliegenden Tage die Fassung zu bewahren, von dem kurzen Gefühlsausbruch einmal abgesehen, als er sich mit Nelson über die erste Forderung der Entführer gestritten hatte. Doch als wir beide beim Abendessen saßen, fingen seine Lippen plötzlich an zu zittern. Er bedeckte das Gesicht mit den Händen, begann zu schluchzen.

Stumm betrachtete ich ihn. Schließlich streckte ich hilflos die Hand aus und berührte ihn am Arm.

»Sie ist tot«, sagte er.

»Nein. Vielleicht rufen sie später an.«

»Warum sollten sie? Es war eine einfache Frage. Sie hätten nur mit ihr reden und zurückrufen müssen. Sie haben gesagt, wenn ich nicht bis zwei Uhr gestern nacht zahle, werde sie sterben. Sie ist tot.«

»Vielleicht ist es ja wirklich ein Bluff. Vielleicht sind es gar nicht die richtigen Entführer.«

»Wie das? Darüber haben wir doch schon gesprochen. Niemand weiß davon.«

Das stimmte, darüber hatten wir in der Tat schon gesprochen. Doch plötzlich fiel mir etwas ein.

»Warum haben sie mich im Hotel angerufen?«

»Sie sind Ihnen vom Hotel aus gefolgt«, sagte Luís. »Sie wußten, daß Sie dort wohnen.«

»Ja, aber sie hätten Ihre Nummer von Isabel erfahren können. Warum haben sie sie nicht ganz einfach gefragt?«

Luís schwieg für einen Augenblick. Dann hellte sich sein Gesicht auf, um sich gleich darauf wieder zu verdüstern. »Es sei denn, sie ist tot. Dann hat sie ihnen die Nummer nicht mehr geben können.«

»Sie haben überhaupt keinen Grund, Isabel umzubringen, Luís.« Meine Gedanken, die seit drei Tagen Purzelbäume schlugen, begannen sich plötzlich wieder zu ordnen. »Jetzt begreife ich! Es muß der Taxifahrer gewesen sein. Er hat die Entführung miterlebt und ist dann davongefahren. Sicherlich hat er es Freunden erzählt und sein Glück mit einer Lösegeldforderung versucht.«

Luís hörte zu.

»Ich rufe Nelson an. Mal sehen, was er davon hält.«

Doch bevor ich auch nur zum Hörer greifen konnte, läutete das Telefon. Ich erstarrte. Luís hob ab.

Ich nahm den Kopfhörer, den Nelson zwischengeschaltet hatte. Diesmal war es eine andere Stimme. Jünger, ruhiger. Luís redete etwa zwei Minuten lang. Ich konnte nicht verstehen, was gesagt wurde, aber Luís lächelte, als er auflegte.

»Und?«

»Es war ein anderer Mann. Er nennt sich Zico. Er sagt, er hat Isabel, und verlangt ein Lösegeld. Ich habe ihm die Frage nach dem Teddy gestellt, und er schien nicht beunruhigt. Er hat gesagt, er würde uns wieder anrufen und den Namen durchgeben.«

Eine zentnerschwere Last fiel von mir ab. Der erste Anrufer war also tatsächlich ein Trittbrettfahrer gewesen. Zicos Stimme war mir um einiges lieber. Sie klang viel ruhiger, vernunftgesteuerter.

»Zico? Ist das nicht der Name eines Fußballspielers?«

»Ja.« Luís lächelte grimmig. »Er war phantastisch. Er hat für Flamengo, meinen Verein, gespielt.«

»Wieviel verlangt er?«

Luís runzelte die Stirn. »Fünfzig Millionen Dollar.«

»Fünfzig Millionen! Um Himmels willen! Haben Sie denn so viel?«

»Theoretisch würden meine Anteile bei Horizonte wohl soviel wert sein, aber ich müßte die Bank schon verkaufen, um an das Geld heranzukommen. Und das wäre schwierig, nein, unmöglich.«

»Immerhin ist es ein Anfang«, sagte ich.

Luís lächelte. »Ja, das ist es.«

NEUNZEHN

Die nächsten beiden Tage waren eine Erleichterung. Nach einer halben Stunde rief Zico mit der richtigen Antwort auf Luís' Frage an: Lulu. Er drohte zwar, daß Isabel sterben würde, wenn die fünfzig Millionen Dollar nicht bis zum Ende der Woche gezahlt werden würden, aber Luís glaubte ihm ebensowenig wie ich. Wir waren glücklich, daß endlich der Prozeß begonnen hatte, der am Ende zu Isabels Freilassung führen würde.

Nelson kam zum Frühstück. Luís wirkte beinahe gelöst.

»Nun müssen wir uns über die Taktik unterhalten«, sagte Nelson. Er trug ein schreiend rotes Hemd, aus dessen offenem Kragen Büschel grauen Haares hervorsahen. Er sprach rasch, wählte seine Worte sorgfältig und wirkte sehr beherrscht. Mit der Einschätzung, daß es sich bei der ersten Anrufserie um einen Bluff handeln müsse, hatte er seine Kompetenz unter Beweis gestellt. Es war jetzt leichter, ihm zu vertrauen.

»In Ordnung«, sagte Luís.

»Wir müssen uns darüber klarwerden, wieviel Sie für Isabel zu bezahlen bereit sind.«

»Lächerlich!« protestierte Luís. »Die Antwort lautet natürlich: jeden Preis.«

»Nein«, sagte Nelson, »das ist nicht die richtige Ant-

wort. Vergessen Sie nicht, das hier ist eine geschäftliche Transaktion. Die Antwort muß lauten, die kleinste Summe, mit der sich die Entführer zufriedengeben. Sehen Sie, die Entführer können nicht genau wissen, wieviel Geld Sie haben. Irgendwann kommen wir an einen Punkt, wo wir sagen müssen, das ist unser letztes Angebot. Dann werden die Entführer, vorausgesetzt, sie glauben uns, Ihre Tochter freilassen.«

Luís tat einen tiefen Atemzug. »Okay.«

»Gut. Also, wieviel können Sie flüssig machen?«

Plötzlich hatte ich das Gefühl, hier fehl am Platze zu sein. Gleich würde dieser Mann, den ich kaum kannte und der sogar ein Konkurrent meines Arbeitgebers war, seine ganz persönliche finanzielle Situation offenlegen. Ich stand auf. »Vielleicht sollte ich lieber ...«

Luís hob die Hand. »Nein, bitte bleiben Sie.«

Ich zögerte. Er meinte es ehrlich. Auch Nelson nickte mir zu. »Okay«, sagte ich und setzte mich wieder.

»Wahrscheinlich kann ich bis zu fünf Millionen Dollar flüssig machen«, sagte Luís. »Vielleicht ein bißchen mehr. Dazu müßte ich allerdings mit Kollegen sprechen. Ohne Geld aufzunehmen, geht das aber auf gar keinen Fall.«

»Gut«, sagte Nelson. »Ich hoffe, daß wir viel weniger brauchen.« Er zog wieder Notizbuch und Kugelschreiber hervor. »Spielen wir ein paar Zahlen durch. Der Durchschnittspreis in Rio liegt augenblicklich bei zweihunderttausend Dollar. Aber ich denke, die Gegenseite weiß, wie wohlhabend Sie sind, oder vermutet es zumindest. Die erste Forderung war sehr hoch.«

»Ich kann keine fünfzig Millionen zahlen«, sagte Luís.

»Das erwarten sie auch nicht. Eine zweite Faustregel besagt, daß man sich ungefähr bei einem Zehntel der ersten Forderung einigt. Das wären in diesem Fall fünf Millionen Dollar. Aber auch das ist noch viel zu hoch für die gegenwärtige Marktsituation in Rio.«

»Das könnte ich notfalls aufbringen.«

Nelson schüttelte den Kopf. »Nein, ich denke, zwei Millionen müßten reichen. Eine Million könnten Sie von Dekker Wards Versicherungsgesellschaft zurückverlangen. Allerdings würden Sie wohl das Bargeld zunächst vorschließen müssen.«

»Vielleicht könnte Dekker Ward aushelfen«, schlug ich vor.

Luís kniff für einen Augenblick die Augen zusammen. »Nein, vielen Dank. Ich habe nicht die Absicht, mir von Ricardo Ross Geld zu leihen.«

Die Geschwindigkeit seiner Reaktion überraschte mich, aber es freute mich andererseits, daß er seine Geistesgegenwart wiedergefunden hatte.

Lange Zeit konnten Nelson und Luís sich nicht auf ein Limit einigen, endlich erklärten sich aber beide mit drei Millionen Dollar einverstanden.

»Gut, damit haben wir eine Zahl«, sagte Nelson. »Wir können nicht erwarten, daß es zu einer raschen Einigung hinsichtlich des Lösegelds kommt. Wir müssen den Kidnappern Gelegenheit geben, die Grenzen ein bißchen auszutesten, damit sie das Gefühl haben, daß hier wirklich verhandelt wird. Sonst werden sie uns nicht glauben, daß drei Millionen wirklich unser letztes Angebot sind.«

Luís öffnete den Mund, um ihm zu widersprechen.

»Wenn wir ihnen mehr Geld anbieten, bekommen wir Isabel deshalb nicht schneller frei, glauben Sie mir!«

Luís sah ein, daß Nelson recht hatte, und nickte.

»Ich schlage vor, daß wir mit einer Million Dollar anfangen und dann in Sprüngen von jeweils einer halben Million auf zwei Millionen erhöhen. Anschließend müssen wir kleinere Schritte machen, damit es so aussieht, als füllen uns weitere Erhöhungen sehr schwer. Unser Ziel muß es sein, die Verhandlungen kurz vor der Drei-Millionen-Grenze zu beenden.«

»Mir scheint der Abstand zwischen fünfzig Millionen und einer Million denn doch reichlich groß zu sein,« meinte Luís zweifelnd.

»Glauben Sie mir, eine Million Dollar ist ein großzügiges erstes Angebot bei einer Entführung.«

Wir glaubten ihm. Zico rief am Donnerstag abend an. Auf die eine Million, die Luís bot, reagierte er mit Verachtung. Er wisse, sagte er, daß Luís die Banco Horizonte gehöre. Luís erklärte ihm, daß er nur Anteile besitze und daß er diese nicht verkaufen könne. Er machte seine Sache sehr gut. Zunächst klang er sehr beherrscht und zeigte dann aber im Fortgang des Gesprächs mehr Emotion. Seine Behauptung, daß er nicht mehr als eine Million aufbringen könne, klang glaubhaft, wie ich fand.

Wir ließen das Band zurücklaufen und hörten uns das Gespräch noch einmal an. Zicos Stimme faszinierte mich. Ruhig, beherrscht, kaltblütig und intelligent. Die üblichen Drohungen, die er, Isabel betreffend, ausstieß, waren frei von der stumpfsinnigen Gewalttätigkeit des ersten Anrufers, des Trittbrettfahrers. Aber Zicos Kaltblütigkeit wirkte

nicht weniger gefährlich. Er würde Isabel nicht töten, so lange er keinen Vorteil darin sah. Aber wenn er Vorteile darin sah ...

Dann kam die Polizei. Sie nahm das Band mit, auf dem sich Zicos Anruf befand, um seine Stimme zu analysieren. Man hatte den Anruf zu einem Handy in einer belebten Einkaufsstraße im Norden der Stadt zurückverfolgt. Handys gibt es in Rio wie Sand am Meer. Das Telefonnetz ist so schlecht, daß man sich lieber auf Mobiltelefone verläßt. Deren Anrufe zurückzuverfolgen, ist praktisch unmöglich.

Ein Dutzend Polizisten durchsuchte den Tijuca-Wald, hatte aber bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nichts entdeckt.

Maria kümmerte sich um das leibliche Wohl von Luís und mir. Sie schien die Angelegenheit im allgemeinen gut zu verkraften, mußte hin und wieder aber doch aus dem Zimmer laufen, weil sie in Tränen ausbrach. Cordelia erschien jeden Tag für einige Stunden, aber das Warten zerrte an ihren Nerven. Sie wirkte sehr in sich gekehrt, ganz und gar nicht mehr wie die starke Frau, die ich im Kinderhort kennengelernt hatte. Sie ging nicht mehr dorthin. Vorübergehend nicht, sagte sie.

Tagsüber hielt ich mich in Luís' Wohnung auf, nachts schlief ich im Hotel. Ein paarmal schlenderte ich durch die Prachtstraßen von Ipanema. Es tat gut, wieder einmal Leben um sich zu haben, den Menschen zuzusehen, wie sie in den Nobelboutiquen Einkäufe tätigten, oder weiter oben an den Marktständen vorbeizuschlendern, wo Blumen, Teppiche und indianische Schmuckstücke verkauft wurden. Im Grunde war Ipanema ein Gewirr aus luxuriösen

Apartmenthäusern zwischen Strand und Lagune. Hin und wieder fand sich dazwischen ein altes Gebäude im Kolonialstil, wobei »alt« in Ipanema höchstens fünfzig Jahre bedeutet. In einem dieser Gebäude sah ich eine hübsche Bar und trat ein, um ein Bier zu trinken. Irgendwo hatte ich gelesen, daß der Song *The Girl from Ipanema* von einem Mann geschrieben worden war, der in einer solchen Bar gesessen und die einheimischen Schönheiten hatte vorbeiflaniieren sehen. Tatsächlich kamen viele junge Mädchen vorbei, sonnengebräunt und bezaubernd. Aber ihr Anblick erinnerte mich nur schmerzlich an Isabel.

Ich versuchte mir vorzustellen, wo sie war, wie es ihr ging. Bekam sie ausreichend zu essen? Konnte sie sich waschen? Für uns war es schon schwer genug. Um wieviel schlimmer mußte es erst für sie sein? Aber sie hatte einen starken Willen. Wenn jemand mit einer solchen Situation fertig werden konnte, dann sie.

Ich hätte sie nicht allein lassen dürfen. *Ich hätte sie nie allein lassen dürfen!*

Ich vermied den Strand von Ipanema. Über die Entführung hatte ich den Angriff auf mich ganz vergessen. Die Befürchtungen, die ich bezüglich der Geldwäsche und zweifelhafter Dekker-Ward-Geschäfte hatte, waren vollkommen in den Hintergrund getreten. In meinem Bewußtsein gab es nur noch einen Gedanken: Isabels Befreiung.

Mit Ricardo sprach ich regelmäßig. Es war irgendwie tröstlich, jeden Tag seine besonnene Stimme zu hören. Nelsons Verhandlungsgeschick schien ihn zu beeindrucken. Anstandslos bezahlte er meine Hotelrechnung weiter.

Er hatte mit Luís gesprochen, der ihn eindringlich gebeten hatte, mir vorerst den weiteren Verbleib in Rio zu gestatten.

Auch mit Jamie telefonierte ich. Er zeigte viel Mitgefühl. Die ganze Firma sei betroffen, sagte er, aber das Leben müsse weitergehen. Vor allem mußte der Verkauf der mexikanischen Bonds weitergehen. Das Geschäft lief nicht besonders, und es standen noch viele Bonds in Dekker Wards Büchern. In Mexiko ließ die Situation, so Jamie, sehr zu wünschen übrig. Die Leute begannen sich zu fragen, ob die Regierung in der Lage wäre, die Kredite umzuschulden, die dieses Jahr fällig wurden.

Was kümmerte mich das?

Von der Polizei erfuhren wir, daß man Zicos Stimme wiedererkannt hatte. Sie war in zwei früheren Entführungsfällen registriert worden. Jedesmal waren die Opfer gut behandelt und am Ende wohlbehalten auf freien Fuß gesetzt worden. Diese Nachricht gab Luís neuen Mut. Mir auch.

Doch das Warten begann auch mehr und mehr an unseren Nerven zu zerren. Isabels Entführung war erst vier Tage her; die Zeit kam uns aber viel länger vor. Nelson hatte uns gesagt, daß wir uns auf eine lange Wartezeit einrichten müßten. Diese Fälle zogen sich Wochen, manchmal Monate hin. Trotzdem dachten Luís, Cordelia und ich jedesmal, wenn das Telefon läutete, nun würde endlich die Einigung über Isabels Freilassung erzielt. Natürlich ging es nicht so schnell.

Auf Cordelias Vorschlag hin fuhren wir übers Wochenende auf Luís' *Fazenda* in der Nähe von Petrópolis. Das gehörte zu den Gepflogenheiten der Familie, und Cordelia

glaubte, daß ihrem Vater ein Tapetenwechsel gut tun würde. Er machte sich Sorgen, daß Zico uns nicht erreichen könnte, aber sie sagte, es sei ja immer jemand in der Wohnung, der die neue Telefonnummer weitergeben würde. Was könnte Zico schon groß dagegen einzuwenden haben?

Am Freitag nachmittag holte mich Luís im Hotel ab. Sein Chauffeur fuhr uns zum kleinen Flughafen Santos Dumont im Herzen der Stadt. Ich war überrascht. Petrópolis liegt nur vierzig Kilometer entfernt; niemand hatte erwähnt, daß wir fliegen würden. Luís war abgelenkt, als er mich durch das Flughafengebäude zu einem Kleinbus führte, der uns zu einem blauen Hubschrauber brachte. Zwei der fünf Sitze waren bereits von Cordelia und ihrem Mann besetzt. Während ich in den Hubschrauber kletterte, versuchte ich den Eindruck zu erwecken, als sei das die natürlichste Sache der Welt für mich. Zwei Minuten später war der Hubschrauber in der Luft und nahm Kurs auf die Guanabara-Bucht.

Nach zwanzig Minuten erreichten wir die Berge. Die Straßen und Häuserzeilen wandten sich unter uns wie Schlangen durch die Hügel. Wir gingen etwas herunter, so daß wir zu beiden Seiten von waldbedeckten Bergen umgeben waren. Dann umflogen wir einen Bergvorsprung, und da, unter nackten Felswänden lag sie, ein großes weißes Haus inmitten eines üppigen Parks mit Baumgruppen und einem See. Hinter dem Haus befand sich eine Rasenfläche, auf die ein großes »H« gemalt war.

Einst war die *Fazenda* das Herzstück einer großen Kaffeplantage gewesen. Die Zimmer waren geräumig und

kühl, die Möbel geschmackvoll, ohne protzig zu sein: dunkle Edelhölzer, chinesische Vasen, französische Gemälde aus dem 19. Jahrhundert. Es war ein paar Grad kühler als in Rio, aber immer noch warm, gemessen an den Verhältnissen, an die ich gewöhnt war. Trotzdem knisterte ein großes Kaminfeuer im Wohnzimmer.

Sobald wir angekommen waren, entspannte sich Luís sichtlich. Ich verstand, warum Cordelia auf den Wochenendausflug bestanden hatte. Es war ein liebgewonnenes Ritual, am Freitagabend hierherzukommen und abzuschalten. Und Abschalten, das hatten wir alle bitter nötig.

An diesem Abend war die Stimmung fast normal. Fernando, Cordelias Mann, war ein angenehmer Gesellschafter, ein Anwalt mit trockenem Humor, der nicht bereit war, sich oder Brasilien allzu ernst zu nehmen. Er betete Cordelia förmlich an.

Wir hatten uns gerade zum Abendessen um das eine Ende eines lächerlich langen Eßtisches versammelt und lachten – wirklich, wir lachten –, als plötzlich das Telefon läutete.

Es gab einen Apparat im Eßzimmer. An Luís' Reaktion konnten wir ablesen, wer der Anrufer war. Luís war vorbereitet. Besorgt, aber beherrscht sprach er ins Telefon. Keine zwei Minuten dauerte das Gespräch. Zico erklärte, eine Million seien eine Beleidigung. Luís erwiderte, fünfzig Millionen seien absurd. Zico war nicht bereit, von seiner Forderung abzugehen. Luís erhöhte auf anderthalb Millionen, um Zico zu zeigen, daß er die Regeln verstanden hatte und mitspielte.

Sofort danach rief Luís Nelson an, der sagte, er werde

am folgenden Tag herauskommen. Wieder machte er uns Mut. Alles verlaufe ganz nach Plan, sagte er.

Am nächsten Morgen führte Luís mich durch den Park. Etwa achthundert Meter weit erstreckte er sich einen sanften Hang hinauf, bis er mit dem Wald verschmolz. Der Anblick war atemberaubend. Zu beiden Seiten und vor uns wuchsen grotesk geformte Berge empor, die offenbar den gleichen geologischen Ursprung hatten wie die Berge in Rios Umgebung. Einer von ihnen ragte nackt und kahl auf, die anderen waren in den unteren Bereichen mit Bäumen und weiter oben mit Wiesen bedeckt. Der Park selbst war ein Tal, das mit Rasenflächen, Bäumen und Büschen bepflanzt war und auf der einen Seite von einem langen See begrenzt wurde. Die Luft war kühl und klar, wenn auch ein bißchen feucht. Über dem Plätschern des Wassers waren miteinander zankende Vogelstimmen zu hören. Auf dem See erblickte ich schwarze und weiße Schwäne, Flamingos, exotische Enten und eine Vielzahl anderer Wasservogelarten, die ich nicht kannte.

»Wunderschön«, sagte ich.

»Er ist von Burle Marx angelegt worden, einem Deutschen, der während des Krieges herübergekommen ist. Es ist wirklich ein ungewöhnliches Stück Natur. Mehr als zweitausend Pflanzenarten gibt es in diesem Park. Und im Lauf der Jahre ist er der Schauplatz einiger sehr schöner Feste gewesen.«

Nachdenklich betrachtete ich Luís. Eigentlich sah er ganz und gar nicht wie ein Partylöwe aus. Eher wie ein großer, einsamer Mann, der sich auch unter den gegenwärtig ausgesprochen widrigen Umständen gut hielt.

»Wie lange befindet sich das Anwesen schon in Ihrem Besitz?«

»Ungefähr fünf Jahre.«

Es mußte ein Vermögen gekostet haben. Ich hatte zwar gewußt, daß Isabel aus einer wohlhabenden Familie kam, aber keine Vorstellung von dem Ausmaß des Reichtums gehabt. Es kam mir merkwürdig vor, daß ein solcher Besitz privat genutzt wurde. In England hätte man ein Freilichtmuseum daraus gemacht.

Luís erriet meine Gedanken. »Wir haben nicht immer Geld gehabt. Ich zumindest nicht. Ich stamme aus einer alten brasilianischen Familie, einer der *Quatrocentonas*, der portugiesischen Familien, die vor vierhundert Jahren nach Brasilien kamen. Mein Urgroßvater besaß im Staat São Paulo Plantagen so groß wie manches europäische Land, dazu dreißigtausend Sklaven. Dann kam die Sklavenbefreiung, der Verfall der Kaffee Preise, die Wirtschaftskrise von neunundzwanzig. Mein Großvater war nicht sehr geschäftstüchtig. Es gibt noch einen kleinen Rest der Besitzungen, eine kleine Kaffeeplantage, die mein Bruder betreibt. Aber ich bin fortgegangen.«

Ein Riesenspektakel hob an, als ein weißer Schwan eine schwarze Schwäin zu besteigen versuchte. Luís lachte: »Schauen Sie! Brasilien, wie es lebt und lebt!«

»Sie sind nach Rio gegangen?« fragte ich, neugierig auf seine Geschichte.

»Ja. Ich habe dort studiert und bei einer großen Bank angefangen. Geld hat mich von klein auf fasziniert. Seit vielen Jahren ist Brasiliens Finanzsystem ziemlich komplex. Angesichts von Inflations- und Zinsraten von mehre-

ren tausend Prozent pro Jahr bot sich die Gelegenheit, viel Geld zu machen. 1986 beschloß ich, einen Teil dieses Geldes selbst zu verdienen, und gründete die Banco Horizonte. Wie Sie wissen, ist sie heute eine der größten Investmentbanken in Brasilien. Wir denken sogar daran, nach Übersee zu expandieren. Das ist der Grund, warum ich mir dies hier leisten kann.«

Luís machte keinen Versuch, seinen Stolz zu verbergen, und es gab in der Tat eine Menge, worauf er stolz sein konnte. »Aber es ist ein Jammer, wenn man so etwas aufbaut und dann damit rechnen muß, daß es eines Tages mit einem stirbt. Vivian und ich hätten gern einen Sohn gehabt.«

»Vivian war Ihre Frau?«

Er nickte, wandte sich um und blickte zur *Fazenda* zurück. »Das alles hier hat sie nie gesehen. Nichts von dem, was ich geschaffen habe. Aber vielleicht sieht sie es ja jetzt.«

»Aber Sie haben doch Isabel«, sagte ich.

Luís schnaubte. »Isabel! Wie kann ich sie dazu bekommen, für die Bank zu arbeiten? Sie ist doch viel zu stor. Sie haben ja gehört, was sie gesagt hat. Meine Töchter! Ich glaube, kein Vater versteht seine Töchter. Aber Isabel und Cordelia könnten doch wenigstens einmal etwas Vernunft beweisen. Vielleicht bringt sie diese Geschichte zur Besinnung.«

»Vielleicht. Aber ich bin mir nicht sicher, ob das so wünschenswert wäre.«

Er warf mir einen überraschten Blick zu.

»Die beiden sind genau wie Sie, nicht wahr?« fuhr ich fort. »Sie wollen ihren eigenen Weg gehen. Auf eigenen

Füßen stehen. Daß Sie dagegen sind, ist nur ein zusätzlicher Ansporn für sie. Für Isabel gilt das mit Sicherheit.«

Luís ließ ein kurzes, trockenes Lachen hören. »Ich nehme an, Sie haben recht.«

»Das ist einer der Gründe, warum ich sie mag.«

Er schwieg. Prüfend betrachtete er mich. »Sie stehen sich ziemlich nahe, habe ich recht? Näher als Kollegen oder Freunde?«

Einen Augenblick ergriff mich Panik. Ich sah mich den flammenden Vorwürfen eines zornigen lateinamerikanischen Vaters ausgesetzt, der mich beschuldigte, seine Tochter entjungfert zu haben. Aber Luís' Blick war freundlich, ja billigend.

Ich nickte.

Luís wandte sich um und setzte seinen Weg hügelaufwärts fort. »Bem«, murmelte er, glaube ich. Genau konnte ich es nicht verstehen.

Wir beschlossen, auf der *Fazenda* zu bleiben. Für Nelson war das ziemlich unbequem, denn er mußte täglich eine Autofahrt knapp von anderthalb Stunden auf sich nehmen, aber es war gut für Luís und gut für mich. Wir waren optimistisch. Solange wir mit der Warterei zurechkamen, standen Isabels Chancen gut.

Am Sonntag abend flogen Cordelia und Fernando mit dem Hubschrauber in die Stadt zurück. Zico rief noch einmal an. Diesmal lauschte ich dem Gespräch. Ich schnappte die Worte dreißig Millionen auf und daß Luís wenig später mit zwei Millionen konterte. Noch immer waren wir weit von unserem Ziel entfernt, aber wir rückten

ihm langsam, aber sicher näher. Wenn es in diesem Tempo weiterging, würde Isabel in einigen Wochen frei sein. Ich überlegte, ob ich nach London zurückkehren sollte. Die Dinge schienen ihren erwarteten Gang zu gehen, und es gab kaum noch etwas, was ich tun konnte. Ewig konnte ich schließlich nicht bleiben.

Wir begannen uns an das langsame Verhandlungstempo zu gewöhnen. Doch am Dienstag, dem achten Tag der Entführung, sollte sich alles jäh ändern.

ZWANZIG

Wir saßen gerade beim Frühstück, als Nelson kam. Er schien aufgereggt zu sein.

»Ich habe Neuigkeiten.«

Luís blickte von dem winzigen Brötchen auf seinem Teller auf. Er aß noch immer sehr wenig. »Von Isabel?«

»Ja, die Polizei hat einen Hinweis bekommen, den sie ernst nimmt. Kennen Sie die Disque Denúncia?«

Luís nickte.

An mich gewandt, fügte Nelson erläuternd hinzu: »Eine Hotline, über die die Bevölkerung die Polizei anonym über strafbare Handlungen informieren kann. Offenbar hat man vor ungefähr einer Woche beobachtet, daß mitten in der Nacht eine Frau mit Augenbinde aus einem Auto in eine kleine Hütte geführt wurde. Die Hütte liegt in Irajá im Norden der Stadt. Heute morgen will die Polizei das überprüfen.«

»Sie wird doch hoffentlich vorsichtig sein und keinen Versuch unternehmen, die Hütte zu stürmen?«

»DaSilva hat es mir versprochen. Sollten Zico und seine Freunde tatsächlich aufgespürt werden, wird man sie lediglich beobachten und sie erst verhaften, nachdem Isabel freigelassen worden ist.«

»Sind Sie sicher?« Luís bedachte Nelson mit einem mißtrauischen Blick.

»Ich kenne DaSilva seit fünfzehn Jahren. Er hat mir sein Wort gegeben.«

Luís sah besorgt aus, und ich teilte sein Unbehagen. Nelson war Ex-Polizist. Da mußte er schließlich sagen, daß er der Polizei vertraute. Auf der anderen Seite würden ihn seine ehemaligen Kollegen sicherlich nicht so leicht belügen. Wir mußten abwarten. Auf jeden Fall hielt ich eine spektakuläre Polizeiaktion für das denkbar schlechteste Mittel, um Isabel freizubekommen. Je länger ich darüber nachdachte, desto größer wurde meine Besorgnis.

Nelson sah, daß Luís keineswegs beruhigt war.

»Die Hütte wird von nun an überwacht werden«, sagte er. »DaSilva hat gesagt, er würde uns noch heute morgen anrufen.«

Der Kriminalbeamte hielt Wort. Beim Eintreffen der Polizei war die Hütte leer gewesen. Sie hatte einen Keller, in dem man eine Vielzahl von Hinweisen gefunden hatte, aus denen hervorging, daß dort ein Entführungsopfer versteckt worden war. Die Spuren ließen darauf schließen, daß man in der Mitte des Raumes ein Zelt errichtet hatte, was offenbar oft geschah, um die Entführer vor den Blicken ihrer Opfer zu schützen. Man hatte Lebensmittelpackungen, leere Plastikflaschen und einige ziemlich frische Brotreste gefunden. Keine Blutspuren.

Dort war jemand gefangengehalten und erst vor kurzem an einen anderen Ort gebracht worden.

Eine halbe Stunde später klingelte das Telefon. Aber es war nicht DaSilva, sondern Zico.

Diesmal wurde die Diskussion ziemlich heftig. Ich konnte kaum etwas verstehen, aber Luís war so wütend,

wie ich ihn noch nie zuvor gesehen hatte. Nach einigen Minuten knallte er den Hörer auf die Gabel und wandte sich an Nelson, die Zornesröte stand ihm ins Gesicht geschrieben.

Sie wechselten einige scharfe Worte auf portugiesisch, dann stürmte Luís aus dem Wohnzimmer in den Park. Zum erstenmal wirkte Nelson verwirrt und wütend. Ich folgte Luís.

Er stand draußen, blickte in den Park hinaus und atmete schwer. Über dem Hügel am Ende des Tals braute sich eine dunkle Wolke zusammen und drohte mit Regen.

»Was ist geschehen?« fragte ich.

»*Merda*«, stieß er hervor. Und noch einmal: »*Merda! Merda! Merda!*«

Ich wartete.

»Zico wollte wissen, warum wir die Polizei informiert haben. Ich habe gesagt, das hätten wir nicht. Die Polizei habe nur einen Hinweis erhalten. Er hat mir nicht geglaubt.« Noch immer war er äußerst erregt. »Zico hat gesagt, wir könnten unserem Herrgott dafür danken, daß Isabel noch am Leben sei. Aber er will uns nur noch eine Chance geben. Entweder ich zahle bis morgen abend zehn Millionen Dollar oder ... Jetzt, wo ihm die Polizei auf den Fersen sei, könne er nicht mehr länger warten. In zwei Stunden ruft er mich nochmals an. Es hörte sich an, als ob er es verdammt ernst meint.« Luís nickte mit dem Kopf in Richtung des Hauses. »Ich habe dem Trottel da drinnen gesagt, die Polizei hätte ohne Rücksprache mit mir niemals das Versteck durchsuchen dürfen. Ich hätte ihm nicht vertrauen sollen.«

Ich ließ Luís einen Augenblick, sich zu beruhigen. »Was werden Sie tun?«

»Ich weiß nicht. Das Lösegeld zahlen, nehme ich an. Ich darf Isabels Leben nicht noch einmal aufs Spiel setzen.«

»Können Sie denn bis morgen die zehn Millionen Dollar auftreiben?«

»Keine Ahnung. Leicht wird es jedenfalls nicht sein.«

»Was sagt Nelson?«

»Es interessiert mich einen Dreck, was Nelson sagt.«

Wir schlugen den Pfad zum See ein. Vor uns zeichnete sich das flammende Orange eines Baumes ab. Die Wolken am Ende des Tals waren noch dunkler geworden, obwohl der Park noch immer im Sonnenlicht lag.

Ich gab mir einen Ruck. »Es sieht so aus, als hätte die Polizei einen Fehler gemacht. Vielleicht hat auch Nelson einen Fehler begangen, als er ihr vertraut hat. Aber seine Ratschläge waren bisher sehr nützlich. Er ist sachlich, und er hat die Situation bisher korrekt eingeschätzt. Vielleicht sollten wir uns anhören, was er uns zu sagen hat. Dann können wir immer noch entscheiden.«

Schweigend gingen wir weiter. Ich machte mir schreckliche Sorgen um Isabel, trotzdem war ich der Meinung, daß wir ruhig bleiben und uns an die Regeln halten sollten. Zico war bereit, Isabel am Leben zu lassen, und Luís war bereit, ein Lösegeld zu zahlen. Wenn wir die Nerven behielten, würden wir unser Ziel erreichen.

»In Ordnung, sprechen wir mit ihm«, sagte Luís.

»Gut«, sagte ich, und wir eilten zum Haus zurück, denn der Himmel war jetzt schwarz, und die ersten Regentropfen begannen zu fallen.

»Verhandeln Sie weiter«, sagte Nelson. »Er ist so schnell mit dem Preis heruntergegangen, weil er weiß, daß Sie sich Sorgen um die Polizei machen. Er möchte das Geschäft rasch zum Abschluß bringen. Das ist natürlich in unserem Interesse, aber nicht für zehn Millionen. Bisher haben wir unser Angebot jedesmal um eine halbe Million erhöht. Diese Summe sollten wir jetzt verringern, um ihm zu signalisieren, daß das Ende der Fahnenstange bald erreicht ist. Bieten sie ihm zwei Millionen zweihunderttausend.«

»Nein!« sagte Luís. »Das ist zu wenig! Warum soll ich ihm nicht drei bieten?«

»Weil er dann denkt, daß er noch viel weiter gehen kann«, sagte Nelson, der allmählich die Geduld verlor. »Begreifen Sie denn nicht, daß die Verhandlungen um so länger dauern werden, je größer Ihre Steigerungsraten sind?«

Ich verstand, was Nelson meinte. Schließlich setzte sich diese Erkenntnis auch bei Luís durch.

Zum angegebenen Zeitpunkt rief Zico wieder an. Luís unterbreitete ihm sein Angebot von zwei Komma zwei Millionen Dollar. Das Gespräch dauerte nicht lange. Luís wurde blaß, aber blieb hart.

»Was hat er gesagt?« fragte ich, kaum, daß Luís den Höerer aufgelegt hatte.

»Er hat fünf Millionen verlangt«, sagte Luís. »Und er hat gesagt, Isabel würde unwiderruflich sterben, wenn ich nicht bis morgen abend gezahlt hätte. Ich glaube ihm. Er will in zwei Stunden zurückrufen.«

Ich blickte Nelson an, der ein nachdenkliches Gesicht machte. »Er geht mit seinen Forderungen zu rasch runter«,

sagte er. »Ich habe noch nie erlebt, daß jemand so schnell nachgegeben hat. Und er scheint es ausgesprochen eilig zu haben, die Sache durchzuziehen.«

»Er glaubt, die Polizei ist ihm auf den Fersen«, murmelte Luís.

Nelson schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, daß ihn das sonderlich stören würde. Entführer müssen stets damit rechnen, daß die Polizei hinter ihnen her ist.«

Wir sahen ihn an. Sein Gesicht verdüsterte sich.

»Was ist los?« fragte ich.

Er seufzte. »Ich glaube, wir sollten noch einmal ein Lebenszeichen verlangen.«

Luís explodierte. »Sie haben doch gehört, was er gesagt hat. Darauf läßt er sich nicht mehr ein. Wir haben keine Zeit mehr für dererlei Späße.«

Ich schwieg. Mir war hundeeelend zumute. Ich wußte, was Nelson vermutete.

Luís bemerkte meinen Gesichtsausdruck. »Was ist los?«

Ich sagte nichts. Ich brachte kein Wort heraus.

»Was zum Teufel ist los?« fragte Luís wieder.

»Nelson glaubt, daß sie möglicherweise tot ist«, sagte ich ruhig. »Deshalb haben die Entführer es plötzlich so eilig, ihr Geld zu bekommen.«

»Nein!« rief Luís. »Es gibt nicht den geringsten Grund zu dieser Annahme. Das glaube ich nicht!«

Nelson hob die Hand. »Vielleicht haben Sie recht. Ich hoffe es sehr. Aber wir müssen uns vergewissern.«

»Und dann möchten Sie natürlich, daß ich mein Angebot wieder nur um einen winzigen Betrag erhöhe?«

Nelson nickte.

»Kommt nicht in Frage! Ich werde die fünf Millionen akzeptieren, und morgen abend ist Isabel wieder da!«

Nelson, der Luís nachdenklich betrachtete, zuckte mit den Achseln. »Ich kann nur meinen Rat anbieten, mehr nicht.«

»Genau.«

»Luís?« sagte ich vorsichtig.

Unwillig sah er mich an.

»Ich weiß, daß Sie fünf Millionen Dollar zahlen können und möchten. Das ist gut so. Auch ich möchte Isabel so bald wie möglich wiedersehen. Aber Nelson hat recht, wir sollten uns vergewissern, ob sie noch am Leben ist. Warum warten Sie also mit den fünf Millionen nicht, bis Sie ein Lebenszeichen bekommen? Wenn die Entführer Isabel haben und wenn sie wissen, daß sie die fünf Millionen kriegen, warum sollen sie uns dann nicht ein solches Zeichen geben?«

Hilfesuchend sah ich Nelson an. Er nickte.

»Na gut«, sagte Luís. »Aber die Frage müssen Sie sich einfallen lassen.«

Die Frage lautete: »Aus welcher Stadt kommt Dave?« Luís bekam keine Gelegenheit, sie zu stellen.

Als er ein Lebenszeichen verlangte, weigerte sich Zico. Luís bestand darauf, aber ohne Erfolg. Schließlich endete das Telefongespräch damit, daß Zico schwor, er würde Isabel umbringen.

Luís legte auf. Sein Gesicht war starr und kalt.

»Sie wissen, was das bedeutet«, sagte Nelson ruhig.
»Möglicherweise ist sie schon tot.«

Groß und hager stand Luís vor mir. Die Ereignisse der letzten Tage, vor allem der letzten Minuten, hatten ihn, bildlich gesprochen, über Nacht altern lassen.

»Ich gehe in ihr Zimmer«, sagte er.

Ich stapfte den Pfad hinauf. Zu beiden Seiten bildeten die Bäume und das Unterholz des atlantischen Regenwalds eine dunkle, grüne Wand. Doch ich hatte kaum einen Blick für das üppig wuchernde Leben um mich her: Mein Blick war auf den Boden geheftet, meine Gedanken galten Isabel.

Meine Gefühle waren ein Sammelsurium aus Widersprüchen. Ich kannte sie kaum und hatte doch das Empfinden, sie besser zu kennen als irgendein anderer Mensch. Wieder und wieder wurden die Gespräche, die wir miteinander geführt hatten, in meinem Gehirn abgespielt, besonders die Diskussionen über Gott und die Welt, die bis spät in die Nacht gegangen waren. Ich sah Bruchstücke ihres Bildes vor mir – mal ihre großen Augen, mal ihr scheues Lächeln hinter einer Strähne schwarzen Haares. Und ich erinnerte mich, wie ich sie zum erstenmal gesehen hatte, an einen Schreibtisch bei Dekker Ward gelehnt, sehr anziehend und ungeheuer sexy.

Aus dem Wald kam ich auf die weiter oben gelegenen Weideflächen der Schafe. Hinter mir öffnete sich, wie ich wußte, der wunderbare Ausblick auf die *Fazenda* und die Vororte von Petrópolis. Aber ich drehte mich nicht um. Mein Kopf blieb gesenkt, die Augen auf den Boden gerichtet.

Ich war wütend, wütend, daß Isabel nun möglicherweise tot war. Wütend auf mich, weil ich sie im Stich gelassen

hatte, wütend auf Nelson, weil er die Polizei nicht daran gehindert hatte, den Entführern auf den Leib zu rücken, wütend auf Luís, weil er sich nicht besser unter Kontrolle gehabt hatte. Doch am schlimmsten war etwas, das ich mir selbst kaum eingestehen mochte: Ich war wütend auf Isabel. Sie hatte doch gewußt, daß sie gefährdet war. Warum war sie nicht vorsichtiger gewesen? Warum hatte sie sich ausgerechnet jetzt umbringen lassen müssen, wo mir klar wurde, was sie mir bedeutete?

Eigentlich wußte ich gar nicht, was sie mir bedeutete. Ich war viel zu durcheinander, um das beurteilen zu können. Unsere Beziehung hatte ja gerade erst begonnen. Wie hätte sie sich entwickelt? Wäre überhaupt etwas aus ihr geworden? Ich ertappte mich dabei, wie ich mir in meiner Phantasie ein gemeinsames Leben mit ihr ausmalte. Hätten wir in meiner kleinen Wohnung in Primrose Hill gelebt? Es fiel mir schwer, sie mir dort vorzustellen.

Diese Gedanken waren absurd. Vielleicht hätte es überhaupt nicht geklappt mit uns. Und nun hatten Zico und seine Freunde aller Wahrscheinlichkeit nach dafür gesorgt, daß ich es wohl nie erfahren würde.

Ich konnte mich nicht damit abfinden.

War sie wirklich tot? Nelson war davon überzeugt. Luís nicht. Von Zico hatten wir nichts mehr gehört.

Die Logik sprach für Nelsons Annahme, und er hatte Erfahrungen mit solchen Situationen. Doch bevor wir nicht einen Beweis für ihren Tod hatten, konnte ich einfach nicht daran glauben. Mir ging es wie Luís. Ich mußte hoffen und beten, daß sie noch lebte, ob es nun vernünftig war oder nicht.

Auf dem Kamm des Hügels angekommen, hielt ich inne und setzte mich. Unter mir schmiegte sich die *Fazenda* in das Tal.

Zwei schreckliche Tage lagen hinter uns. Luís war nur noch ein Schatten seiner selbst. Cordelia war ins Krankenhaus gegangen. Die Ärzte befürchteten, daß sich die ganze Aufregung nachteilig auf ihre Schwangerschaft auswirken könnte. Nelson Zarur hatte angeboten, auf sein Honorar zu verzichten, aber schließlich hatte Luís es doch gezahlt.

Ich hatte Ricardo angerufen und ihm mitgeteilt, daß es den Anschein habe, als sei Isabel umgebracht worden. Er hatte versucht, unbeteiligt zu wirken, aber seine Stimme hatte tot und leer geklungen. Ich würde bald nach London zurückkehren, hatte ich ihm gesagt. Er hatte das Gespräch rasch beendet. Isabel hatte recht gehabt: Sie hatte ihm etwas bedeutet.

»Sie lebt noch, ganz bestimmt.«

Es war Abend. Durch die Terrassentür hinter uns hätte man sehen können, wie die letzte Glut der Sonne hinter dem Berg am Ende des Tals verschwand. Vor uns knisterte ein Kaminfeuer. Eine halbe Stunde hatten wir schweigend in die Flammen gestarrt, nur hin und wieder einen Schluck Ballantine's aus unseren Gläsern genommen.

Ich nickte. »Ich weiß.«

»Wir müssen daran glauben, ganz egal, was Nelson oder Zico oder wer auch immer sagt.«

Schweigen.

»Wie war sie so? Bei der Arbeit?«

»Ruhig. Ernsthaft. Sehr tüchtig. Sie brachte etwas zu-
stande. Ich glaube, man hat viel von ihr gehalten.«

Luís schüttelte den Kopf. »Es hat mich damals über-
rascht, daß sie bei einer Bank angefangen hat. Irgendwie
auch enttäuscht. Sie war immer so voller Idealismus gewe-
sen. Natürlich war ich anderer Meinung, und wir haben
uns gestritten, aber ich habe ihre Ideale respektiert. Dann
ist sie in die Vereinigten Staaten gegangen, und als sie zu-
rückkam, wollte sie unbedingt beweisen, daß sie mehr vom
Bankgeschäft versteht als ich. Warum?«

»Ich weiß es nicht. Aber sie stand ganz offensichtlich un-
ter großem Erfolgszwang. Sie wollte etwas beweisen, und
wenn ich mich nicht täusche, dann wollte sie es Ihnen be-
weisen.«

»Das brauchte sie doch nicht!« sagte Luís. »Für mich
reichte es völlig aus, daß sie meine Tochter war. Ich habe
nicht von ihr erwartet, daß sie eine große Finanzexpertin
wird.«

Einen Augenblick dachte ich über seine Worte nach.
»Vielleicht war gerade das ihr Ansporn, die Tatsache, daß
Sie nichts von ihr erwartet haben. Ich weiß es nicht. Aber
machen Sie sich keine Vorwürfe. Sie haben eine wunderba-
re Tochter großgezogen. Darauf können Sie stolz sein.«

Luís starnte schweigend ins Feuer.

»Sie hat ihre Ideale nicht verloren«, sagte ich. »Dieser
Favela-Deal war eine glänzende Idee. Und sie hat daran ge-
glaubt. Für sie war er die einmalige Gelegenheit, ihre Fä-
higkeiten endlich für etwas Gutes einzusetzen.«

»Es war wirklich etwas Gutes. Sehr schade, daß es nicht
geklappt hat.«

»Daran ist nur Ricardo Ross schuld.«

»Oswaldo Bocci ist Abschaum. Ricardo ist ein Narr, daß er sich mit ihm eingelassen hat. Ich weiß, daß Dekker Ward eine ausgezeichnete Firma ist. Aber manchmal geht Ross zu weit. Ich wünschte, Isabel hätte für jemand anders gearbeitet.«

»Hat die Firma einen schlechten Ruf?«

»Ja. Nicht daß sie wirklich korrupt wäre. So dumm ist Ricardo nicht. Doch ihr haftet ...« – er suchte nach dem passenden Wort – »... ein gewisser Geruch an. Sie macht Geschäfte mit Leuten, mit denen man keine Geschäfte macht. Oswaldo Bocci zum Beispiel. Und sie setzt sich über Regeln hinweg, die man besser respektieren sollte.«

Ich war nicht sonderlich überrascht. »Das hat Isabel doch vermutlich auch gewußt, als sie bei Dekker Ward angefangen hat?«

»Ja«, sagte Luís. »Ich habe versucht, es ihr auszureden, aber damit nur das Gegenteil erreicht. Sie hat gesagt, das sei eine außergewöhnliche Karrierechance für sie, und *sie* werde absolut ehrlich sein. Ich glaube, das ist sie auch gewesen. Sie hat einen guten Ruf in Brasilien.«

Das Feuer knackte, und die Funken stoben. Mittlerweile war es beinahe vollkommen dunkel geworden, so daß das Zimmer nur vom Feuerschein des Kamins erleuchtet wurde.

»Ich werde kündigen, sobald ich wieder in London bin«, sagte ich.

»Tatsächlich?« Luís richtete sich in seinem Stuhl auf.
»Warum?«

»Mir gefällt das Bankgeschäft nicht. Vielleicht ist es auch

nur Dekker Ward. Ich hatte mich schon entschieden, bevor ich mit Isabel hierherkam.«

Luís antwortete nicht. Wieder schwiegen wir. Unsere Gedanken wanderten zurück zu Isabel.

»Wir können den *Favela*-Deal retten«, sagte Luís.

»Wie?«

Zum erstenmal seit Tagen lächelte Luís. Es war ein spartes Lächeln. Die Art, wie sich seine Mundwinkel kräuselten, erinnerte mich an Isabel. »Bocci ist ein Emporkömmling in Rios Medienlandschaft. Ich habe Freunde mit größeren Zeitungen. Wir können Ricardo mit seinen eigenen Waffen schlagen. Das wird ihm weh tun. Und es ist wenigstens etwas, was wir für Isabel tun können.«

EINUNDZWANZIG

Am Montag erschien ich mit sehr gemischten Gefühlen wieder zur Arbeit. Doch ich wurde allenthalben mit Lächeln, Kopfnicken, Mitgefühl und taktvollen Fragen empfangen. Es vermittelte mir das Gefühl, nach Hause zu kommen. Leider würde es nicht von langer Dauer sein.

Nach der Morgenbesprechung begab ich mich widerwillig an meinen Schreibtisch. In den drei Wochen, die seit meiner Abreise vergangen waren, hatten sich regelrecht Stapel an Papieren aufgetürmt. Ich blickte zu Isabels Platz hinüber. Leer und ordentlich. Bereit für den nächsten.

Ricardo kam herüber, zog einen Stuhl heran und setzte sich neben mich. Es war ruhig hier drüben, ein gutes Stück vom Quadrat der Trader und Verkäufer entfernt, die bereits die Telefone strapazierten.

»Wie fühlen Sie sich?«

Ich zuckte nur mit den Achseln.

»Es hat uns alle sehr erschüttert«, fuhr Ricardo fort. »Die letzten zwei Wochen waren schwierig. Und dann, als alles sich zum Guten zu wenden schien, ist es plötzlich gründlich schiefgegangen.«

Ich nickte.

»Für ihren Vater muß es besonders schlimm sein. Er hat ihr viel bedeutet.« Klar. Isabel hatte ihm sicherlich eine

Menge über sich und ihre Familie erzählt, mehr oder minder dasselbe wie mir. Irgendwie behagte mir der Gedanke nicht besonders.

»Es ist schrecklich für ihn. Nicht zu wissen, ob sie noch am Leben ist oder nicht.«

»Und dieser Nelson Zarur meint, es besteht keine Aussicht, daß sie noch am Leben ist?«

»Aussicht besteht immer, aber er ist nicht sehr zuverlässig. Die Polizei auch nicht.«

Wir schwiegen. Eigentlich hatte ich keine Lust, mit Ricardo über diese Dinge zu sprechen. Aber es lag wieder etwas außerordentlich Gewinnendes in seiner Offenheit. »Ich habe sie gemocht«, sagte Ricardo. »Und wenn ich mich nicht täusche, Sie auch.«

»Ja, ich mochte sie«, sagte ich ruhig. »Ich meine, ich mag sie.« Es widerstrebt mir zutiefst, in der Vergangenheitsform von Isabel zu reden. Für mich lebte sie. Sie mußte leben.

»Tut mir leid«, sagte Ricardo. »Sie haben recht. Ich kann mich auch nicht damit abfinden ... daß sie nicht mehr lebt.« In seiner Stimme war eine Zartheit, die ich bei ihm so noch nie gehört hatte. »Menschen reagieren auf solche Situationen höchst unterschiedlich. Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht. Lassen Sie es einige Zeit langsam angehen, wenn Sie möchten. Oder stürzen Sie sich in die Arbeit, wenn es Ihnen lieber ist, um sich abzulenken. Tun Sie das, wonach Ihnen zumute ist. Wir haben viel Geduld.«

Bis ihr die brasilianischen Zeitungen lest, dachte ich. Luís hatte gesagt, die Geschichte würde Anfang der Woche erscheinen. Inzwischen hatte ich doch Bedenken. In Luís' Wohnzimmer, vor dem Kamin, beim Gedanken an Isabel,

da hatte mir die Idee gefallen. Jetzt war ich mir nicht mehr ganz so sicher. Auf jeden Fall wollte ich nicht mehr in der Firma sein, wenn die Bombe platzte.

»Ricardo?«

»Ja?«

»Da ist noch etwas, was ich Ihnen sagen möchte.«

Er wartete.

»Ich kündige.«

»Was?«

»Ich sagte, ich kündige.«

Ricardo wollte etwas sagen, bemerkte aber meinen Gesichtsausdruck und hielt den Mund. Während er sich zu fassen suchte, sah er mich an. Ich hielt seinem Blick stand.

»Warum?« fragt er ruhig.

»Ich habe darüber nachgedacht, als ich in Brasilien war. Und nach dem, was Isabel zugestoßen ist ... mag ich hier einfach nicht mehr arbeiten.«

»Es ist ganz natürlich, Nick, daß Sie völlig durcheinander sind. Nehmen Sie sich ein paar Tage frei ...«

»Nein, es geht nicht nur um Isabel.« Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen. »Ich glaube, ich komme mit dem Stil von Dekker Ward nicht zurecht.«

Ricardo runzelte die Stirn. »Mit was für einem Stil? Was meinen Sie?«

Ich hielt inne, um meine Gedanken zu ordnen. Ich wußte, daß ich aufpassen mußte, sonst würde Ricardo mich umstimmen. »Wir haben damals auf dem Rückflug von Brasilien darüber gesprochen. Und inzwischen haben sich noch andere Dinge ereignet, die mich nachdenklich gestimmt haben.«

»Und was war mit der Brady-Schlacht gegen Bloomfield Weiss? An der haben Sie sich doch kräftig beteiligt, oder?«

»Richtig.«

»Hat sie Ihnen keinen Spaß gemacht?«

»Doch.«

Ricardo hielt inne und blickte mich an. »Wissen Sie, wieviel Geld Sie verdienen werden, wenn Sie so weitermachen wie bisher?«

»Nein.«

»Schätzen Sie!«

»Na ja, neun Monate Arbeit, das macht etwas mehr als zwanzigtausend Pfund Gehalt und dazu einen Bonus.«

»Wieviel Bonus?«

Zum Teufel mit ihm! Ich hätte die Frage einfach nicht beachten sollen. Aber sie faszinierte mich. Er war gerissen. Ich war des Geldes wegen zu Dekker Ward gegangen. Für wieviel Geld, war offen geblieben. Jetzt würde ich es erfahren.

»Keine Ahnung. Zehntausend Pfund vielleicht?«

»Ich wäre nicht überrascht, wenn Sie in diesem Jahr einen Bonus von hunderttausend Dollar bekämen.«

Himmel! Ich versuchte jeglichen Anflug von Aufregung oder Gier aus meinem Gesicht zu bannen. Ein Lächeln, das sich trotzdem einstellen wollte, unterdrückte ich. »Oh«, sagte ich mit etwas gepreßter Stimme.

»Und außerdem investieren wir für Sie natürlich in den Mitarbeiter-Trusts. In drei Jahren sollten Sie mindestens eine halbe Million haben. In fünf eine Million. Na, möchten Sie immer noch kündigen?«

Er sagte die Wahrheit, das erkannte ich. Mit einer Million Pfund konnte ich den Rest meines Lebens tun, wozu

ich Lust hatte. Wenn ich jetzt ging, würde ich noch nicht einmal den Heizkessel reparieren lassen können.

Aber ich würde mich selbst verlieren. Ich wäre nicht mehr der, der ich heute war; ich wäre zwar reich, aber jemand, der mir nicht gefallen würde. Vor allem aber jemand, den Isabel nicht würde leiden mögen.

»Ja«, sagte ich.

Die Zornesröte stieg ihm ins Gesicht. »Sie sollten wirklich in Ruhe noch einmal darüber nachdenken. Lassen Sie sich eine Woche Zeit.«

»Nein, ich möchte heute noch gehen.«

»Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich. Das habe ich Ihnen gesagt!«

Ich hob die Hände. »Hören Sie, ich will Dekker Ward nicht den Krieg erklären. Es ist nur der falsche Beruf, das ist alles.«

»Nein, Nick. Ich habe viel Vertrauen in Sie gesetzt, und Sie haben mich enttäuscht. Das werde ich Ihnen nicht vergessen.«

Durchdringend blickten seine blauen Augen. Bis auf den Grund meiner Seele, so kam es mir vor. Es war ein sehr unbehagliches Gefühl. Am liebsten hätte ich den Kopf gebeugt und gesagt: »Natürlich, Ricardo. Ich freue mich, daß ich bleiben darf.« Statt dessen hielt ich dem Blick dieser Augen stand und blieb stumm.

»Na gut. Sie brauchen nicht sofort zu gehen. Sie beabsichtigen doch nicht zur Konkurrenz überzulaufen, oder?« Ein gefährliches Leuchten tauchte in seinen Augen auf.

Ich schüttelte den Kopf. Ich würde den gleichen Fehler nicht zum zweitenmal begehen.

»In Ordnung. Räumen Sie Ihren Schreibtisch auf und verschwinden Sie bis heute abend. Mit Eduardo können Sie über Ihre Papiere und das Darlehen sprechen.«

Damit stand er auf, drehte mir den Rücken zu und ging davon.

Ich stützte den Kopf in die Hände und seufzte. Ich kam mir beschissen vor – wie ein Verräter oder Feigling. Wie machte er das nur? Wie schaffte er es, solche Gefühle in einem zu wecken?

Noch vor ein paar Minuten hatte er sich ausgesprochen mitfühlend verhalten. Und dann ... Es war wahrscheinlich diese Besessenheit. Alles, was gegen sein geliebtes Dekker Ward gerichtet war, nahm er persönlich, auch wenn es nur die Kündigung eines Mitarbeiters war, der erst ein paar Wochen bei der Firma arbeitete.

Seine Worte kamen mir wieder in den Sinn: »Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich.« Keine Kompromisse.

Ich wußte, daß ich die richtige Entscheidung getroffen hatte. In Brasilien waren alle Bedenken und Zweifel in den Hintergrund getreten: die Geldwäsche, der Vertrauensbruch gegenüber Wojtek und Daves Schicksal. Aber sie würden sich wieder bemerkbar machen. Ich hatte meine Kündigung mit Isabel erörtert, und sie hatte sie gebilligt. Abgesehen davon, tat ich angesichts der Pressegeschichte, die Luís lanciert hatte, gut daran, meine Zelte bei Dekker Ward möglichst schnell abzubrechen. Die ganz Dekker-Ward-Geschichte war ein Riesenfehler gewesen. Je rascher ich sie beendete, desto besser.

Langsam und sorgfältig begann ich, meine Habseligkeiten zusammenzusuchen.

Plötzlich spürte ich jemanden neben mir. Es war Eduardo. Er sah fuchsteufelswild aus.

»Ricardo sagt, Sie haben gekündigt.«

»Richtig«, sagte ich.

»Nun, dann sollten Sie zusehen, daß Sie jetzt verschwinden.«

»Aber Ricardo hat gesagt, daß ich bis heute abend Zeit habe«, protestierte ich.

»Und ich sage, daß Sie auf der Stelle verschwinden sollen«, erwiderte Eduardo kalt. »Die Leute vom Sicherheitsdienst sind in zwei Minuten hier.«

Ich zuckte mit den Achseln. Im Grunde genommen war es mir recht. Meine Sachen hatte ich in einen Karton gepackt. Sehr viele waren es ja ohnehin nicht.

Eduardos dunkle Augen durchbohrten mich. »Wenn Sie gehen, erwarte ich, daß Sie Dekker Ward und alles, was Sie hier gesehen und gehört haben, vergessen. Ich aber werde Sie nicht vergessen. Ich werde Sie im Auge behalten. Und wenn ich feststelle, daß Sie irgend etwas versuchen, irgend eine winzige kleine Schweinerei, um Dekker Ward am Zeug zu flicken, dann werde ich Sie zu finden wissen.« Seine Stimme war leise, kaum mehr als ein Flüstern. Ich bekam eine Gänsehaut, so greifbar war die Gefahr, die von diesem Mann ausging. »Haben Sie verstanden?«

Meine Kehle war trocken. Ich wußte, daß Eduardo keine leeren Worte machte. Aber ich ließ mir nichts anmerken.

»Was ich in Zukunft mit meinem Leben anfange, ist ganz allein meine Sache«, sagte ich.

»Oh, nein«, sagte Eduardo und beugte sich vor. »Das ist auch meine Sache.«

Ich nahm mein Jackett von der Rückenlehne des Stuhls und zog es an. Die Sorgen, die sich Eduardo um mich machte, waren durchaus berechtigt. Das würde er merken, wenn er die Artikel in den Zeitungen von Rio lesen würde.

Zwei Sicherheitsleute traten an meinen Schreibtisch. Sie durchsuchten mich, stülpten die Taschen meines Anzugs nach außen und tasteten mich an Brust, Armen und Beinen ab. Eduardo schien enttäuscht darüber zu sein, daß sie nichts fanden.

Im Börsensaal war es still geworden, weil alle den Vorgang verblüfft verfolgten. Jamie blickte mich fassungslos an und formte lautlos die Worte: »Was zum Teufel ist denn hier los?« Er wußte noch nicht, daß ich gekündigt hatte. Meine Augen suchten Ricardo. Ausdruckslos begegnete er meinem Blick. Ich fühlte die vielen Augen in meinem Rücken. Aber wenn es ihnen so rasch gelungen war, dachte ich, Dave zur Unperson zu machen, dann würden sie mit mir erst recht keine Schwierigkeiten haben. Die Sicherheitsleute führten mich durch das eisige Schweigen aus dem Börsensaal zu den Fahrstühlen.

Ich sauste die vierzig Stockwerke hinab, der wirklichen Welt entgegen.

ZWEIUNDZWANZIG

Gehobener Stimmung radelte ich in schnellem Tempo zurück nach Primrose Hill, den Canary Wharf Tower immer weiter hinter mir lassend. In Zukunft brauchte ich mir keine Sorgen mehr um Ricardo und Eduardo zu machen. Mord und Geldwäsche konnte ich vergessen. Ich war endlich wieder frei.

Als ich zu Hause ankam, war es ein Uhr, und ich hatte Hunger. Der Kühlschrank enthielt nichts, woraus man ein Mittagessen hätte zaubern können. Eine Tüte Milch, das war alles. Also begnügte ich mich mit einer Schüssel Cornflakes. Außerdem waren zwei Dosen Bier vorhanden. Normalerweise trinke ich tagsüber keinen Alkohol. Diesmal gönnte ich mir eine Dose. Allerdings mußte ich feststellen, daß Cornflakes und Bier sich nicht sonderlich miteinander vertrugen.

Ich war froh, daß ich Dekker Ward hinter mir hatte, kam mir aber ziemlich töricht vor, daß ich dort überhaupt angefangen hatte. Der Fehler würde nur schwer wieder auszubügeln sein. Ich würde bei Russel Church und seiner School of Russian Studies zu Kreuze kriechen und eingestehen müssen, daß ich unrecht gehabt hatte. Und dann konnte ich nur hoffen, daß es noch irgendwo eine Stelle für mich gab. Mir grauste, als ich an Bewerbungen, Einstel-

lungsgespräche und die langen Erklärungen dachte, in denen ich darlegen mußte, warum mir die nötigen Qualifikationen noch fehlten. Wenn man mir überhaupt Gelegenheit zu solchen Erklärungen geben würde! Mein Vater würde mich in jedem Fall für verrückt erklären.

Und dann das Geld. Einmal hatte ich von Dekker Ward Gehalt bekommen. Das hatte fürs erste geholfen. Aber auf meiner Wohnung lag nach wie vor die Hypothek. Und der verfluchte Mr. K. R. Norris würde mir wieder im Nacken sitzen. Außerdem schuldete ich Ricardo fünf Riesen, von denen ich allerdings noch drei auf der Bank hatte. Die würden mich die nächsten Monate über Wasser halten. Eines Tages würde ich sie ihm zurückzahlen. Möglicherweise.

Irgendwo über mir ertönten schwere Hammerschläge und der gedämpfte Klang von herunterfallendem Putz. Richtig, die alte Dame von oben hatte mir mitgeteilt, daß sie einige Renovierungsarbeiten durchführen lassen wollte. Tagsüber war ich nie zu Hause gewesen, daher hatte ich nichts davon bemerkt.

Ich aß die Cornflakes auf und schlenderte in das kleine Schlafzimmer, wo ich über die Tasche mit meinen Rugby-sachen stolperte, die ich nach dem letzten Spiel der Saison vergessen hatte zu waschen. Die Euphorie über die neuge-wonnene Freiheit verflüchtigte sich zunehmend, als sich die Wirklichkeit eines Lebens ohne festes Gehalt immer deutlicher abzeichnete. Das Bett lockte, und ich gab der Versuchung nach. Das Gesicht nach unten und die Augen offen, so lag ich da, während meine Gedanken kreisten.

Isabel fehlte mir. Die Rastlosigkeit, mit der mein Hirn

versucht hatte, mit der Entführung fertigzuwerden, und meine hektische Suche nach Ursachen und Schuldigen war einer lärmenden Verzweiflung gewichen. Die Ungewißheit war nur schwer zu ertragen. Immer wieder sagte ich mir, daß sie noch am Leben sei. Doch in den düsteren Augenblicken, wie jetzt, war ich davon überzeugt, daß sie tot war, daß ich sie nie wiedersehen würde. Immer wieder quälten mich die gleichen Fragen. Wenn sie tot war, warum hatte man dann ihren Leichnam nicht gefunden? Wenn sie am Leben war, warum hatte Zico dann nicht zurückgerufen und das gewünschte Lebenszeichen übermittelt? Warum sollte er sie umbringen, wenn er im Begriff stand, ein Vermögen an ihr zu verdienen? Warum sollte er sie andererseits am Leben lassen, wenn er den Eindruck hatte, daß ihm die Polizei auf den Fersen war? Ich muß Gewißheit haben, so oder so. Und doch ... Noch blieb mir ja die Hoffnung.

Das Telefon klingelte. Es war Jamie. Im Hintergrund hörte ich deutlich die Geräusche und das Stimmengewirr des Dekker-Ward-Börsensaals.

»Was zum Teufel hast du getan?«

»Gekündigt.«

»Ich weiß, daß du gekündigt hast. Aber warum? Ricardo ist stinksauer. Er hat viel von dir gehalten. Und warum hast du mir nichts gesagt?«

Eigentlich hatte ich Jamie informieren wollen, es dann aber doch gelassen. Ich hatte mich einfach überfordert gefühlt bei dem Gedanken, es erst ihm und dann noch einmal Ricardo erklären zu müssen. Seit meiner Rückkehr aus Brasilien hatte ich ihn überhaupt noch nicht gesehen.

»Tut mir leid, Jamie, aber weißt du, ich habe Probleme mit Dekker Ward, seit ich dort angefangen habe. Das ist nichts für mich.«

»Bist du in Ordnung? Es heißt, die Entführung von Isabel hätte dich völlig aus dem Gleichgewicht gebracht. Bist du sicher, daß du weißt, was du tust?«

»Ganz sicher. Natürlich mache ich mir Sorgen um sie, aber die Kündigung stand schon fest, bevor ich nach Brasilien geflogen bin.«

»Na ja, jedenfalls ziehen wir hier jetzt alle eifrig die Dave-Nummer mit dir ab. Allerdings ist es in deinem Fall ein wenig leichter.«

»Das überrascht mich nicht.« Ein bißchen tat es doch weh. Ich mochte die Leute dort. Daß ich nun aus ihrem Gedächtnis gestrichen wurde, gefiel mir nicht.

»Du mußt dich ja beschissen fühlen, Mann. Soll ich auf ein Bier vorbeischauen? Heute abend geht es nicht, aber morgen?«

»Das wäre schön, Jamie.«

Ich hatte nie daran gezweifelt, daß Jamies Freundschaft meine Kündigung überleben würde. Er hatte sich bei Ricardo meinetwegen weit aus dem Fenster gelehnt, und nun stand er als Trottel da. Eine Rolle, die Jamie so ganz und gar nicht behagte. Aber ich wußte, daß er zu mir halten würde. Ich freute mich auf seinen Besuch.

Als ich die zweite Dose Bier geleert hatte, ging ich los und organisierte mir Nachschub. Ich legte eine von Joannas alten CDs auf. Wahrscheinlich, weil ich hoffte, sie würde mich an sie erinnern und Isabels Bild ein bißchen in den Hintergrund drängen. Es klappte nicht. Ich bestellte

eine Pizza und aß sie. Dann rief ich Luís an und erzählte ihm, daß ich gekündigt hatte. Keine Neuigkeiten von Isabel. Irgendwann war der Tag endlich vorbei, und ich ging schlafen.

Vor dem Einschlafen galt mein letzter und beim Aufwachen mein erster Gedanke Isabel. Aber ich wachte auch mit dem Entschluß auf, mich zusammenzureißen. Ich räumte die Reste des Vortages fort, besorgte im Supermarkt etwas Vernünftiges zum Essen und machte mir ein richtiges Frühstück: Bacon, Würstchen, Spiegeleier, Toast, mit einem Wort, alles, was dazugehört. Dazu eine Kanne Kaffee.

Gesättigt und ein bißchen zufriedener trank ich den restlichen Kaffee in kleinen Schlucken und blickte durch die Terrassentür in meinen kleinen Garten hinaus. Er sah schlimm aus. Überall sproß das Unkraut und überwucherte die wenigen Pflanzen, die den Winter überstanden hatten. Die Grasfläche hatte mehr Ähnlichkeit mit einer kleinen Heuwiese als mit einem Rasen. Vielleicht sollte ich mich nach dem Frühstück ihrer annehmen.

Außerdem mußte ich unbedingt Russel Church von der School of Russian Studies anrufen. Aber nicht heute. Morgen.

Das Telefon klingelte.

»Hallo.« Es war das erste Wort, das ich an diesem Tag sagte. Meine Stimme klang heiser und belegt.

»Vater hier, Nick.«

»Oh, hallo.«

»Geht es dir gut?«

»Danke der Nachfrage. Was ist los, Vater?« Mein Vater

rief mich nie an. Meine Mutter gelegentlich, an meinen Geburtstagen vielleicht, oder wenn sie einige Monate nichts mehr von mir gehört hatte. Mein Vater nie.

»Ich habe dich letzte Woche im Büro angerufen, aber man sagte mir, du seist auf einer Geschäftsreise in Brasiliens. Hörte sich interessant an. Als ich dann heute morgen nochmals durchgerufen habe, sagte mir ein netter Bursche, ich würde dich hier erreichen.«

»Ja, ich bin zu Hause.«

»Hör zu, Nick, ich will nächste Woche für einen Tag nach London fahren. Ein paar alte Freunde treffen. Dachte, ich könnte bei dir vorbeischauen.«

Oh, Gott! Genau das, was ich jetzt brauchte.

»Sehr schön«, sagte ich.

»Ich glaube, ich weiß noch, wo die Büros von Dekker Ward sind. Die Firma ist doch nicht etwa umgezogen, oder?«

»Ich arbeite dort nicht mehr.«

»Wie bitte?« Es klang ziemlich fassungslos.

»Ich habe gekündigt. Gestern.«

»Weshalb?«

Ich stöhnte innerlich. Wie sollte ich ihm das erklären?

»Die City ist nichts für mich, Vater.«

Stille. »Ah ja, versteh.« Eiseskälte schien sich im fernen Norfolk breitzumachen. »Das war eine phantastische Gelegenheit, etwas aus deinem Leben zu machen, Nick.«

»Die Firma ist etwas fragwürdig, Vater. Ehrlich. Ich bin heilfroh, daß ich da wieder draußen bin.«

»Nun ja, deine Mutter wird sehr enttäuscht sein«, sagte er. Sie würde wohl eher erfreut sein, dachte ich.

»Ich würde dich trotzdem gern treffen«, hörte ich mich zu meiner eigenen Überraschung sagen.

»Nun ja. Ein andermal vielleicht. Ich hatte gehofft, dich sozusagen *in situ* anzutreffen. Doch wenn du nicht arbeitest, hat es wohl wenig Sinn.«

»Wohl kaum.«

»Also dann, auf Wiedersehen.«

Als ich den Hörer auflegte, empfand ich Schuld und Wut, Schuld, weil ich ihn enttäuscht hatte, Wut, weil er sich nicht mit mir treffen wollte.

Ich fühlte mich verlassen.

Jamie hatte gesagt, sie würden die Dave-Nummer mit mir abziehen. Ich fragte mich, was eigentlich aus Dave geworden war. Ich hatte keine Gelegenheit gehabt, ihn näher kennenzulernen, aber soweit ich das beurteilen konnte, war er ein sympathischer Zeitgenosse gewesen. Und nun fühlte ich mich als sein Bruder im Geiste: ein Mit-Ex-Dekker-Ward-Bruder.

Ich holte die Telefonliste hervor, die ich mit meinem Eintritt bei Dekker Ward erhalten hatte. Sie enthielt alle Privatnummern, auch die von Dave. Von Dekker-Ward-Mitarbeitern wurde erwartet, daß sie der Firma nötigenfalls rund um die Uhr zur Verfügung standen.

Er war am Telefon. »Nick! Wie geht's, alter Junge! Eine Stimme aus der Vergangenheit. Ich glaube, ich habe seither mit keinem von euch mehr gesprochen.«

Ich schilderte ihm meine Situation und fragte, ob ich vorbeikommen könne.

»Klar. Wie wär's heute nachmittag? Hab' sowieso nichts zu tun. Haben Sie einen fahrbaren Untersatz?«

»Nur mit zwei Rädern.«

»Motorrad oder Fahrrad?«

»Leider nur Fahrrad.«

»Macht nichts. Fahren Sie mit der U-Bahn bis Theydon Bois und rufen Sie mich von der Station aus an. Ich hole Sie ab.«

Dave holte mich in einem alten Ford Escort ab. Wir fuhren durch eine Reihe gepflegter Vorstadtstraßen zu einem großen, modernen Haus am Ende einer kleinen Straße. Links und rechts neben der Einfahrt standen zwei Schilder: »Zu verkaufen«. Mit der Fernbedienung öffnete er die Türen einer riesigen, leeren Garage, in deren Mitte er den Escort parkte.

»Viel Platz für ein kleines Auto«, meinte ich.

»War nicht immer so«, sagte Dave. »Da hatte ich meinen Porsche 911 stehen, dort einen Geländewagen, und hier stand der Stadtswagen meiner Frau. Alles futsch.«

Durch eine Tür in der Garage gelangten wir ins Haus.
»Kennen Sie meine Frau Teresa?«

Sie war rundlich wie Dave, mit blond gefärbtem Haar und einem freundlichen Lächeln. »Hi«, sagte sie. »Möchten Sie eine Tasse Tee?«

»Das wäre wunderbar.«

Durch ein paar Kilometer Flur führte Dave mich in einen riesigen Salon mit großen Fenstern, aus denen der Blick auf eine weitläufige Rasenfläche und einen Swimmingpool fiel. Dave war ungefähr in meinem Alter, und dieses Anwesen hatte eine hübsche Stange Geld gekostet.

»Nicht ohne, was?« sagte er, meinem Blick folgend. »Nur schade, daß es nicht mir gehört.«

»Oh, Sie meinen, es gehört der Wohnungsbaugesellschaft?«

»Schlimmer, es gehört Dekker Ward. Wenn ich nächsten Monat nicht die Hypothekenrate aufbringen kann, was völlig ausgeschlossen ist, fällt es wieder an die Firma zurück. Nun versuche ich verzweifelt, es vorher zu verkaufen.«

»Haben Sie denn keine Ersparnisse?«

»Die sind alle in den Mitarbeiter-Trusts angelegt. Wer fristlos gekündigt wird, kommt nicht mehr an das Geld. Man kann also sagen, daß ich bis zur Oberkante Unterlippe in der Scheiße stecke.«

»Haben Sie versucht, eine andere Stellung zu bekommen?«

»Keine Chance. Ich weiß nicht, wie Ricardo es angestellt hat, aber man könnte glauben, ich sei Nick Leeson, so wie man mich behandelt.«

»Und was machen Sie jetzt?«

Teresa erschien mit zwei großen Bechern Tee. »Danke, Süße«, sagte Dave. Er nahm einen Schluck, bevor er auf meine Frage antwortete. »Das Haus verkaufen. Und dann sind da noch ein paar alte Freunde von früher, die mir helfen, einen Pub zu erstehen. Den betreiben Teresa und ich dann gemeinsam. Ehrlich gesagt, ich freue mich darauf. Ich habe die Nase gestrichen voll von der City.«

»Ich auch«, sagte Teresa.

»Das kann ich gut verstehen«, sagte ich.

»Hat man Ihnen auch den Stuhl vor die Tür gesetzt?« fragte Dave.

»Ich habe gekündigt.«

»Warum?«

Ich erzählte ihm von meinen Vorbehalten gegenüber Dekker Ward und von Isabels Entführung. Er war entsetzt.

»So ein hübsches Ding. Und clever dazu. Und man weiß nicht, ob sie noch lebt?«

»Nein.«

»Auch nicht, wer die Entführer sind?«

»Auch das nicht. Kidnapping scheint ein florierender Wirtschaftszweig in Brasilien zu sein. Entführungen sind dort an der Tagesordnung.«

»So wie das Umlegen von Bankern, die man um ihre Brieftaschen erleichtern will?«

Ich blickte ihn fragend an. »Sie haben der *IFR* gesagt, daß Sie an dieser Version zweifeln. Warum?«

»Es war nur ein Verdacht. Aber ein ziemlich begründeter. Da gibt es diese vielen Nummernkonten bei Dekker Trust, die vermutlich von Eduardo kontrolliert werden. Ricardo sagt, er weiß, woher das ganze Geld kommt, aber ich glaube das nicht so ganz. Und Eduardo kennen Sie ja. Der läßt bestimmt fünfe gerade sein.«

»Nun gut, es mag da ein paar zweifelhafte Konten geben, aber das ist doch noch lange kein Beweis.«

»Nein. Aber es wird geredet in Traderkreisen.«

»Geredet?«

»Jeder weiß, daß Chalmet mit schmutzigem Geld dealt, und diese Bank hält immerhin neunundzwanzig Prozent an Dekker Ward. Dadurch sind wir auch ins Gerede gekommen. Ricardo hat damit natürlich nichts zu tun. Nie-

mand würde ihm das ins Gesicht sagen. Aber im Pub, nach ein paar Bieren, kriegt man so einiges zu hören.«

»Und Sie halten das für wahr?«

»Zuerst war ich mir nicht sicher. Ich habe die Gerüchteküche ignoriert. Aber als dann dieser Martin Beldecos herumzuschnüffeln begann, fand ich es zunehmend interessanter. Er stellte unbequeme Fragen und gab nicht eher Ruhe, bis er mit den Antworten zufrieden war. Da paßte es einigen Leuten sicher gut in den Kram, daß er umgebracht wurde. Und als dann auch noch Sie niedergestochen wurden, waren es einfach zu viele Zufälle.«

»Daher haben Sie mit jemandem von der *IFR* gesprochen?«

»Ja. Ein Riesenfehler.«

»Warum?«

»Weil er geschrieben hat ›Aus unterrichteten Kreisen bei Dekker Ward ...‹ Und dann hat er mich zu Hause angerufen. Ich vermute, Eduardo hat mein Telefon angezapft. So haben sie mich erwischt.«

»Aber warum haben Sie mit ihm gesprochen? Sie haben doch gewußt, wie Ricardo reagieren würde.«

Dave schlürfte seinen Tee und blickte Teresa an. »Weiß nicht. Die Sache stank einfach zum Himmel. Ein Typ umgebracht, ein anderer niedergestochen, alles tat furchtbar betroffen, aber keiner hat die richtigen Fragen gestellt. Ich habe viel darüber nachgedacht und konnte mir einfach keinen Reim darauf machen. Wahrscheinlich hätte ich auch die Klappe gehalten, aber wir hatten ein paar Bier getrunken, und da ist es mir eben rausgerutscht. Hätte nie gedacht, daß der Schuß derart nach hinten losgeht.«

Ich nickte. Vielleicht hätte ich noch ein paar Fragen mehr stellen sollen.

»Ich bin übrigens zur Polizei gegangen«, sagte er.

»Tatsächlich?«

»Ja. Nachdem sie mich rausgeschmissen hatten. Ich war so sauer, daß ich's ihnen irgendwie heimzahlen wollte.«

»Und was hat die Polizei gesagt?«

»Hat überhaupt nichts gebracht.«

»Warum nicht?«

»Na ja, ein Mord in Venezuela fällt kaum in ihre Zuständigkeit, oder? Und Martin Beldecos war Amerikaner, offiziell wohnhaft auf den Cayman Islands. Mit anderen Worten, ein totaler Flop.«

»Was war mit der Geldwäsche? Waren sie daran nicht interessiert?«

»Im Prinzip schon. Aber Ricardo ist gerissen. Er wird praktisch von niemandem kontrolliert.«

»Warum nicht?«

»Zunächst einmal ist Dekker Ward eine Brokerfirma, das heißt, sie wird von der Börsenaufsichtsbehörde SFA und nicht von der Bank of England kontrolliert. Und die SFA interessiert sich nicht besonders für Geldwäsche. Außerdem führt Ricardo seine Geschäfte von Canary Wharf aus, die SFA aber beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Firmensitz in der City. Die Spekulationen auf den Emerging Markets sind sowieso wenig beaufsichtigt. Das ist ein ganz anderes Ding als Spekulationen an der Londoner Börse, wo man den Leuten genau auf die Finger guckt. Außerdem werden Ricardos Transaktionen vielfach bei Dekker Trust auf den Caymans verbucht. Das ist nach außen hin

eine eigenständige Firma und unterliegt damit nicht der Kontrolle durch englische Behörden.«

»Verstehe.« Ricardo hatte ein Netz gesponnen, das niemand mehr zu entwirren vermochte.

»Sie haben die Firma zwar im Auge. Aber solange das Geld nicht in London gewaschen wird, was streng genommen nicht der Fall ist, werden sie wohl nicht viel mehr tun.«

»Und was ist mit der Polizei?«

»Auch nicht besser. Sie haben sich meinen Verdacht angehört, ein Protokoll aufgenommen und es in irgendeinem Computer abgespeichert. Offenbar gehen bei ihnen andauernd Berichte über illegale Bankgeschäfte ein.«

Ich dachte nach. »Letzten Monat bin ich auf ein Fax gestoßen, das die United Bank of Canada an Martin Beldecos geschickt hat. Darin hieß es, die DEA ermittle gegen Francisco Aragão und habe eine Zahlung von ihm an Dekker Trust festgestellt. Vielleicht bringen sie ihn mit Dekker Ward in Verbindung. Immerhin ist er Ricardos Schwager.«

»Francisco Aragão, ich verstehe«, Dave fuhr sich über das Kinn. »Das würde passen. Er hat einen miserablen Ruf.« Er seufzte. »Das könnte man der Polizei erzählen, nehme ich an, aber ob es sich lohnt ...« Dave sah mir meine Unzufriedenheit an. »Am besten, Sie vergessen das Ganze, Nick. Wir beiden können nicht gegen Dekker Ward anstinken. Kommen Sie mal in meinen Pub, wenn ich ihn eröffnet habe?«

»Klar«, sagte ich. »Wenn Sie mir Bescheid geben, wann und wo.«

»Mach ich doch glatt.«

Ich erhab mich. Dave fuhr mich zur U-Bahn-Station zurück. Ich war schon ausgestiegen, als er mich noch einmal zu sich rief: »Nick?«

»Ja.«

»Seien Sie bloß vorsichtig. Wenn die Leute von Dekker Ward jemanden auf dem Kieker haben, können sie verdammt ungemütlich werden.«

»Ich passe schon auf mich auf.« Ich lächelte gezwungen und wandte mich dem Bahnhof zu.

Dave hatte sich zwar skeptisch über die amerikanische Drogenbehörde geäußert, aber ich wollte trotzdem einen Versuch wagen. Nach der Kündigung bei Dekker Ward hatte ich nichts mehr zu verlieren. Den Gedanken an die Telefonrechnung verdrängend, ließ ich mir von der Auslandsauskunft die Nummer der United Bank of Canada auf den Bahamas geben und wählte sie. Kurze Zeit später hatte ich Donald Winters am Apparat.

»Guten Morgen. Nick Elliot von Dekker Ward in London. Ich bin ein Kollege von Martin Beldecos.«

»Ah ja. Was kann ich für Sie tun, Mr. Elliot?«

Glücklicherweise schien Winters noch nichts von Martins Tod gehört zu haben.

»Letzten Monat haben Sie in einem Fax an Martin erwähnt, daß Sie eine Zahlung an unsere Tochterfirma auf den Caymans zu Francisco Aragão zurückverfolgt haben.«

»Stimmt. Das hatte etwas mit einem Anwalt namens Tony Hempel zu tun, nicht wahr?«

»Ich glaube, ja. Haben Sie nicht einen gewissen Fran-

cisco Aragão erwähnt, gegen den die US-Drogenbehörde ermittelt?«

»Ja. Aber ich weiß nicht, was daraus geworden ist. Wir haben nichts mehr von der Behörde gehört. Wenn Sie daran interessiert sind, kann ich Ihnen die Telefonnummer meines Kontaktmannes geben.«

Ich notierte mir Namen und Nummer, dankte Winters und legte auf.

Dann wählte ich die neue Nummer. Ein Anschluß irgendwo in den Vereinigten Staaten, aber ich war mit dem Vorwahlsystem nicht vertraut, daher wußte ich nicht genau, in welcher Stadt.

Schon beim ersten Klingelzeichen wurde abgenommen.
»Donnelly.«

»Guten Morgen. Nick Elliot von Dekker Ward in London. Ich habe Ihren Namen von Donald Winters, United Bank of Canada.«

»Ah ja.«

»Ich habe Informationen über Francisco Aragão, gegen den Sie meines Wissens ermitteln.«

»Schießen Sie los!«

Also berichtete ich ihm von Martins Fax, Martins Tod und dem Angriff auf mich. Ich hörte durchs Telefon, daß er sich eifrig Notizen machte.

»Haben Sie eine Kopie des Fax?« fragte Donnelly.

»Nein, aber Sie können alle erforderlichen Informationen von Donald Winters bekommen.«

»In Ordnung.« Donnelly machte sich weitere Notizen.
»Haben Sie Ihren Verdacht über den Mord an Martin Beldecos oder den Angriff auf Sie jemandem mitgeteilt?«

»Nein«, sagte ich. »Ich wußte nicht, wem.«

»Verstehe. Nun, vielen Dank für den Hinweis, Mr. – wie war doch Ihr Name – Elliot? Unter welcher Nummer kann ich Sie erreichen?«

Ich gab ihm meine Privatnummer. Aber ich wollte nicht, daß er auflegte, ohne mir mitzuteilen, was er zu tun gedachte.

»Gehen Sie der Sache nach?« fragte ich.

Am anderen Ende herrschte für einen Moment Stille. Ein ungeduldiges Schweigen, wie mir schien.

»Das ist ein hilfreicher Hinweis, Mr. Elliot. Gegenwärtig folgen wir einer ganzen Reihe von Spuren, und er könnte sich möglicherweise als nützlich erweisen.«

»Werden Sie gegen Dekker Ward ermitteln?« fragte ich und merkte selbst, daß meine Erbitterung hörbar wurde.

»Tut mir leid. Ich darf Ihnen keine Auskunft darüber erteilen, gegen wen oder weshalb wir ermitteln. Trotzdem vielen Dank für Ihren Hinweis, Mr. Elliot. Wir wissen nun, wo wir Sie erreichen können. Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Tag.«

Enttäuscht legte ich auf. Ich hatte gehofft, Scharen von Ermittlungsbeamten würden augenblicklich in London einfliegen, um Ricardo und Eduardo zu vernehmen. Offensichtlich war das nicht der Fall.

Ich versuchte, die Angelegenheit vom Standpunkt der DEA aus zu betrachten. Sicherlich hatten die Beamten einen konkreten Verdacht. Vielleicht Francisco Aragão. Wahrscheinlich würden sie alle erdenklichen Informationen nutzen, um ihre Zielperson festzunageln. Gewiß wür-

den sie sich von dieser Spur nicht durch einen Verdacht abbringen lassen, der sich, wie ich zugeben mußte, auf keine konkreten Beweise stützen konnte.

Trotzdem war mir jetzt etwas wohler zumute. Ich hatte meine Pflicht getan und an geeigneter Stelle mitgeteilt, was ich wußte. Vielleicht konnte ich Dekker Ward jetzt ja endlich vergessen.

Isabel allerdings konnte ich nicht vergessen.

»Da hast du ja einen ganz schönen Wirbel verursacht.«

Wir waren in meinem Stamm-Pub, dem Pembroke Castle. Wie versprochen, war Jamie für ein schnelles Bier vorbeigekommen.

»Erzähle!«

»Na ja, die Artikel in den Zeitungen von Rio. Aber die kennst du ja vermutlich.«

»Ich habe nur gewußt, daß sie erscheinen würden. Was steht genau drin?«

»Da heißt es, der Finanzskandal des letzten Monats, demzufolge Humberto Alves mit den Drogengangs der *Favelas* in Verbindung stehe, hätte Dekker Ward frei erfunden. Oswaldo Bocci habe für die Veröffentlichung als Gegenleistung die Mittel zur Expansion seines Medienimperiums erhalten.«

»Genauso war es doch auch«, sagte ich.

»Jedenfalls ein Volltreffer. Ricardo ist beunruhigt. Wirklich beunruhigt. Und Eduardo tobt. Der ist völlig von der Rolle.«

Ich lächelte. Die Vorstellung, daß Eduardo rotierte, gefiel mir.

»Halt die Augen offen, Nick«, fuhr Jamie fort. »Du hast dir da gefährliche Feinde gemacht.«

»Das ist mir scheißegal«, sagte ich. »Die Art, wie Ricardo den *Favela*-Deal torpediert hat, war gewissenlos, das weißt du. Luís hat das lediglich richtiggestellt.«

»Jedenfalls macht Ricardo dich dafür verantwortlich.«

»Lächerlich!«

»Sag *ihm* das.«

Ich genehmigte mir einen Schluck Bier. »Ich war heute bei Dave«, sagte ich.

»Wie geht es ihm?«

»Beschissen. Ricardo hat gründliche Arbeit geleistet. In der City kriegt er keinen Job mehr.«

»Und was hat er nun vor?«

»Ein paar Kumpel von ihm kaufen ihm irgendwo einen Pub. Den will er zusammen mit Teresa betreiben.«

»Kein schlechter Job für ihn.«

»Ja.« Ich hielt einen Augenblick inne. »Weißt du, er glaubt daß da 'ne ganz üble Geschichte bei Dekker Ward läuft. Daß Martin Beldecos ermordet wurde, weil er bei Dekker Trust über irgend etwas gestolpert ist.«

»Hat er Beweise?« fragte Jamie.

»Nein. Er hat mit der Polizei gesprochen, aber die schien nicht sonderlich interessiert. Und ich habe heute die DEA in den Staaten angerufen.«

»Tatsächlich?«

»Ja. Der Typ hat sich alles notiert, schien aber auch nicht sehr beeindruckt zu sein.«

»Ricardo weiß nicht, daß du mit Dave und der Drogenbehörde gesprochen hast?«

Ich schüttelte den Kopf. Dann fiel mir wieder ein, daß Dave glaubte, Eduardo habe sein Telefon angezapft. Oh, Himmel!

»Na, dann paß bloß auf, daß er es nicht herausfindet!« sagte Jamie. »Ich weiß nicht, ob etwas dran ist an dieser Geldwäschegegeschichte. Ich will es auch gar nicht wissen. Aber eines weiß ich, Ricardo ist wütender, als ich ihn je zuvor erlebt habe. Geradezu unheimlich.«

»Kannst du nicht trotzdem die Augen offenhalten?«

»Tut mir leid, Nick. Ich werde mich hübsch bedeckt halten. Aber ein Bier hole ich uns noch.«

DREIUNDZWANZIG

Das Geräusch von klirrendem Glas und splitterndem Holz ließ mich hochschrecken. Ich setzte mich im Bett auf und versuchte, mich zurechtzufinden. Aus dem Wohnzimmer ertönte ein lautes Krachen. Mit einem Satz war ich aus dem Bett und stürzte durch die Tür, nur mit Unterhosen bekleidet.

Sie waren zu dritt, große, durchtrainierte Männer in T-Shirts und Jeans. Ich warf mich auf den erstbesten. Wir landeten krachend in einem Bücherregal.

»Haltet ihn fest!«

Kräftige Hände packten mich an den Armen. Ich umklammerte den Mann unter mir und versuchte, ihm mit dem Arm die Kehle abzuschnüren. Er wand sich und trat mit den Füßen. Die anderen lösten meinen Griff und stellten mich auf die Füße. Der Mann, den ich angesprungen hatte, richtete sich taumelnd auf und trat mir mit aller Gewalt zwischen die Beine. Als mich ein brennender Schmerz durchzuckte, stieß ich einen erstickten Schrei aus. Ein fürchterlicher Schlag in den Rücken verfehlte nur knapp meine Niere, und ein Knie landete mit vernehmlichen Krachen in meinem Gesicht. Meine Backenknochen knirschten, und Blut schoß mir in den Mund. Aber am schlimmsten war der Schmerz in meinen Eingeweiden. Ich

krümmte mich zusammen, aber sie ließen es nicht zu. Dann traf mich ein harter Gegenstand seitlich am Kopf, und alles wurde schwarz.

»Eine Ambulanz! Rasch!«

Das Rauschen und Knacken eines Sprechfunkgeräts. Jemand kniete neben mir. »Er atmet. Ein schwerer Schlag auf den Kopf. Sieh im Schlafzimmer nach!«

Ich lag wie tot da. Ich hatte einfach nicht die Kraft, mich zu bewegen oder auch nur die Augen zu öffnen. Jede Stelle meines Körpers tat mir weh. Um mich herum herrschte hektische Betriebsamkeit, eine Decke wurde über meinen halbnackten Körper gebreitet, und dann ertönte eine Sirene. Kräftige Arme hoben mich auf eine Bahre. Kalte Luft schlug mir ins Gesicht. Ich öffnete die Augen.

Ich befand mich auf der Straße vor meiner Wohnung. Obwohl es Nacht war, schien es einen Haufen Lichter zu geben: das Orange der Straßenlaternen, das pulsierende Blau des Krankenwagens.

Ein Mann in grünem Overall beugte sich über mich.
»Alles am Start, mein Junge. Das wird schon wieder.«

Sie schoben die Bahre in den Krankenwagen. Erneut fuhr der Schmerz durch meinen Körper. Ich war entsetzlich müde, und dann wurde alles wieder schwarz.

Mein zweiter Krankenhausaufenthalt war noch um einiges kürzer als mein erster. Man entließ mich am nächsten Morgen mit der Ermahnung, wiederzukommen, falls die Kopfschmerzen schlimmer werden sollten. Ich hatte eine schmerzhafte Beule am Kopf, ansonsten aber ein eher et-

was benommenes Gefühl als richtige Kopfschmerzen. Darüber hinaus war ich mit blauen Flecken übersät. Zwei taten richtig weh, einer am Rücken und einer auf dem Oberschenkel. Böse Vorahnungen beschlichen mich, als ich mit dem Taxi nach Hause fuhr. Die Wohnung war ein einziges Chaos. Ein paar Sachen hatten sie gestohlen: ein Paar goldene Manschettenknöpfe, die ich von meinen Eltern zum achtzehnten Geburtstag bekommen hatte, den Videorecorder und meinen Mac.

Verdammter Mist! Auf der Festplatte war meine Dissertation gewesen, die Arbeit dreier Jahre. Ich ließ mich aufs Sofa fallen und starrte die leere Stelle auf dem Schreibtisch an, wo mein Computer gestanden hatte. Ganz ruhig! So schlimm konnte es unmöglich sein. Unter dem Schreibtisch standen ja noch die drei Kartons. Meine Notizen. Hoffentlich hatten sie mir wenigstens den Ausdruck gelassen!

Ich hastete zu den Kartons und riß sie mit fliegenden Fingern auf. Meine Notizen und der Ausdruck dreier Kapitel waren unangetastet. Aber der Rest? Weg! Ich schlug die Hände vors Gesicht. Es würde mich Monate kosten, das Ganze noch einmal zu schreiben.

So saß ich inmitten der Trümmer meines Lebens auf dem Boden. Bücher und herausgerissene Schubladen lagen um mich herum. Mein ganzer Körper schmerzte, und ich war noch immer wie betäubt. Meine Stellung hatte ich verloren. Monate nervtötender Textrekonstruktion lagen vor mir, um die Dissertation wieder auf den Stand zu bringen, auf dem sie sich vor dem Einbruch befunden hatte. Und Isabel war entweder tot oder in einem Dreckloch eingesperrt, das Tausende von Kilometern entfernt war.

Das Telefon klingelte. Ich kroch hinüber und nahm ab.

»Hallo.«

»Nick?«

Es überlief mich kalt. Die tiefe Stimme gehörte unverkennbar Eduardo.

»Ja?«

»Ich wollte mich einfach bei Ihnen melden und mich erkundigen, wie es Ihnen so geht.«

»Sie wissen verdammt gut, wie es mir geht. Schließlich haben Sie mich zusammenschlagen und meine Wohnung zerlegen lassen!«

»Ach, Sie sind überfallen worden? Sie glauben gar nicht, wie leid mir das tut.« Eduardo machte sich nicht die Mühe, den Spott in seiner Stimme zu unterdrücken. »Die brasilianische Presse brachte gestern einen unglückseligen Bericht. Höchst bedauerlich. Denken Sie dran. Ich habe ein wachsames Auge auf Sie. Und ich wünsche mir, daß Sie sich ruhiger als ruhig verhalten, ist das bei Ihnen angekommen?«

»Fick dich ins Knie, du Arschloch!« brüllte ich und knallte den Hörer auf die Gabel.

Das Aufräumen dauerte eine schiere Ewigkeit. Ich war zutiefst deprimiert, steif und langsam. Einmal wurde ich von einem Polizeibeamten unterbrochen, der vorbeikam und wissen wollte, was gestohlen worden war. Ich sagte es ihm und berichtete ihm auch von Eduardos Anruf. Warum denn nicht, zum Teufel? Ich bezweifelte zwar, daß man ihm eine Verbindung zu dem Überfall würde nachweisen können, aber vielleicht würde es ihm doch ein paar Unannehmlichkeiten bereiten. Ein bißchen behandelte mich der

Beamte wie einen paranoiden Ex-Angestellten, der ich natürlich auch war. Er versprach aber dann doch, sich um die Sache zu kümmern.

Schließlich hatte ich aufgeräumt und rief Russell Church an, meinen ehemaligen Dekan an der School of Russian Studies.

»Nick, wie geht es Ihnen? Ich wollte Sie gerade anrufen, um mich zu bedanken.«

»Ach ja?« Wovon zum Teufel redete er?

»Ja, für die Forschungsgelder von Dekker Ward.«

Ich sah meine Felle davonschwimmen. Elender Mist!
»Was für Forschungsgelder?«

»Ich habe gerade mit einem Mann namens Ross telefoniert. Er hat gesagt, er würde die Arbeit der SRS gerne in größerem Umfang unterstützen. Zunächst sei eine Probezeit von einem Jahr vorgesehen und dann wolle man weitersehen.«

»Und die Gegenleistung?«

»Nun ja, die Firma möchte Zugang zu unseren Leuten und unseren Kontakten. Sie haben vor, ihre Geschäfte mit Rußland zu intensivieren. Sie würden derartige Beratungstätigkeiten selbstverständlich sehr großzügig honorieren. Ist das nicht herrlich? Genau die finanzielle Spritze, die wir brauchen. Ich bin Ihnen zu tiefstem Dank verpflichtet.«

»Ehrlich gesagt, ich weiß überhaupt nichts davon.«

»Ach. Ich hatte angenommen, Sie wären dafür verantwortlich. Auf jeden Fall müssen Sie einen guten Eindruck gemacht haben. Wie läuft es denn dort?«

»Gar nicht.« Ich versuchte, nicht zu niedergeschlagen zu klingen, schaffte es aber nicht. »Ich habe gekündigt. Sie ha-

ben gesagt, ich sollte Sie anrufen, wenn ich zu der Überzeugung gelangen würde, die City sei nichts für mich.«

Russell war zuversichtlich. »Aber klar, wir finden sicherlich etwas für Sie. Die Einzelheiten dieser Dekker-Ward-Geschichte sind zwar noch nicht ausgearbeitet, aber vielleicht können Sie so eine Art Mittlerfunktion übernehmen.«

Ich unterbrach ihn. »Einen Augenblick, Russell. Ich glaube nicht, daß das klappen wird. Dekker Ward und ich haben uns nicht gerade einvernehmlich getrennt.«

»Oh.«

»Woran ich eigentlich gedacht hatte, das war die Fortsetzung unseres Gesprächs über Möglichkeiten an anderen Universitäten. Und ich hätte gerne eine Empfehlung von Ihnen, wenn das möglich wäre.«

Jetzt hatte er verstanden. Seine Stimme klang mit einem Mal sehr zögerlich. »Okay, lassen Sie uns darüber reden.«

»Morgen?«

»In Ordnung. Sagen wir um elf?«

Ich war nervös, als ich an Russells offenstehende Tür klopfte, genauso nervös wie bei unserem ersten Gespräch vor fünf Jahren.

»Kommen Sie herein.«

Schon beim Eintreten sah ich, daß Russell mit Dekker Ward gesprochen hatte. Der immer sehr adrett wirkende Mann mit dem lichten grauen Haar begrüßte mich gewöhnlich mit einem strahlenden Lächeln. Diesmal stand er befangen auf, wich meinem Blick aus und schüttelte mir die Hand.

»Oh, hallo Nick. Nehmen Sie doch bitte Platz.«

Er tat fast so, als sei er überrascht über mein Kommen. Ich setzte mich auf den kleinen Stuhl, der dicht vor seinem Schreibtisch stand. Die meisten Schriftstücke, mit denen dieser bedeckt war, kamen mir bekannt vor. Überwiegend Aktennotizen mit dem SRS-Kopf. Verwaltungskram, stapelweise. Nicht ein einziges Blatt mit kyrillischen Buchstaben war zu sehen.

Er nahm die Brille ab und putzte sie umständlich. »Nun, worüber wollten Sie mit mir sprechen?«

»Ich brauche eine Stellung und hätte gerne gewußt, ob Sie eine für mich haben.«

»Seit Sie fort sind, habe ich nicht viel Neues gehört. Der Posten in Sheffield könnte noch frei sein. Vielleicht ergibt sich demnächst etwas an der University of Surrey. Sonst ist da nicht viel.«

Während der letzten sechs Jahre war er mein Mentor, fast mein Freund gewesen. Er hatte sich ziemlich exposiert, als er mir eine Stellung verschaffte, obwohl mir formal die Qualifikation dazu fehlte. Der Mann war nicht wiederzuerkennen.

Ich wollte es genau wissen. »Aber Sie können mir doch ein Empfehlungsschreiben geben?«

Ein Empfehlungsschreiben von Russell war von alles entscheidender Bedeutung. Er war sehr angesehen in der akademischen Gemeinschaft Englands, ja, der gesamten Welt. Ohne seine Empfehlung hatte ich keinerlei Chance, eine Stellung zu bekommen.

Wieder wurde die Brille einer eingehenden Säuberung unterzogen.

»Das könnte schwierig werden«, sagte Russell. »Ich kann Ihnen natürlich etwas geben. Aber sehr positiv wird es nicht ausfallen.«

»Warum? Wo liegt das Problem? Was hat man Ihnen erzählt?«

»Mr. Ross von Dekker Ward hat mir die Umstände erklärt, unter denen Sie die Firma verlassen haben.«

»Welcher Mr. Ross?«

Russell zögerte. »Ich glaube, er sagte, er sei Eduardo Ross. Ich bin nicht sicher.«

»Ah ja, und was hat er erzählt?«

Russell rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl hin und her. »Er sagte, man habe Sie bei dem Versuch ertappt, die brasilianischen Behörden zu schmieren. Die Affäre ist an die Öffentlichkeit gedrungen, und da habe man Sie entlassen müssen.«

»Alles Quatsch!«

»Ich habe den Zeitungsartikel gesehen, Nick.« Er holte eine Kopie des Artikels aus Boccis Zeitungen hervor.

»Den hat Dekker Ward lanciert. Ich kann Ihnen einen anderen Artikel zeigen, in dem genau das Gegenteil steht!«

»Ross hat mir erzählt, daß Sie sich hinter dem Rücken der Firma an die Presse gewandt haben.« Russells Haltung hatte sich verändert. Er beugte sich jetzt vor, das Kinn vorgestreckt, bereit, sich auf eine Konfrontation einzulassen.

»Und meine Version der Geschichte interessiert Sie überhaupt nicht?«

»Bitte sehr! Schießen Sie los!«

Ich versuchte, es ihm zu erklären. Es war schwierig, ohne zu sehr in die Einzelheiten zu gehen, aber ich denke,

daß es mir ganz gut gelang. Indes, Russell hörte mir gar nicht zu. Er *wollte* nicht zuhören.

Als ich fertig war, klopfte er mit seinem Bleistift auf den Tisch. »Im Grunde genommen, Nick, steht Ihr Wort gegen das von Dekker Ward und das der Presse von Rio.« Er klopfte auf den vor ihm liegenden Bocci-Artikel. »Und im Augenblick ist Dekker Ward einfach zu wichtig für die Zukunft dieses Instituts. Ich kann es mir einfach nicht leisten, an Dekker Wards Darstellung zu zweifeln.«

Ich hatte genug. »Russell! Sie haben sich kaufen lassen.«

»Das ist eine absurde Beschuldigung.«

»Ist es nicht. Wenn ich von irgendeiner namenlosen City-Firma zu Ihnen gekommen wäre und Ihnen gesagt hätte, daß ich wieder an die Uni will, hätten Sie mir keine Fragen gestellt. Sie hören nur deshalb auf diese Leute, weil die Ihnen Geld versprochen haben.«

»Ich kann Ihnen nicht guten Gewissens ein Empfehlungsschreiben ausstellen, wenn ich weiß, daß Sie in eine Korruptionsaffäre verwickelt sind.«

»Sie wissen nichts dergleichen. Alles, was Sie haben, ist das Wort von Eduardo Ross. Diese Forschungsgelder sind an Bedingungen geknüpft, und die erste Bedingung lautet, mir Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Sie schließen Ihr erstes Abkommen mit der Wirtschaft, und binnen eines Tages verabschieden Sie sich von Ihrer Unabhängigkeit!«

Russell hob die Hände. »Beruhigen Sie sich, Nick! Sprechen wir über die Stellung in Surrey.«

»Die können Sie sich an den Hut stecken!« sagte ich und stürmte hinaus.

In Rekordzeit legte ich die Strecke nach Primrose Hill zurück. Wütend trat ich in die Pedale und vergaß die Schmerzen in Rücken und Beinen. So vorhersagbar Russells Reaktion auch gewesen sein mochte, sie hatte mich doch sehr enttäuscht. Seit er vor drei Jahren Dekan geworden war, hatte er sich um Forschungsgelder aus der Wirtschaft bemüht. Das war der wichtigste Punkt seiner Strategie zur Absicherung der finanziellen Situation des Instituts. Bislang hatte er allerdings wenig Erfolge zu verzeichnen gehabt. Seine Stellung innerhalb des Instituts war noch nicht gefestigt. Und er war ehrgeizig. Warum sollte er das alles für einen jungen Russischdozenten aufs Spiel setzen, der zwar ganz vielversprechend sein mochte, aber noch nicht einmal einen Doktortitel vorzuweisen hatte? Weil das die moralisch richtige Entscheidung gewesen wäre. Weil er mein Freund und Förderer war. Weil die School of Russian Studies nicht Dekker Ward war.

Scheißkerl!

Und warum hatte Dekker Ward das getan? War ich den Leuten so wichtig, daß sie ein oder zwei Millionen springen ließen, um mir meine Chancen in der Wissenschaft zu verbauen? Ich nahm an, daß es in gewisser Hinsicht ein nützlicher Schachzug war. Die School of Russian Studies hatte tatsächlich gute Kontakte und kannte sich aus in Rußland – Kenntnisse, die Ricardo für seine Zwecke gut nutzen konnte. Außerdem hatte Russell im Augenblick nichts als Versprechungen in der Hand. Dekker Ward blieb also notfalls noch genügend Zeit, um einen Rückzieher zu machen, bevor tatsächlich Geld floß.

Ich ging in den Pub an der Ecke, wo ich wohnte, und

holte mir ein Pint und ein Schinkensandwich. Ich überdachte meine Situation. Es würde jetzt sehr schwierig werden, an irgendeiner Fakultät unterzukommen. Und natürlich würde ich auch in der City keinen Job mehr bekommen – wenn ich denn einen gewollt hätte. Für die Promotion brauchte ich noch etwa ein halbes Jahr, die drei oder vier Monate nicht mitgerechnet, die erforderlich wären, um meine Dissertation auf den letzten Stand vor dem Einbruch zu bringen. Dreitausend Pfund hatte ich noch auf dem Konto, der noch verbliebene Teil des Darlehens, das ich von Ricardo für neue Kleidung bekommen hatte. Davon mußte ich leben.

Erneut war nicht mehr daran zu denken, die Hypothek für meine Wohnung zu tilgen. Und eine Chance, diese so zu verkaufen, daß ich von dem Preis jene hätte abbezahlen können, war auch nicht in Sicht. Ich mußte versuchen, meine Wohnung zu vermieten, und mir woanders eine billige Bleibe suchen. Eine sehr billige. Am besten in einem Abbruchhaus oder dergleichen. Trübsinnig betrachtete ich das Schinkensandwich, das vor mir lag. So etwas würde ich mir in Zukunft auch verkneifen müssen.

Was war das überhaupt für eine Zukunft? Ich sah ihr ohne sonderliches Interesse entgegen. Wenn Isabel dagewesen wäre oder wenn ich zumindest gewußt hätte, daß sie noch am Leben war, ja, dann hätte alles ganz anders ausgesehen. Doch die Ungewißheit über ihren Verbleib lastete schwer auf mir und versetzte mich in einen Zustand melancholischer Antriebslosigkeit. Allmählich vermochte ich nicht mehr daran zu glauben, daß sie noch lebte, und ohne diese Hoffnung sah die Zukunft grau und trostlos aus.

Ich fuhr in die Wohnung zurück. Fast sah sie schon wieder ordentlich aus. Handwerker hatten eine Behelfstür eingesetzt, wo vorher die Terrassentür gewesen war. Am Nachmittag wollten sie eine richtige Tür einbauen. Zum Glück kam die Versicherung für alles auf.

Rasch durchquerte ich die vier kleinen Räume: Küche, Wohnzimmer, Badezimmer und Schlafzimmer. Es war ein Jammer, daß ich die Wohnung aufgeben mußte. Als Joanna sie gekauft hatte, war sie uns extravagant erschienen; mir war sie dann zum Mühlstein geworden. Aber da waren all die Bücherregale, die ich in stundenlanger, nein, tagelanger Arbeit zusammengezimmert hatte und die so raffiniert konstruiert waren, daß sie zweitausend Bücher faßten. Und dann gab es noch den winzigen Garten: Ich kannte jeden Zierstrauch, ja jedes Unkrautpflänzchen in ihm.

Blinde Wut packte mich. Daß ich meine Wohnung verlor, war Dekker Wards Schuld. Dekker Ward war auch dafür verantwortlich, daß meine akademische Karriere ruiniert war. Die Gebrüder Ross hatten dafür gesorgt. Was zum Teufel glaubten sie eigentlich, wer sie seien? Konnte ich denn nichts tun, um sie aufzuhalten? Oder um ihnen zumindest ein paar Probleme zu bereiten? Ich wollte Rache, und ich wollte sie sofort.

Aber wie? Der Bericht über die Absprache zwischen Ricardo und Bocci hatte sie getroffen, aber nicht genug. Sie würden sich rasch wieder davon erholen. Es mußte etwas sein, was ihnen länger zu schaffen machte.

Was konnte ich, einstellungsloser Investmentbanker mit zweimonatiger Berufserfahrung, schon groß tun? Nur allzu gern hätte ich die Geschichte mit der Geldwäsche aufge-

deckt. Doch dazu hätte es einer umfangreichen internationalen Untersuchung bedurft, und es hatte nicht den Anschein, als würde die amerikanische Drogenbehörde mit solchen Nachforschungen beginnen, zumindest nicht bei Dekker Ward. Dave hatte sicher recht, wenn er von der Gleichgültigkeit der Behörden sprach.

Dieses Gefühl der Ohnmacht gefiel mir ganz und gar nicht. Irgend etwas mußte ich doch tun können.

Das Klingeln des Telefons riß mich aus meinem Brüten.

»Nick? Kate hier. Ich habe die schreckliche Nachricht gehört und wollte wissen, wie es dir geht.«

»Welche schreckliche Nachricht?«

Ich bemerkte ein Zögern am anderen Ende der Leitung. »Nun beide, nehme ich an. Das mit Isabel und daß du deine Stellung verloren hast. Du mußt dich schrecklich fühlen.«

»So ist es. Außerdem hat man bei mir eingebrochen und mich zusammengeschlagen.«

»Um Gottes willen! Wann das?«

»Gestern nacht.«

»Bist du verletzt?«

»Man hat mir eins auf den Kopf gegeben. Der tut immer noch weh. Und der Rücken. Und das Bein«, sagte ich und brachte das steife Bein vorsichtig in eine bequemere Lage.

»Was machst du jetzt?«

»Ich werde wohl die Wohnung vermieten müssen.«

»Kannst du dir nicht eine neue Stellung suchen?«

»Nein. Dekker Ward hat sich plötzlich dazu durchgerungen, die School of Russian Studies zu sponsern – unter der Bedingung, daß ich dort keine Stellung mehr kriege.«

»Oh, nein! Wo willst du denn jetzt wohnen?«

»Keinen blassen Schimmer. Ich finde schon etwas. In Camden sind die Aussichten ganz gut, glaube ich.« Ich merkte selbst, daß das alles ziemlich trübselig klang.

Kate schwieg für einen Augenblick. Dann sagte sie: »Okay, hör auf, Trübsal zu blasen. Pack einen Koffer und komm zu uns. Du kannst bei uns bleiben, bis du dich als Hausbesetzer etabliert hast. Was du jetzt brauchst, ist Gesellschaft, auch wenn es nur Oliver und ich sind.«

Plötzlich gab es nichts, was ich mir mehr wünschte, als Kates Aufforderung Folge zu leisten.

»Wunderbar«, sagte ich. »Dann bis heute abend.«

Mit meinem Fahrrad, das unter dem Gewicht der Satteltaschen ächzte, stieg ich in den Zug und traf um acht Uhr auf dem kleinen Vorortbahnhof ein. Er lag rund fünfzig Kilometer von London entfernt am Rand eines alten Marktfleckens, der sich vergebens dagegen gewehrt hatte, zur Schlafstadt zu werden. Jamie und Kate wohnten fünf Kilometer vom Bahnhof entfernt, nicht weit von dem Dorf Bodenham.

Als ich die schmalen Straßen entlangadelte, vorbei an zahllosen Kastanienbäumen, die ihre weißen Kerzen aufgesteckt hatten, war es noch hell, aber durchaus nicht still. Die Vögel veranstalteten ihr übliches Spektakel, und landwirtschaftliche Maschinen waren auf dem Weg nach Hause. Ich sauste die steile Straße hinab, die nach Bodenham hineinführte, und bog am Ententeich links ab, ein Manöver, das mich nur um Haaresbreite an einem Enterich vorbeiführte, der seelenruhig über die Straße watschelte. Selbst hier ließ man es an der nötigen Rücksicht auf Radfahrer fehlen.

Das Haus von Kate und Jamie lag am Ende einer schnurgeraden Straße von knapp einem Kilometer Länge. Ich hörte das Auto erst, als die Hupe wenige Schritte hinter mir ertönte und ich vor Schreck fast aus dem Sattel kippte. Als ich mich umdrehte, sah ich Jamies Jaguar XJS, der lautlos in meinem Windschatten dahinglitt. Er versuchte mich zu überholen. Doch ich verlangsamte das Tempo und fuhr in Schlangenlinien von einer Straßenseite zur anderen. Manche Menschen werden eben nie erwachsen.

Ihr Haus hieß Dockenbush Farm, ein altes Gutsgebäude, umgeben von Ställen und Schuppen, die von einem benachbarten Bauern genutzt wurden. Ein Garten von etwa 2000 Quadratmetern gehörte dazu, eine bezaubernde Wildnis aus wuchernden Rosen und Büschen. Auf der einen Seite befand sich ein kleiner Obstgarten mit einem grünblauen Teppich aus Gras und Glockenblumen. An der Vorderseite rankte wild ein gelber Rosenstrauch empor, so daß ich mich ducken mußte, um einem dicken Zweig voller Dornen und Blüten auszuweichen.

»Ich muß ihn mal aufbinden«, sagte Jamie. »Obwohl er einem lästige Besucher wie dich vom Leibe hält.«

»Laß mich das machen«, sagte ich. »Ich werde dem ganzen Garten mal etwas Pflege angediehen lassen.«

Sie waren vor zwei Jahren eingezogen, kurz nachdem Jamie bei Dekker Ward angefangen hatte. Das Haus kam mir für die beiden und ihr kleines Kind lächerlich groß vor, zumal ich die beiden davor lediglich in einer winzigen Zweizimmerwohnung in Chiswick erlebt hatte. Ein bißchen erinnerte es mich an das Haus, in dem Jamie aufgewachsen war, jenes Haus, in dem ich zweimal zu Besuch

gewesen war, bevor der Vater es verkaufen mußte. Das war natürlich kein Zufall. Genausowenig wie der Umstand, daß auch Ricardo ein prächtiges Haus auf dem Land bewohnte.

Kate war barfuß und stellte sich auf Zehenspitzen, um mir einen Kuß zu geben. »Hallo. Das Abendessen ist fast fertig. Leider ist es nur ein Stew.«

Die große alte Küche wurde von einem Herd erwärmt und war mit altmodischem Spielzeug und gußeisernen Töpfen und Pfannen dekoriert. Das Stew war köstlich. Unter Plaudern und Lachen leerten wir eine Flasche chilenischen Rotwein, bis Jamie schließlich bei einer französischen Käseplatte das Thema anschnitt, das wir bisher so sorgfältig vermieden hatten. »Ricardo hat heute morgen über dich gesprochen.«

»Ach ja?«

»Ja. Er hat eine kleine Ansprache gehalten. Er hat uns berichtet, warum du gekündigt hast. Wenn jemand mit der Dekker-Ward-Philosophie nicht zureckkomme, sei das in Ordnung. Er hätte dir die Möglichkeit gegeben zu kündigen, aber du hättest sie nicht genutzt. Er würde nie und unter keinen Umständen dulden, daß irgendein Mitglied des Teams die anderen verrate. Du würdest nie wieder eine Anstellung bekommen, weder in der City noch an der Universität.«

»Und du hast dazu geschwiegen, Jamie?« fragte Kate fassungslos.

Jamie zuckte mit den Achseln.

»Er konnte den Mund nicht aufmachen«, sagte ich. »So etwas ist bei Ricardo nicht möglich.« Dann fragte ich Jamie: »Was denken die anderen?«

Jamie seufzte. »Läßt sich nicht sagen. Alle sind ein bißchen bedrückt nach der Geschichte mit Isabel. Und der Mexiko-Deal wächst sich zu einem echten Problem aus. Natürlich wissen sie, daß wir befreundet sind, daher reden sie nicht mit mir darüber. Aber ich vermute, sie werden den Mund halten. Ricardos Botschaft war eindeutig. Wenn du loyal bist, kümmere ich mich um dich. Läßt du mich im Stich, bist du in Schwierigkeiten.«

Vorwurfsvoll sah Kate ihren Mann an. Jamie vertrieb ihren Blick und musterte statt dessen eingehend die Käsereste und Brotkrümel auf seinem Teller.

»Ein bißchen übertrieben ist es schon, die School of Russian Studies zu sponsern, nur damit ich keine Stellung kriege«, sagte ich.

»Klar, aber gerade deshalb ist es so wirkungsvoll. Das ist eine Warnung an den Rest des Teams, die deutlich macht, wie weit Ricardo geht, um Leute abzustrafen, von denen er glaubt, sie hätten ihn verraten. Gleichzeitig ist es keine schlechte Idee. Wir brauchen für das kommende Rußland-Geschäft Informationen und Kontakte. Dein altes Institut kann uns da ein paar wichtige Türen öffnen.«

»Und daß man mich zusammengeschlagen hat? Meine Wohnung verwüstet hat? Hat Ricardo das auch erzählt?«

»Ich bezweifle, daß er es überhaupt weiß. Das trägt für mich die Handschrift von Eduardo«

»Jamie, du mußt da aufhören!« sagte Kate. »Nach allem, was sie Nick angetan haben. Du solltest kündigen, bevor es zu spät ist.«

Jamie seufzte. »Es ist schon zu spät. Besonders jetzt. Ricardo wird mich im Auge behalten.«

»Zum Teufel mit ihm!« sagte Kate. »Geh einfach.«

»Das ist gar nicht so leicht«, sagte Jamie. »Das Haus muß abbezahlt werden. Und ich brauche zwei Jahre gute Bonusse, um die Hypothek ein Stück weit abzutragen. Und wenn ich die Firma verlasse, was soll ich dann tun? Ricardo hat man besser nicht zum Feind. Der lateinamerikanische Markt ist klein: Jeder kennt jeden.«

»Du könntest für Bloomfield Weiss arbeiten«, sagte Kate. »Dort nimmt man dich mit Kußhand.«

»Ja, und wenn Bloomfield Weiss den Krieg gegen Dekker Ward verliert, wonach es gegenwärtig aussieht, dann braucht man mich nicht mehr, und ich sitze auf der Straße.«

»Ach, Jamie!« rief Kate. Verärgert warf sie die Serviette auf den Tisch und ging hinaus.

Jamie und ich blieben in unbehaglichem Schweigen zurück. Schließlich raffte sich Jamie auf. »Tut mir leid«, sagte er mit einem bedauernden Achselzucken.

»Mach dir keine Gedanken. Wenn ich meine Karriere in den Sand setze, dann mußt du nicht das gleiche tun, nur um mir deine Solidarität zu beweisen. Schließlich mußt du für Kate und Oliver sorgen.« Und für deinen Ehrgeiz, dachte ich. Denn der war das eigentliche Problem, das wußten wir beide. Für Jamie entwickelten sich die Dinge hervorragend bei Dekker Ward, und wenn er nicht aus der Reihe tanzte, würde er in wenigen Jahren Millionen machen. Und einzige und allein das war sein sehnlichster Wunsch.

Aber er war ein alter Freund von mir. Ich wollte nicht, daß er seine ehrgeizigen Pläne meinetwegen aufgab.

Ich half Jamie beim Abwasch und ging ins Bett. Katie ließ sich an diesem Abend nicht mehr blicken.

Am nächsten Tag sprach ich mit ihr. Jamie war in der Firma, und Oliver hatte sie in den Kindergarten gebracht. Das Wetter war herrlich, sonnig mit einer leichten Brise. Wir saßen im Garten und tranken Kaffee aus großen Bechern.

»Hast du gewußt, daß dein Patensohn eine Freundin hat?« fragte Kate.

»Wirklich? Ist er nicht noch ein bißchen jung dafür?«

»Ich glaube, in diesem Alter sind sie ziemlich scharf auf das andere Geschlecht. Wenn sie ein bißchen älter werden, läßt es dann wieder etwas nach.«

»Wie heißt sie denn?«

»Jessica.«

»Ist sie hübsch?«

»Ich finde sie ein bißchen unförmig. Aber sie spielt wie er gern mit Raketen, da ist das Aussehen völlig nebensächlich. Er hat mich gefragt, ob sie zum Spielen kommen darf. Es war ihm schrecklich peinlich. Einfach süß.«

»Jedenfalls freue ich mich darauf, der Dame vorgestellt zu werden.«

Schweigend tranken wir unseren Kaffee. Irgend etwas störte die Krähen in einem nahegelegenen Wäldchen. In einer kreischenden schwarzen Wolke stoben sie auf. Es dauerte eine Zeitlang, bis sie sich wieder niederließen.

»Glaubst du, man findet sie?« fragte Kate.

»Isabel?«

»Ja.«

Ich überlegte einen Augenblick. »Ja. Ich muß einfach daran glauben.«

»Sie scheint sehr nett zu sein.«

»Das ist sie.«

»Aber ich hasse Frauen mit einer solchen Figur. Die sehen auch in Lumpen noch phantastisch aus.«

Ich lächelte. Ich sah sie vor mir, wie sie aussah, wie sie sich anfühlte, wie sie duftete, wie sie sprach. Sie *mußte* ganz einfach am Leben sein. Sie mußte.

Kate hatte sich vorgebeugt und streichelte meine Hand. »Tut mir leid wegen gestern abend«, sagte sie. »Aber Jamie macht mich einfach verrückt. Sein Leben scheint vollkommen von Dekker Ward absorbiert zu werden. Manchmal habe ich das Gefühl, daß er seine Seele an Ricardo verkauft hat.«

»Ich weiß, was du meinst. Ricardo kontrolliert die Leute gern, die für ihn arbeiten. Er gibt ihnen freie Hand, sorgt aber dafür, daß sich ihre Interessen vollkommen mit den seinen decken. Aber ich kann auch Jamies Standpunkt verstehen. Schließlich muß das alles hier bezahlt werden.«

»Quatsch!« sagte Kate mit überraschendem Nachdruck. »Wir brauchen das alles nicht. Natürlich ist es angenehm, aber wir könnten genausogut in einer kleinen Wohnung in Chiswick wohnen. Und daß er für mich sorgen muß, ist genau so ein Blödsinn. Ich hatte einen tollen Job in einer Anwaltskanzlei in der City. Da würde ich jederzeit wieder ein ansehnliches Gehalt verdienen können. Natürlich möchte ich mich um Oliver kümmern, solange er klein ist. Aber Dekker Ward muß nicht sein.«

Ich hielt den Mund. Auf gar keinen Fall wollte ich in ei-

nen Streit zwischen Kate und Jamie hineingezogen werden. Vor allem nicht, wenn ich den Eindruck hatte, daß einer von beiden recht hatte.

»Hast du gewußt, daß er ärgerlich war, weil ich dich eingeladen habe?« fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf.

»Er sagte, das würde einen schlechten Eindruck in der Firma machen. Ich habe ihm gesagt, er solle sich nicht lächerlich machen.«

»Hör mal, ich möchte auf keinen Fall bleiben, wenn ...«

»Du bleibst«, sagte Kate. Ein Zug grimmiger Entschlossenheit zeigte sich in ihrem Gesicht. Ich war überrascht. Normalerweise war Kate die Ruhe selbst. So erregt wie in den letzten zwölf Stunden hatte ich sie noch nie gesehen.

Offenbar war mir meine Verblüffung anzumerken. »Mach dir keine Gedanken«, sagte sie mit der Andeutung eines Lächelns. »Jamie freut sich auch, daß du da bist. Ich glaube, er hat selbst gemerkt, wie blöd er sich angestellt hat.«

Sie trank einen Schluck Kaffee und blickte über den Hügel hinweg, der sich hinter dem Garten erhob. »Weißt du, er hat sich verändert.«

Zunächst vermied ich eine Antwort. Ich wollte mich mit Kate nicht auf ein so heikles Gespräch über Jamie einlassen. Doch dann merkte ich, daß sie offenbar mit jemandem sprechen mußte. Vorsichtig wagte ich mich auf das vermintete Terrain.

»Hat er?«

Kate warf mir einen Blick zu. Sie merkte, daß ich das Gespräch scheute, fuhr aber trotzdem fort. »Du weißt

doch, wie er an der Uni war. Nie hat er irgend etwas besonders ernst genommen. Er war immer heiter, freundlich und liebevoll. Als mein Vater starb, hat er sich wunderbar verhalten.«

Ich erinnerte mich. Kates Vater war bei einem Autounfall getötet worden. Sie war verzweifelt gewesen. Jamie hatte sich als wirkliche Stütze erwiesen. Er schien genau zu wissen, wann sie Aufheiterung und wann sie Ruhe brauchte.

»Mir ist er immer ein guter Freund gewesen«, sagte ich. »Sogar die Stellung bei Dekker Ward hat er mir besorgt. Ich weiß, daß es nicht besonders gut ausgegangen ist, aber immerhin hat er sich für mich aus dem Fenster gelehnt.«

»Stimmt«, sagte Kate trocken, ohne freundlicher dreinzuschauen. »Aber was ist mit Oliver? Als er geboren wurde, war Jamie der liebevollste Vater, den man sich nur denken konnte. Und jetzt sieht er ihn kaum noch.«

»Es bleibt ihm gar nichts anderes übrig, Kate. Ich habe erlebt, wie es bei Dekker Ward zugeht. Du mußt unglaublich hart arbeiten. Jamie verbringt nicht mehr Zeit in der Firma als die anderen. Wahrscheinlich sogar weniger.«

»Aber warum muß er da überhaupt arbeiten? Nach allem, was man dir angetan hat? Nach allem, was man ihm antut?«

Es war ein Anflug von Verzweiflung in Kates Stimme. Ich wußte die Antwort. Ich hatte Rugby mit Jamie gespielt. Er war einer der ehrgeizigsten Menschen, die ich je kennengelernt habe. Und er gab nie auf. Wenn er beschlossen hatte, sein Glück bei Dekker Ward zu machen, dann konnten weder Kate noch ich ihn davon abbringen.

»Weißt du«, sagte sie, »ich bewundere dich wirklich für das, was du getan hast.«

»Was? Daß ich gekündigt habe?«

Sie nickte und starre, den Kaffeebecher zwei Zentimeter von ihren Lippen entfernt, gedankenverloren vor sich hin.

»Das mußte sein. Ich hatte keine andere Wahl.«

»Genau das meine ich.«

Mit einem warmherzigen, freundlichen Lächeln wandte sie sich mir zu. Ihr kurzes, braunes Haar glänzte in der Sonne. Sie trug ein weißes T-Shirt und einen langen Baumwollrock. Die leichte Sommerkleidung unterstrich die weichen Rundungen ihres Körpers.

Jamie verdiente sie nicht.

Ich blieb also bei Kate und Jamie. Zwei Tage brauchte ich, um meine Wohnung auf Vordermann zu bringen. Dazu mußte ich mit dem Wohnungsmakler sprechen, einen Klempner organisieren, der den Heizkessel in Ordnung brachte, aufräumen, packen und einen Lieferwagen bestellen, der meine Habseligkeiten fortschaffte, die zu achtzig Prozent aus Büchern bestanden. Der Makler meinte, er würde sicherlich eine Miete erzielen, die die Hypothekenrate fast deckte.

Ich begann wieder an meiner Dissertation zu arbeiten. Die Rekonstruktion der verlorengegangenen Kapitel hatte ich mir weitaus mühsamer vorgestellt. Tatsächlich konnte ich mich recht gut an das erinnern, was ich geschrieben hatte. Zwar mußte ich viel in meinen Notizen stöbern, aber selbst das machte mir Spaß. Außerdem hatte ich das Gefühl, daß der Text in der zweiten Fassung besser werden

würde. Allerdings hatte ich mir nicht genügend Notizen für die Zitate und Fußnoten gemacht. Das würde mich zwei Tage in der Bibliothek der School of Russian Studies kosten. Alles andere konnte ich auf Dockenbush Farm erledigen.

Es war ein angenehmer Ort zum Arbeiten, besonders im Mai. Oben im Haus befand sich ein Gästezimmer. Ich stellte einen Tisch und einen Stuhl vors Fenster und auf den Tisch den nagelneuen Mac, den ich im Vorgriff auf das Geld der Versicherung erstanden hatte. Über die Wipfel der Apfelbäume hinweg blickte ich auf zwei Felder mit jünger Gerste und einen bewaldeten Hügel dahinter. Es war idyllisch. Ich arbeitete den ganzen Tag, von acht Uhr morgens bis acht Uhr abends, mit einer einstündigen Pause für das Mittagessen mit Kate und Oliver. Es gelang mir, mich ganz in Puschkins Welt zu versenken und meine eigene zu vergessen. Ricardo, Eduardo und Dekker Ward gab es zwar noch, aber sie schienen mit einem Mal sehr weit weg zu sein.

Lediglich Jamie, der den Geruch von Dekker Ward mitbrachte, wenn er abends nach Hause kam, erinnerte mich an diese Welt. Aber auch das verlor sich rasch. Er hatte keine Lust, über die Firma zu sprechen, genausowenig wie Kate oder ich. Seit dem Streit der beiden am Abend meiner Ankunft hatte sich die Stimmung im Haus erheblich verbessert. Die Abende waren heiter: Wir blieben lange auf, tranken und redeten. Es war fast wie Urlaub.

Ich rief das Polizeirevier in Kentish Town an, um zu hören, wie man mit den Ermittlungen in der Strafsache 1521634/E vorankam. Ich war nicht sonderlich überrascht

zu hören, daß man noch im dunkeln tappte. Keiner der gestohlenen Gegenstände war wieder aufgetaucht. Man hatte Eduardo vernommen, der vehement bestritt, irgend etwas mit dem Einbruch zu tun zu haben. Abgesehen von meiner Beschuldigung gab es nicht den geringsten Anhaltspunkt für eine Beteiligung von seiner Seite.

Ich dachte hin und wieder an Isabel, nicht ständig, und hatte deshalb ein schlechtes Gewissen. Dabei war mir klar, daß es so wahrscheinlich viel besser war. Wenn ich an sie dachte, empfand ich Angst, Schuld, Sorge, Ungewißheit, Wut. Uns waren nur wenige gemeinsame Tage vergönnt gewesen, und die hatten wir in einer sehr exotischen Umgebung erlebt. Ständig quälte ich mich mit der Frage, ob sich die Beziehung im Alltag bewährt hätte, und versuchte mir einzureden, daß dies der Fall gewesen sein würde. Und dann wurde ich zornig, daß ich keine Gelegenheit gehabt hatte, es herauszufinden.

Ich rief Luís an und fragte ihn, ob es Neuigkeiten gebe. Er freute sich, von mir zu hören. Er sagte, er habe einen Kontakt zwischen der KBN, einer großen holländischen Bank mit guten Beziehungen nach Brasilien, und Humberto Alves hergestellt, um die Finanzierung des *Favela*-Projekts doch noch zu ermöglichen. Es würde zwar ein paar Monate dauern, bis der Deal reif für den Abschluß wäre, aber Humberto sei sehr zuversichtlich. Ich freute mich, daß wir Ricardos Wut einen so guten Grund nachreichen konnten.

»Nichts Neues von Isabel?« fragte ich.

Tiefes Schweigen. »Nein«, sagte er schließlich. »Nichts.«

»Hat die Polizei noch nichts gefunden?«

»Nein.« Er hielt inne. Ich wartete. »Wissen Sie, sie lebt. Man hat noch keinen Leichnam gefunden. Wenn sie tot wäre, hätte man sie gefunden. Ich weiß, daß sie lebt. Ich spüre es.«

»Ich hoffe von ganzem Herzen, daß Sie recht haben«, sagte ich. Auch ich mußte daran glauben, daß sie noch lebte.

Eines Abends, es war meine zweite Woche auf Dockenbush Farm, mischte sich Dekker Ward doch in unsere Idylle ein. Jamie war nervös, als er heimkam, und diesmal legte sich die Anspannung nicht nach dem ersten Glas Wein. Es half nichts, unser Tabu mußte gebrochen werden.

»Was ist los?« fragte Kate.

»Es läuft nicht besonders in der Firma.«

»Wieso?«

Jamie blickte mich an. »Nick wird es wahrscheinlich gern hören. Ich glaube, wir haben Riesenprobleme. Die Kurse sind in dieser Woche in den freien Fall übergegangen, und es sieht ganz so aus, als sollte sich das in der nächsten Woche fortsetzen.«

»Was ist passiert?« fragte ich. Absichtlich überschlug ich in der Zeitung alle Nachrichten zu Lateinamerika.

»In Mexiko ist die Kacke am Dampfen. Überall gehen Banken pleite, die Regierung muß dieses Jahr eine Riesenumschuldung bewältigen, und alle haben gewaltig Schiß vor der Zukunft.«

»Und Dekker Ward sitzt noch immer auf dem mexikanischen Zwei-Milliarden-Deal?«

»Ja, eine Long-Position, die unaufhaltsam wächst. Mexiko ist um zwanzig Punkte gefallen, und Ricardo kauft flei-

ßig. Weißt du, er glaubt, daß die USA Mexiko wieder rauspauken werden, wie schon 1995. Seiner Ansicht nach ist das eine ausgezeichnete Gelegenheit, bei absoluten Tiefstständen zu kaufen. Er hat sich sogar Mittel von Chalmet beschafft, du weißt, der Schweizer Bank, die neunundzwanzig Prozent von Dekker Ward hält. Wir haben genügend mexikanische Papiere, um den ganzen Canary Wharf Tower damit zu tapezieren.«

»Wieviel sind es genau?«

Jamie stöhnte. »Fünf Milliarden an mexikanischen Anleihen und zwei Milliarden an anderen Papieren.«

»Himmel! Was ist geschehen? Verliert Ricardo die Nerven?«

»Ricardo nicht. Der amerikanische Kongreß. Hast du schon mal etwas von der Pinnock Bill gehört?«

»Nein.«

»Es ist eine Gesetzesinitiative, nach der der Kongreß jede finanzielle Nothilfe, die über einer bestimmten Größenordnung hinausgeht, bewilligen muß. Sie zielt ausdrücklich darauf ab, die Regierung daran zu hindern, Mexiko noch einmal aus der Patsche zu helfen.«

»Wird sie durchgehen? Oder legt der Präsident sein Veto ein?«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Die Situation ist schwer einzuschätzen. Jedenfalls macht das die mexikanische Situation noch ungewisser. Einige der Bradys sind schon unter vierzig gefallen.«

Wow! Vor einem Monat wurden sie noch in den Sechziger und Siebziger gehandelt. »Also kein Bonus dieses Jahr?«

Jamie seufzte. »Viel schlimmer. Am Anfang des Jahres betrug unser Kapital anderthalb Milliarden Dollar. Nach den gegenwärtigen Kursen sind unsere Verluste größer als unser Kapital. Strenggenommen sind wir zahlungsunfähig. Natürlich sind die Verluste alle noch nicht realisiert. Niemand außerhalb des Teams weiß von ihnen, noch nicht einmal Lord Kerton. Es besteht durchaus noch die Möglichkeit, daß der Markt uns rettet. Doch bis dahin sind wir auf das Geld von Chalmet und kreative Buchführung angewiesen.«

Jamie hatte recht. Das Ganze ging mir runter wie Honig. Ich gab mir Mühe, mir nichts anmerken zu lassen. Jamie war sichtlich besorgt. Er wollte natürlich nicht, daß Dekker Ward pleite ging, bevor er seinen ersten wirklich fetten Bonus eingestrichen hatte.

Als ich mich am nächsten Morgen an den Schreibtisch setzte, stellte ich fest, daß mir meine Konzentration auf die Arbeit an der Dissertation abhanden gekommen war. Die Notizen, die mich gestern vollkommen in Anspruch genommen hatten, lagen verstreut vor mir. Meine Augen wanderten zum Fenster hinaus, über die Bäume hinweg.

Dekker Ward saß also richtig in der Scheiße? Großartig! Leid tat mir nur, daß sie das nicht mir verdankten. Ein bißchen Mitleid empfand ich mit Jamie und einigen der anderen Leute, die nach all der Arbeit, die sie in die Firma gesteckt hatten, nun ihre Bonусse verlieren würden. Aber Jamie hatte schließlich Kate. Also was interessierte ihn das ganze Geld?

Irgendwie würde Dekker Ward sich da schon wieder herauslavieren. Die Kurse der mexikanischen Anleihen

würden wieder nach oben gehen. Wer weiß, vielleicht würde Dekker Ward am Ende sogar ein Vermögen machen, statt eines zu verlieren. Doch im Augenblick war die Firma angeschlagen und verwundbar. Der Zeitpunkt war günstig, um Rache zu nehmen.

Und rächen wollte ich mich. Ricardo und sein Bruder hatten meine Berufsperspektive vernichtet, meine Dissertation gestohlen, mich zusammenschlagen lassen und mich gezwungen, aus meiner Wohnung auszuziehen. Allem Anschein nach würden sie ungestraft davonkommen. Wie hatte Ricardo so schön gesagt? »Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich.« Gut, dann war ich eben gegen ihn.

Was konnte ich tun?

Kate hatte gesagt, Jamie sollte bei Bloomfield Weiss anfangen. Das würde Ricardo sicherlich ärgern. Aber es würde ihn wohl ziemlich kaltlassen, wenn ich dort anfinge. Ganz abgesehen davon, daß sich diese geweigert hätte, mich überhaupt vorzulassen, bei meiner Erfahrung in der Investmentbranche!

Doch dann hatte ich eine Idee. Zuerst erschien sie mir absurd, aber je mehr ich darüber nachdachte, desto vielversprechender kam sie mir vor. Ich schob Puschkin zur Seite, kritzello ein paar Gedanken auf ein leeres Stück Papier und konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen.

Zwar brauchte ich ein bißchen Glück, aber wenn mir die Sache gelang, war Dekker Ward ein für allemal erledigt. Und wem hatten sie das zu verdanken? Meiner Wenigkeit!

VIERUNDZWANZIG

Am Nachmittag fragte ich Kate, ob ich ein paar Auslandsanrufe machen dürfte. Ich durfte. Zunächst erfragte ich bei der Auslandsauskunft die New Yorker Nummer von Bloomfield Weiss. Dann in der Vermittlung den Namen des Vorstandsvorsitzenden und die Telefonnummer seines Büros.

Es stellte sich heraus, daß Sidney Stahl in London war. Was für ein Glücksfall! Von seiner Sekretärin in New York bekam ich seine Londoner Nummer. Ich versuchte mein Glück.

»Büro Mr. Wolpin«, meldete sich eine Frauenstimme.

»Kann ich mit Mr. Stahl sprechen? Ich glaube, er hält sich gegenwärtig in London auf.«

»Das ist richtig. Aber im Augenblick hat er eine Besprechung mit Mr. Wolpin. Mit wem spreche ich?«

»Nick Elliot. Von Dekker Ward.«

»Kann Ihnen vielleicht jemand anders weiterhelfen, Mr. Elliot? Ich denke, Mr. Stahl wird noch eine Zeitlang beschäftigt sein.«

Sie versuchte mich abzuwimmeln. Klar doch.

»Nein, ich muß mit Mr. Stahl persönlich sprechen. Sagen Sie ihm, es geht um Dekker Wards Verluste bei deren mexikanischer Position. Und teilen Sie ihm auch mit, daß

ich inoffiziell anrufe. Ich gebe Ihnen meine Telefonnummer.« Ich nannte ihr die von Kate und Jamie.

»Gewiß, Mr. Elliot. Ich werde ihm eine Nachricht zukommen lassen«, erklärte die Frau und brachte mit ihrer Stimme die sichere Gewißheit zum Ausdruck, daß mich Mr. Stahl unter gar keinen Umständen zurückrufen würde. Ursprünglich hatte ich die Absicht gehabt, mich über Jamies Freund Stephen Troughton an Bloomfield Weiss zu wenden, den Gedanken dann aber verworfen. Ich hatte kein Vertrauen zu ihm, und die Ereignisse wären mir zu rasch aus den Händen geglitten. Besser, ich stieg bei dem Mann ganz oben ein.

Ich saß neben dem Telefon im Wohnzimmer und las die Zeitung. Kate spielte im Garten mit Oliver. Sie eilte an mir vorbei, um ihm etwas zu trinken zu holen. »Du machst eine Pause?« fragte sie überrascht. Normalerweise dauerten meine Pausen nie länger als zehn Minuten.

»Ich habe gerade ein Kapitel beendet«, sagte ich, »und belohne mich mit der Zeitung.«

Die Hälfte des Sportteils hatte ich durch, als das Telefon läutete. Hastig griff ich nach dem Hörer.

»Kann ich mit Mr. Elliot sprechen?« fragte die Stimme eines jungen Amerikaners.

»Am Apparat.«

»Preston Morris. Ich arbeite für Mr. Stahl. Wie mir berichtet wurde, haben Sie vorhin versucht, ihn zu erreichen.«

Ich blickte mich um. Kate war noch im Garten. »Ich muß mit Mr. Stahl höchstpersönlich sprechen«, sagte ich.

»Das ist heute leider nicht mehr möglich, Sir. Vielleicht kann ich Ihnen weiterhelfen?«

Man nahm mich offenkundig unter die Lupe.

»Okay. Hören Sie zu. Ich bin ein ehemaliger Mitarbeiter von Dekker Ward und habe Informationen über die jüngsten Verluste der Firma im Emerging-Markets-Geschäft. In diesem Zusammenhang hätte ich Bloomfield Weiss einen Vorschlag zu machen. Den möchte ich Mr. Stahl im Verlauf des morgigen Tages unterbreiten. Ich brauche lediglich fünfzehn Minuten seiner kostbaren Zeit. Wenn ihm nicht gefällt, was ich ihm zu sagen habe, kann er mich ja rauswerfen.«

»Gut. Ich frage Sidney und rufe Sie wieder an.«

Den ganzen Nachmittag über versuchte ich, näher am Telefon zu sein als Kate, schaffte es aber nicht ganz. Kurz nach sechs klingelte es endlich. Trotz meiner Bemühungen war sie zuerst am Apparat. »Preston Morris«, sagte sie und reichte mir den Hörer. Sie beobachtete mich, während ich ein Treffen um Viertel vor zehn am nächsten Morgen vereinbarte.

»Was ist das für eine Geschichte?« fragte sie.

»Ach, nur jemand, der mich sprechen will«, antwortete ich.

»Hörte sich aber an wie ein Banker.«

»Findest du? Das werde ich ihm erzählen«, sagte ich und verließ das Zimmer, Kates nachdenklichen Blick im Rücken.

Die Büros von Bloomfield Weiss lagen in Broadgate, einem modernen Bürokomplex mit viel braunem Marmor gleich hinter dem U-Bahnhof Liverpool Street. Nachdem ich mehrere Verteidigungslien überwunden hatte – Sicherheitsleu-

te, Empfangsdame, Sekretärin –, wurde ich auf ein Sofa vor einer verschlossenen Tür gesetzt. Beim Warten fiel mir der Besuch ein, den Isabel und ich Humberto Alves in seinem Büro abgestattet hatten. Ich lächelte, als ich mich an die Standpauke erinnerte, die sie ihm gehalten hatte, weil er Bloomfield Weiss das Mandat für den *Favela*-Deal erteilt hatte. Wenn ich diese Sache durchziehen wollte, brauchte ich ihre Entschlossenheit. Fast hatte ich das Gefühl, daß sie anwesend war, und ich nahm mir vor, sie nicht zu enttäuschen.

Nach einer knappen halben Stunde ging die Tür auf und heraus trat ein kleiner Mann mit weißem Hemd und Hosenträgern, der mich irgendwie an einen Vogel erinnerte. Er musterte mich mit einem kurzen Blick und war offenbar nicht sehr beeindruckt. Man sah ihm förmlich an, wie er sich entschied, der ganzen Sache nur fünf und keine fünfzehn Minuten zu geben.

Er reichte mir die Hand, sagte: »Sidney Stahl. Darf ich bitten«, und führte mich in ein großes, luxuriös eingerichtetes Büro mit einem riesigen Schreibtisch und einer cremefarbenen Sitzgruppe. Zwei Männer, die auf der Kante eines Sofas gesessen hatten, standen auf. Der eine groß und jungenhaft, der andere älter und mehr vom Leben gezeichnet. Mit einer Geste in ihre Richtung erklärte Stahl: »Mein Assistent Preston Morris, mit dem Sie wohl schon gesprochen haben, und Cy Wolpin, der Leiter unserer Emerging-Markets-Abteilung in London.«

Wir gaben uns kurz die Hände. Stahl sprach mit rauhem New Yorker Akzent. Er war wirklich sehr klein, keine einschzig groß, und durfte kaum mehr als fünfundfünfzig Kilo gewogen haben. Die beiden Männer neben ihm über-

ragten ihn um mehr als Haupteslänge, und doch war auf den ersten Blick klar zu erkennen, wer hier der Boß war. Betont hielten sie sich im Hintergrund, als sei es ihnen unangenehm, auf ihn herunterzusehen.

»Was kann ich für Sie tun, Mr. Elliot?« Stahl setzte sich und forderte die beiden anderen und mich mit einer Geste auf, es ihm nachzutun. Stahls Augen blickten in meine Richtung, waren aber abwesend. Er dachte an die letzte Be- sprechung oder bereits an die nächste.

Ich kam sofort auf den Punkt. »Ich habe etwas mehr als einen Monat für Dekker Ward gearbeitet. Vor zwei Wo- chen habe ich gekündigt.« Na und? schien Stahls Gesicht zu sagen. »Zufällig weiß ich, daß Dekker Ward in den letz- ten Wochen eine riesige Position mexikanischer Bonds aufgebaut hat.«

»Das weiß der ganze Markt«, sagte Cy Wolpin. »Dekker Ward hat dieses Mexiko-Geschäft gemacht, das war ein Flop, und seither kauft die Firma Anleihen zurück.«

Ich beachtete ihn nicht. Zur Hälfte hatte ich jetzt Stahls Aufmerksamkeit. Zum mindesten war sein Blick nicht mehr ab- wesend, sondern blieb auf mich gerichtet. »Dekker Wards Position ist viel größer, als gemeinhin angenommen. Die Firma hat mexikanische Papiere in einer Größenordnung von vier Milliarden Dollar und für weitere zwei Milliarden Dollar andere Papiere. Ihre Verluste bei diesen Positionen sind so groß, daß sie eigentlich zahlungsunfähig ist. Nur der finanzielle Beistand ihres Schweizer Anteilseigners Chalmet hält sie noch über Wasser.«

Jetzt hatte ich Stahls ungeteilte Aufmerksamkeit. »Fah- ren Sie fort!« sagte er.

»Nun, ich weiß, daß Bloomfield Weiss sich stärker auf den Emerging Markets engagieren möchte. Und wie allgemein bekannt, ist das Dekker Wards Markt. Daher mein Vorschlag an Sie: Übernehmen Sie Dekker Ward. Dann ist es auf jeden Fall Ihr Markt.«

Stahl lachte. Es war diese Mischung aus Lachen und Keuchen, die sich ihren Weg erst durch dicke Schichten von Lungenschleim oder Teer bahnen mußte. Der Gesichtsausdruck der beiden anderen Männer wechselte augenblicklich von verächtlichem Ernst zu leichter Amüiertheit.

»Habt ihr das gehört, Leute? Das nenn ich Chuzpe. Der will ein M&A-Mandat.« Er zog eine Zigarre aus der Tasche und klemmte sie sich zwischen die Zähne. Lächerlich groß wirkte sie bei dem kleinen Mann. Trotz des Gelächters war ich ermutigt. Umständlich zündete sich Stahl die Zigarre an, was ihm Zeit zum Nachdenken gab.

»Ist Dekker Ward nicht ein Privatunternehmen?« fragte er. »Hat da nicht dieser Bursche, den man den ›Marketmarker‹ nennt, die Hand drauf? Wie heißt er denn noch gleich? Ricardo Ross, richtig. Der wird doch nicht an uns verkaufen, oder?«

»Sie haben recht, es ist ein Privatunternehmen«, erwiderete ich. »Aber Ricardo hält nur einen sehr kleinen Anteil.«

Stahl hob die Augenbrauen. Sie waren dünn wie Bleistiftstriche, als wären sie gezupft.

»Ricardo findet andere Möglichkeiten, bei Dekker Ward auf seine Kosten zu kommen«, sagte ich. »Und wie!«

Die Augenbrauen rutschten wieder in ihre Normalposition. »Wem gehört die Firma dann?«

»Einundfünfzig Prozent sind bei Lord Kerton und seiner Familie. Seine Vorfahren haben die Firma vor einhundertdreißig Jahren gegründet. Neunundzwanzig Prozent befinden sich im Besitz von Chalmet et Companie, einer Schweizer Privatbank. Sie haben ihren Anteil 1985 kurz vor dem Big Bang, der Deregulierung des englischen Wertpapiermarktes, erworben. Die verbleibenden zwanzig Prozent gehören anderen Vorstandsmitgliedern.«

»Und Ross ist einer von ihnen?«

»Nicht direkt. Ross will nicht in den Vorstand. Ihm liegt daran, daß seine Emerging Markets Group so wenig wie möglich mit dem Rest der Firma zu tun hat.«

Wolpins und Stahls Blicke begegneten sich. Wolpins Gesicht schien zu sagen: »Hab' ich Ihnen doch gesagt«, Stahls hingegen ließ so etwas wie Gereiztheit erkennen. Offenkundig war ich auf heikles Terrain geraten. Doch schon hatte Stahl seine Aufmerksamkeit wieder mir zugewandt.

»Also, wie sollen wir das Unternehmen kaufen, wenn es in festen Händen ist?«

»Kerton hat keine Ahnung, in was für eine prekäre Lage Ross ihn gebracht hat. Wenn wir ihm das sagen, ist er vielleicht zum Verkauf bereit. Vor allem, wenn wir ihm erst das Problem nachdrücklich vor Augen führen und ihm dann die Lösung präsentieren.«

»Und die wäre?« fragte Stahl und zog paffend an seiner Zigarette.

»Bloomfield Weiss übernimmt Dekker Wards Portefeuille und bringt die Sache in Ordnung. Es gibt weltweit nicht viele Firmen, die dazu in der Lage sind. Dazu braucht man eine Menge Kapital, gute Trader und hervorragende Kenntnisse

auf dem Gebiet der Emerging Markets. Also kommt praktisch nur Bloomfield Weiss in Frage.«

»Das wäre aber eine Position, die den Rahmen des Vorstellbaren sprengt«, sagte Wolpin. »Die Risiken wären erheblich.«

Ich blickte Stahl in die Augen. »Ich dachte, das ist Ihr Geschäft, Risiken einzugehen.«

Stahl ließ wieder sein keuchendes Lachen hören. »Der Junge ist richtig. Natürlich können wir das Risiko eingehen, Cy. Wir kriegen die Anleihen beinahe geschenkt. Peanuts. Aber was ist mit den Schweizern?«

»Keine Ahnung. Ich weiß nicht, was Ross ihnen über seine Position erzählt hat. Es lässt sich auch nicht feststellen, woher das Geld kommt. Man kriegt sehr wenig Informationen über Chalmet. Theoretisch ist es eine kleine Bank mit Sitz in Genf, aber sie verwaltet höchst diskret Gelder in Milliardenhöhe, und ich glaube, sie finanziert Dekker Ward mit dem Geld ihrer Kunden.«

Hier mischte sich Wolpin ein. »In Lateinamerika steht Chalmet in dem Ruf, eine gute Adresse für schmutziges Geld zu sein. Ich wette, auf ihrer Kundenliste finden sich eine Menge Drogenhändler und korrupte Politiker.«

Dieses Thema wollte ich tunlichst vermeiden. Es hatte keinen Sinn, Bloomfield Weiss mit Geschichten über Geldwäsche zu verschrecken.

»Bei Chalmet fühlt man sich Ricardo Ross gegenüber sicherlich sehr verpflichtet«, sagte ich. »Aber ich glaube, wenn die Bank Angst haben muß, alles zu verlieren, wird sich das rasch ändern. Noch einmal, für Sie dürfte es am günstigsten sein, wenn Bloomfield Weiss Dekker

Wards Portefeuille übernimmt und die Position glattstellt.«

»Interessant«, sagte Stahl. »Und was wollen Sie, mein junger Freund? Eine Provision von zwei Prozent? Wir haben unsere eigenen Leute für Unternehmensübernahmen.«

Ich lächelte. »Davon bin ich überzeugt. Ich will keine Provision. Sie würden mir sowieso keine zahlen. Ich möchte lediglich auf dem laufenden gehalten werden.«

»Und was haben Sie dann von dem Ganzen?«

»Dekker Ward hat mir übel mitgespielt«, sagte ich und war selbst überrascht, mit welcher Heftigkeit das aus mir herausbrach. »Dafür sollen sie bezahlen.«

Ein Lächeln huschte über Stahls Gesicht. Rache war ein Motiv, das er genauso gut verstand wie Gier. Ein edlerer Beweggrund hätte nur seinen Argwohn geweckt. »Das werden sie. Das heißt, wenn wir uns dazu entschließen sollten, Ihrer Anregung zu folgen«, fügte er rasch hinzu. Doch etwas in seiner Stimme sagte mir, daß er es tun würde. Gegen meinen Willen mußte ich lächeln. Er sah es und warf mir einen amüsierten Blick aus seinen flinken braunen Augen zu. »Okay«, sagte er und stand auf. »Sie hören von uns. Bald.«

»Na, wo warst du denn heute morgen, so gut gewandet?« fragte Kate. Wir hatten uns gerade zum Abendessen hingesetzt, einem Salat, den ich rasch angerichtet hatte. »Einstellungsgespräch?«

Erwartungsvoll sahen Jamie und Kate mich an. Den ganzen Tag über hatte ich mir den Kopf zerbrochen, wie ich mit dieser Situation umgehen sollte. Die Wahrheit sa-

gen konnte ich ihnen auf gar keinen Fall. Ich konnte von Jamie unmöglich erwarten, daß er die Füße still hielt, zudem wäre es schwierig geworden, weiter in seinem Haus zu bleiben.

Ich beging einen Verrat an ihm und kam mir wie ein Schuft vor. »Ja«, log ich. »Bei einer Unternehmensberatung, die vorhat, Niederlassungen in Rußland zu gründen.«

»Ach ja, bei welcher denn?« fragte Jamie.

»KEL«, sagte ich. »Ein kleines Unternehmen.«

»Hör mal, ich kenne KEL! Christian Deerbury arbeitet dort. Er war mit uns in Oxford. Erinnerst du dich noch an ihn?«

Mist! Ganz schwach dämmerte es mir, daß es da mal jemandem gegeben haben mußte. »Nein, ich glaube nicht«, erwiderte ich.

»Ich könnte ihn anrufen. Damit er ein gutes Wort für dich einlegt.«

»Nein, laß nur. Ich bin sicher, daß man da gar nicht an mir interessiert ist. Unternehmensberatung hat sowieso viel zuviel Ähnlichkeit mit Banking. Ich hätte gar nicht erst hingehen sollen.«

Ich fühlte mich ausgesprochen unbehaglich. Jamie und Kate spürten es. Aber ich konnte ihnen beim besten Willen nicht erzählen, was ich wirklich vorhatte.

Sie merkten, daß ich keine Lust hatte, das Gespräch fortzusetzen, und verstummten.

Ich holte tief Atem. »Ich denke, ich sollte mich endlich nach einer eigenen Bleibe umsehen.«

»Nein!« sagten Jamie und Kate wie aus einem Mund.

»Bleib, Nick. Bitte!« setzte Kate hinzu.

Ich blickte Jamie an. Er nickte heftig, so, als wollte er sich selbst Mut machen. »Okay«, sagte ich und brachte ein dünnnes Lächeln zustande.

In dieser Nacht saß ich lange an meinem Schreibtisch und blickte auf das flache Tal, das in das Licht des Vollmonds getaucht war. Sollte ich wirklich bleiben? Es war sehr angenehm hier. Und wenn nein, wo sollte ich dann hin? Dem Makler war es gerade erst gelungen, meine Wohnung zu vermieten. Kate legte großen Wert darauf, daß ich blieb, das war offensichtlich. Warum? Ich nahm an, daß es etwas mit Jamie zu tun hatte. Vielleicht glaubte sie, ich könnte ihn verändern oder vielmehr daran hindern, sich zu verändern. Ich seufzte; die Aussichten dafür waren alles andere als gut.

Aber wenn ich blieb, wie würden sie reagieren, wenn sie die Sache mit der Übernahme herausfanden, was früher oder später der Fall sein würde? Nun, Kate würde es sicherlich gutheißen. Sie hielt von Dekker Ward ebenso wenig wie ich und war erbost über die Art und Weise, wie die Gebrüder Ross mich behandelt hatten.

Und Jamie?

Für ihn würde es ganz sicher ein Schock sein. Aber große Nachteile würde es ihm nicht bringen. Für Bloomfield Weiss waren die Mitarbeiter das Interessanteste an Dekker Ward, und Jamie war ein wichtiger Mitarbeiter. Man würde ihn also weiterbeschäftigen.

Auf diese Weise versuchte ich mir einzureden, daß ich meine Freunde nicht wirklich verriet.

Jedenfalls würde Ricardo bekommen, was er verdiente.

Stahl höchstpersönlich rief mich am nächsten Morgen um acht Uhr an.

»Wir starten das Ding«, knurrte er. »Kommen Sie um Viertel vor elf in unser Büro in Broadgate. Wir statten Lord Kerton einen Besuch ab.«

Ich wartete in der Vorhalle von Bloomfield Weiss auf ihn. Er wurde von zwei Bankern flankiert. Obwohl beide nur von durchschnittlicher Größe waren, überragten sie ihn bei weitem. Als er so aus dem Büro herausrauschte, an jeder Seite einen seiner Begleiter, die sich einen halben Schritt hinter ihm hielten, sah er beinahe aus wie ein Ma-fiaboß in Begleitung seiner Leibwächter.

Und diese Burschen waren kaum weniger gefährlich als die Mafia. Bloomfield Weiss' Aggressivität im Bereich der Unternehmensübernahmen wie auf anderen Gebieten war legendär. Diese beiden waren höchstpersönlich an der Zerschlagung von Dutzenden Unternehmen in aller Welt beteiligt gewesen. Die offizielle Bezeichnung lautet M&A, *Mergers and Acquisitions*, also Fusionen und Übernahmen, aber weniger offizielle Bezeichnungen vermitteln einen besseren Eindruck vom tatsächlichen Geschehen: »Personalabbau«, *Shareholder value* oder »Wertzuwachs für Aktionäre«, »Abstoßen von Randaktivitäten«, »Geld aus dem Unternehmen quetschen«. Und dann gibt es noch eine Reihe von Wortprägungen, die sich mit einem zweiten Aspekt des Prozesses beschäftigen: »goldener Fallschirm«, das heißt, die großzügige Abfindung für leitende Angestellte nach der feindlichen Übernahme von deren Unternehmen, »Anreizsystem« und vor allem das kleine Wörtchen »Provision«.

Stahl stellte mich vor als »das Bürschchen, von dem ich euch erzählt habe«. Die Banker hießen Schwartz und Godfrey. Über die gepflasterten Plätze im Zentrum von Broadgate eilten wir zu einem Taxi, das uns in einer der Seitenstraßen am Rande des Komplexes erwartete. Das Büro von Dekker Ward lag in einer kleinen Straße gleich hinter der Bank von England. Eine Viertelstunde brauchten wir, um uns durch den Verkehr der City zu kämpfen. Zu Fuß hätte es fünf Minuten gedauert.

Natürlich war ich vorher noch nie im City-Büro von Dekker Ward gewesen. Dort wurden die traditionellen Geschäfte abgewickelt, die nichts mit Ricardo zu tun hatten: der Handel mit englischen und ehemaligen Kolonialaktien, die Betreuung einiger Privatkunden, eine kleine Fondsverwaltungsgesellschaft und Unternehmensfinanzierung. Zumindest nahm ich das an. Fünf Kilometer entfernt, hoch oben im Canary Wharf Tower, wußte niemand aus Ricardos Team eigentlich so genau, was Dekker Ward machte. Es interessierte auch niemanden wirklich.

Das Gebäude hatte eine elegante, hellgrau gestrichene, aus dem 19. Jahrhundert stammende Fassade. Wir betraten eine Eingangshalle, die einem Landsitz gut zu Gesicht gestanden hätte. Der Mitarbeiter am Empfang hatte mehr Ähnlichkeit mit einem Butler als mit einem Wachmann. Nachdem unsere Personalien respektvoll aufgenommen worden waren, wurden wir erst in einen Fahrstuhl und dann, ein Stockwerk höher, in einen Sitzungssaal geführt, wo die Porträts einer Reihe viktorianischer Finanziers auf einen langen, polierten Tisch starrten. Ich ließ meinen Blick über die Namen wandern. Zwar gab es einen Dekker

und einen Ward, aber die Kertons waren eindeutig in der Überzahl.

Auch Stahl sah sich rasch in dem Saal um. Offenbar gefiel er ihm ausnehmend gut. »He, Dwight, glaubst du, wir können den achtunddreißigsten Stock so ausstaffieren?«

Ich warf einen Blick auf die beiden Banker und konnte nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken.

»Weiß nicht, Sidney«, erwiderte der Mann namens Dwight, »wir bräuchten dazu ein paar Fotos von deiner Familie. Dann finden wir schon 'nen Maler, der das hinkriegt.«

Stahl lachte. »Die müssen unbedingt ein Gemälde von meiner alten Grandma aufhängen. Hast du gewußt, daß sie Heiratsvermittlerin war? Eine von diesen *Babuschkas*, die Ehen anbahnen? Mann, die konnte wirklich aus nichts ein Geschäft machen.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und Lord Kerton betrat den Ort des Geschehens. Mit seiner großen Statur, dem langen blonden Haar und dem eleganten Anzug strahlte er Gelassenheit und Selbstsicherheit aus. »Guten Morgen«, sagte er und streckte die Hand aus. »Andrew Kerton.«

Stahl ergriff seine Hand. »Sidney Stahl. Das hier ist Dwight Godfrey. Jerry Schwartz. Und Nick Elliot kennen Sie, glaube ich.«

»Oh, ich denke nicht«, sagte er, gab mir aber trotzdem die Hand und lächelte mich freundlich an.

Stahl warf mir einen befremdeten Blick zu. »Nick hat bis vor kurzem für Dekker Ward gearbeitet.«

Kerton runzelte die Stirn.

»In der Emerging Markets Group«, fügte ich rasch hinzu. »Wir haben uns einmal getroffen.«

»Oh, tut mir leid. Es sind einfach zu viele Leute dort, ich konnte Sie nicht gleich unterbringen. Sind wieder abgesprungen, nicht wahr?«

»Das kann man so sagen, Sir!«

Einen Augenblick lang ruhten Kertons kühle blaue Augen prüfend auf mir, dann wandte er sich wieder an Stahl. »Nehmen Sie Platz, Gentleman.« Es klopfte, und ein lvrierter Angestellter trat mit Kaffee ein. »Wie von Ihnen gewünscht, komme ich allein. Ich habe niemandem in der Firma von Ihrem Besuch erzählt. Sie machen es ja sehr spannend. Worum geht es also?«

»Okay Mr äh«, Stahl legte ein für ihn ganz untypisches Zögern an den Tag. »Geht Andy in Ordnung?« fragte er.

Kerton lächelte. »Andy ist sehr gut, Sid.« Ich bemerkte, daß Dwight Godfrey leicht zusammenzuckte. Offenbar hörte Stahl lieber Sidney als Sid.

»Okay, Andy. Es ist ganz einfach. Wir möchten Ihnen eine Übernahmeofferte machen.«

Kerton lehnte sich zurück. »Ich fühle mich geschmeichelt«, sagte er und sah auch so aus. »Aber Dekker Ward verzeichnet im Augenblick ein starkes Wachstum, und wir gehen davon aus, daß diese Tendenz weiter anhält. Ich glaube, zum gegenwärtigen Zeitpunkt haben wir kein großes Interesse an einem Verkauf.«

»Okay«, sagte Stahl und wartete.

»Nun gut«, sagte Kerton, ein selbstzufriedenes Lächeln auf den Lippen. »Ich muß zugeben, daß Sie meine Neugier

geweckt haben. An was für einen Preis haben Sie denn gedacht?«

»Zehn Millionen Pfund.«

Kerton schnaubte verächtlich. »Zehn Millionen! Das ist absurd. Sicher haben Sie festgestellt, daß wir unsere Ergebnisse nicht veröffentlichen, aber unser jährlicher Gewinn liegt erheblich höher. Tatsächlich betragen schon unsere *monatlichen* Gewinne das Mehrfache dieser Summe.«

»Das ist uns durchaus bekannt«, sagte Stahl und fixierte Kerton mit seinen braunen Augen. »Allerdings wissen wir auch, daß Sie mit Ihren Emerging-Market-Boys im Canary Wharf Tower ein Problem haben. Aber wir wissen nicht, ob Ihnen die Größenordnung des Problems bekannt ist.«

Das ließ Kerton aufhorchen. »Ich vermute, Sie spielen auf die Mexiko-Emission an, die letzten Monat über die Bühne gegangen ist?«

»Darauf und auf einige andere Dinge.«

»Na ja, das Geschäft war kein Erfolg. Es kam zum falschen Zeitpunkt. Doch wenn man, wie wir, einen Markt beherrscht, kann man sich nicht nur die Rosinen herauspicken, man muß auch die Kröten schlucken. Hören Sie, wenn Sie über die Emerging Markets Group sprechen wollen, dann sollten Sie sich besser an Ricardo Ross halten.« Er griff zum Telefon.

»Lassen Sie das, Andy!« sagte Stahl. »Das ist noch nicht alles. Nick?«

»Nun, Sir. Ich habe erfahren, daß Ricardo mexikanische Bonds für vier Milliarden Dollar und andere lateinamerikanische Rentenpapiere für zwei Milliarden Dollar gekauft

hat. Wie Sie wissen, sind die Kurse in den letzten zwei Wochen stark eingebrochen. Soweit mir bekannt ist, betragen Dekker Wards Verluste mehr als anderthalb Milliarden Dollar.«

Kerton schwieg. Sein Gesichtsausdruck wechselte von höflicher Aufmerksamkeit zu unverhohлener Feindseligkeit. Natürlich wußte er nichts davon. Er kam sich vor wie ein Narr und fühlte sich in die Zange genommen. Schließlich ging er zum Gegenangriff über. »Wer zum Teufel sind Sie überhaupt?« wandte er sich an mich. »Haben wir Sie nicht rausgeschmissen?«

»Ich habe gekündigt, bevor Sie die Möglichkeit dazu hatten, Sir.«

Er wandte sich wieder Stahl zu. »Ich begreife nicht, wie Sie auf diesen Mann hören können. Es ist doch offensichtlich, daß er sich nur rächen will.«

»Es paßt aber zu dem, was wir an Informationen über den Markt haben, Andy«, sagte Stahl. »Ich glaube ihm.«

»Ich nicht. Und ich glaube, Sie sollten jetzt besser gehen. Ich sehe keinen Grund, mir solche substanzlosen Verdächtigungen anzuhören.«

Stahl erhob sich. »Okay, Andy. Wir gehen. Aber prüfen Sie nach, was Nick Ihnen erzählt hat. Und lassen Sie von sich hören, wenn Sie Ihre Meinung ändern sollten. Nur eines, in Ihrem ureigenen Interesse, erzählen Sie Ross nichts von unserem Gespräch. Zumindest so lange nicht, bis Sie wissen, daß er nichts vor Ihnen geheimhält.«

In eisigem Schweigen begleitete Kerton uns zum Ausgang des Gebäudes.

Am folgenden Tag rief Stahl gegen Mittag an. »Kerton will mit uns reden. Er kommt in unser Büro. Können Sie um drei Uhr da sein?«

»Ich komme.«

Es war knapp, aber ich sprang in einen Anzug, radelte zum Bahnhof, nahm den Zug nach London und die U-Bahn zur Liverpool Street und betrat zwei Minuten vor drei die Büroräume von Bloomfield Weiss. Wir trafen uns in einem Konferenzraum: Kerton, Stahl, seine beiden Bunker und ich. Der Raum war sehr viel nüchterner als der Sitzungssaal bei Dekker Ward, aber er bot einen reizvollen Ausblick auf einen riesigen Eisenphallus, der aussah, als hätte ihn der Wind umgeknickt. Kerton hatte jemanden mitgebracht, den er als Giles Tilfourd von Tilfourd and Co. vorstellte, einer kleinen Firma, die sich auf Unternehmensfinanzierung spezialisiert hatte. Daß er sich einen eigenen unabhängigen Sachverständigen mitgebracht hatte, war verheißungsvoll. Es stand zu erwarten, daß am Ende unserer Unterhaltung konkrete Ergebnisse vorliegen würden.

»Okay, Andy«, sagte Stahl, »dann schießen Sie mal los.«

Kerton zog sich gut aus der Affäre, indem er einen kühlen Kopf behielt. Er wirkte zwar nachdenklich, aber nicht wie ein Mann, der gerade hatte entdecken müssen, daß sein Aktienpaket, von dem er geglaubt hatte, es sei einige Hundert Millionen Dollar wert, nur noch für fünf Millionen gut war.

Hart, aber wahr.

»Vielleicht können Sie mir noch einmal die Einzelheiten Ihrer Offerte erläutern ...«

Die Verhandlungen kamen gut voran. Dazu waren sie auch verdammt. Jeder weitere Kursverlust würde Dekker Ward wertlos machen. Schlimmer noch, es würden Verbindlichkeiten auflaufen, die sogar für eine Firma wie Bloomfield Weiss eine Nummer zu groß waren. Stahl verließ London, aber Godfrey und Schwartz blieben und hielten mich auf dem laufenden. Kerton zog Ricardo nicht ins Vertrauen. Unter dem Vorwand einer internen Buchprüfung schickte er ein Trio seiner eigenen Leute in den Canary Wharf Tower. Das beunruhigte Ricardo offensichtlich ein wenig, machte ihn aber noch nicht mißtrauisch. Er war sich sicher, jeden internen Prüfer an der Nase herumführen zu können.

Jeden Tag kaufte ich mir das *Wall Street Journal*. In Mexiko schien es weder eine Verbesserung noch eine Verschlechterung der Lage zu geben. Es war ungewiß, was für ein Schicksal der Pinnock Bill im Kongreß beschieden sein würde. Offenbar war sie etwas in Vergessenheit geraten über einer Diskussion, in der es darum ging, welche Militärstützpunkte in den Vereinigten Staaten geschlossen werden sollten.

Unter diesen Umständen hatte ich natürlich Schwierigkeiten, mich auf meine Dissertation zu konzentrieren, aber ich tat mein Bestes. In meinem Zimmer im Obergeschoß von Kates und Jamies Haus wanderten meine Gedanken immer wieder zu der Übernahme. Es waren erbauliche Gedanken. Immer wieder stellte ich mir den Ausdruck auf Ricardos Gesicht vor, wenn er erfuhr, daß Dekker Ward ohne sein Wissen verkauft worden war. Und das ausgegerechnet an Bloomfield Weiss. Das würde selbst ihn nicht

kaltlassen. Wahrscheinlich hatten Eduardo und er genügend Geld auf der hohen Kante; trotzdem würde ihn dieser Vorgang viel härter treffen als jeder Verlust an Geld. Dies käme einer öffentlichen Demütigung gleich. Dem Eingeständnis, daß die angeblich so mächtige Dekker-Ward-Maschine nichts anderes war als ein Haufen wertloser Papiere.

Ich dachte an Isabel und lächelte grimmig. Ihr hätte es sicherlich gefallen. Wenn sie denn noch am Leben war. Da war sie wieder, die mittlerweile so vertraute, ständig im Hintergrund lauernde Angst. Am liebsten hätte ich Luís angerufen, um zu hören, ob es etwas Neues gab, aber es war sinnlos. Er hätte sich sofort mit mir in Verbindung gesetzt, wenn er etwas gehört hätte. Ob er jemals etwas hören würde?

Die anderen Leute bei Dekker Ward taten mir leid: Charlotte Baxter, Miguel, Pedro und natürlich Jamie. Doch Bloomfield Weiss hatte vor, die meisten von ihnen zu übernehmen. Tatsächlich ging es Stahl bei dem Kauf in erster Linie um Ricardos Leute. Sie waren gut. Auch ohne Ricardo waren sie die Besten auf dem Markt.

Ich wurde in meinen Gedanken durch ein Klopfen an der Tür unterbrochen.

»Herein!«

Es war Kate. Sie sah sehr ernst aus. In der rechten Hand trug sie einen braunen Umschlag. Ich erkannte ihn sofort.

Mist! Es war ein interner Bericht, den die Analysten von Bloomfield Weiss über Dekker Ward zusammengestellt hatten.

»Wo hast du den gefunden?« fragte ich.

»Unten am Telefon.«

Verdamm! Ich hatte Dwight Godfrey am Vortag ange-
rufen, als Kate Oliver vom Kindergarten abgeholt hatte. Er
hatte wissen wollen, ob sich der Bericht mit dem deckte,
was ich bei Dekker Ward beobachtet hatte. Das tat er, im
großen und ganzen.

»Hast du ihn gelesen?«

»Ja.«

Kate stand in der Mitte des Zimmers. Sie war eine viel-
versprechende junge Anwältin gewesen. Wenn sie den Be-
richt gelesen hatte, dann hatte sie ihn auch verstanden. Sie
war offenkundig sehr betroffen. Ich spürte, wie ich rot
wurde. Sie hatte mich ertappt.

»Warum hast du diesen Bericht bekommen, Nick?«

Ich holte tief Luft. Jetzt konnte nur noch die Wahrheit
helfen. »Weil das Ganze meine Idee war.«

»Deine Idee?«

»Ja. Ich habe Bloomfield Weiss vorgeschlagen, Dekker
Ward zu übernehmen.«

Kate setzte sich aufs Bett, den Umschlag immer noch
fest umklammert.

»Warum?«

Ich schluckte. »Ricardo hat es verdient«, sagte ich lang-
sam und entschieden. »Und Eduardo genauso. Sie haben
versucht, mich beruflich fertigzumachen. Sie haben meine
Wohnung zertrümmert und meine Dissertation vernichtet.
Und das haben sie nicht nur mit mir veranstaltet, sondern
auch mit Dave und den armen Schweinen in den *Favelas*.
Und niemand weiß, wer Martin Beldecos auf dem Gewis-
sen hat.«

Ich hatte mich in Rage geredet. »Ricardo glaubt, daß er sich über die Regeln für uns Normalsterbliche hinwegsetzen kann. Ich werde ihm beweisen, daß er sich täuscht. Er soll fühlen, wie es ist, wenn einem die Luft zum Atmen genommen wird.«

Kate sah mich bitter an.

»Aber was ist mit Jamie? Du bringst ihn in eine unmögliche Situation.«

Ich seufzte. »Ich weiß. Aber Dekker Ward geht unter. Wenn Bloomfield Weiss den Laden wirklich übernimmt, dann behält Jamie seinen Job.« Ich sah sie an. »Wirst du es ihm sagen?«

»Das weiß ich noch nicht«, sagte Kate, stand vom Bett auf und verließ das Zimmer.

FÜNFUNDZWANZIG

An diesem Abend blieb ich mit Kate und Jamie so kurz, wie es irgend ging, am Eßtisch sitzen, bevor ich mich unter Hinweis auf meine Dissertation nach oben in mein Zimmer verdrückte. Dort saß ich dann am Schreibtisch, meine Aufzeichnungen vor mir und mit meinen Gedanken ganz woanders. Würde sie es ihm erzählen? Und wenn ja, wie würde er reagieren?

Klar, ich hatte die Rechtfertigung parat, die ich Kate gegeben hatte. Doch Jamie würde die Sache ganz anders sehen. Ich wußte, daß ihm Dekker Ward viel bedeutete. Er hatte mich in seinem Haus aufgenommen, und zum Dank hatte ich ihn hintergangen. Dabei lag es mir weiß Gott fern, Jamie zu verraten.

Mittlerweile wünschte ich, ich hätte mich nicht mehr um Dekker Ward gekümmert, hätte Ricardo in Ruhe gelassen, wie es alle anderen vor mir getan hatten. Aber ich hatte es nun mal nicht. Und jetzt konnte ich es nicht mehr ungeschehen machen.

Am nächsten Morgen sah ich Jamie nicht. Wie gewöhnlich war er aus dem Haus, lange bevor wir anderen aufstanden. Aber ich frühstückte mit Kate und Oliver.

»Hast du mit ihm gesprochen?« fragte ich Kate.

Sie wandte sich an Oliver, der noch im Schlafanzug war

und die letzten Coco-Pops mit einem Löffel in seiner Schüssel herumjagte. »Wenn du möchtest, kannst du draußen spielen, Ollie.«

Wie ein Blitz war er verschwunden. Er haßte das morgendliche Anziehen, und das hier war ein willkommener Aufschub.

»Nein«, sagte sie, als der Junge draußen war.

Erleichtert lächelte ich.

»Aber mir hättest du ruhig sagen können, was du planst«, wandte sie vorwurfsvoll ein.

»Das ging nicht«, sagte ich. »Es hätte dich in eine unmögliche Situation gebracht.«

»Ach? Und was glaubst du, in welcher angenehmen Situation ich mich jetzt befindet?«

Sie hatte recht, und es tat mir leid. »Wirst du es ihm sagen?«

Kate schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe gestern abend lange darüber nachgedacht. Er ist besser dran, wenn er es nicht weiß. So kommt er am besten damit zurecht, egal, ob Dekker Ward als unabhängige Firma überlebt oder von Bloomfield Weiss geschluckt wird.«

»Es tut mir wirklich leid, Kate. Aber das, was ich tue, ist richtig.«

Sie nickte. »Ich weiß. Und ich hoffe, die Scheißkerle kriegen, was sie verdienen.«

Am Nachmittag rief ich Stahl in New York an. Trotz seiner Position schien er Wert darauf zu legen, mit mir direkt zu sprechen. Sein Fußvolk ärgerte sich bestimmt, daß jemand wie ich einen solchen Zugang zum Chef hatte.

»Wie läuft die Sache?« fragte ich.

»Großartig, Nick, wirklich großartig. Ich bin gestern aus Genf zurückgekommen. Habe die Direktoren von Chalmet getroffen. Junge, denen habe ich vielleicht Feuer unterm Arsch gemacht! Sie hatten keine Ahnung, was bei Dekker Ward abgeht. Ich glaube, die wissen noch nicht mal, was ihre eigenen Emerging-Markets-Leute machen. Aber jetzt haben sie mächtig Schiß. Ihnen dämmert, daß das ganze Lateinamerikageschäft vielleicht doch nicht so koscher ist, wie sie gedacht haben. Die hatten keine Ahnung davon, daß Chalmet viele hundert Millionen von der Kohle seiner Kunden bei Dekker Ward reinbuttert.« Stahl kicherte keuchend. »Sie hätten ihre Gesichter sehen sollen. Sie sahen aus, als hätte ich ihnen eine ganze Wagenladung Scheiße auf ihre polierten Schreibtische gekippt. Was irgendwie ja auch stimmt.«

»Und was wird Chalmet jetzt tun?« fragte ich.

»Die wollen möglichst schnell aus der Sache raus. Verkaufen.«

»Wunderbar. Heißt das, wir haben es geschafft?«

»Beinahe. Wir haben den 14. Juni als Termin ins Auge gefaßt. Ein paar Kleinigkeiten sind noch zu erledigen, und Kerton muß noch die Erlaubnis der Regulierungsbehörde und der Börse einholen, aber das sollte eigentlich kein Problem darstellen. Und dann geht das Geschäft über die Bühne.«

Der 14. Juni. Das war nächsten Freitag.

»Großartig!«

»Ja, ein sauberer Deal, Nick!«

»Weiß Ricardo schon etwas?«

»Nein. Er hat nicht die geringste Ahnung.« Wieder ein Lachen wie aus einem Blasebalg. »Ich muß Schluß machen, Nick.« Die Leitung war tot.

Triumphierend betrachtete ich den Hörer. *Touchdown!* Ich hatte mich gerade wieder in die Arbeit vertieft, als Kate klopfte.

»Telefon, Nick. Ich glaube, es ist Isabels Vater.«

Ich raste die Treppe zum Wohnzimmer hinunter. Taktvoll, wie sie war, ging Kate hinaus.

»Luís? Wie geht es Ihnen?«

»Schwer zu sagen, Nick. Ich habe Neuigkeiten.«

»Was für Neuigkeiten?«

»Isabel ist noch am Leben.«

Mein Herz setzte zwei Schläge lang aus. Die jähre Freude wurde rasch durch Skepsis gedämpft. Es war zu schön, um wahr zu sein.

»Wo ist sie? Bei Ihnen?«

»Nein, Nick«, sagte Luís. Seinem Tonfall konnte ich entnehmen, was nun kommen würde. »Zico hat sich gemeldet. Er sagt, sie haben sie noch.«

Die Enttäuschung war groß. Und auch die Furcht. »Haben Sie ein Lebenszeichen?«

»Ja. Nach allem, was wir bisher erlebt haben, wollte ich Sie erst anrufen, nachdem ich sicher sein konnte, daß sie noch lebt.«

»Was ist passiert? Warum haben die Entführer das Lebenszeichen nicht früher gegeben?«

»Ich weiß es nicht. Zico sagt, sie haben die Verhandlungen damals wegen der Polizeiaktion abgebrochen. Aber das leuchtet mir nicht so recht ein.«

Mir auch nicht. Aber Isabel war am Leben! »Na, und? Wieviel verlangen sie diesmal?«

»Das ist das Merkwürdige, Nick. Sie wollen kein Geld.«

»Was dann?«

»Zico sagt, sie verlangen, daß Sie die Übernahme von Dekker Ward abbrechen.«

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Woher zum Teufel wußte Zico etwas über die Dekker-Ward-Übernahme? Und was für ein Interesse hatte er an ihr?

»Nick? Sind Sie noch dran?«

»Ja«, sagte ich. »Das ist nur ein bißchen viel auf einmal. Aber es ist schön, daß Isabel noch lebt. Jetzt müssen wir nur noch überlegen, wie wir sie frei bekommen.«

»Was hat es mit dieser Dekker-Ward-Übernahme auf sich?« fragte Luís.

Ich holte tief Luft und erklärte ihm die Situation. Isabels Leben war viel wichtiger als die Verschwiegenheit, zu der ich mich Bloomfield Weiss gegenüber verpflichtet hatte.

Luís verstand das Ganze natürlich sofort. »Aber was für ein Interesse haben die Kidnapper an Dekker Ward?«

Ich dachte laut nach. »Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß die Dekker-Ward-Übernahme Ricardo am härtesten treffen würde.«

»Sie meinen also, er steckt hinter Isabels Entführung?«

»Ich vermute es. Entweder er oder sein Bruder Eduardo. Das Ganze sieht eher nach Eduardo aus.«

»*Filho da puta!*«

»Allerdings glaube ich nicht, daß Ricardo von der Übernahme weiß.«

»Nun, wenn Zico davon weiß, muß es ihm jemand ge-

sagt haben«, murmelte Luís. »Übrigens hat er noch etwas anderes gesagt.« Luís' Stimme klang gepreßt.

»Ja?«

»Wenn wir uns an die Polizei wenden, schickt er uns Isabels Kopf.«

»Sie meinen ...« Mir drehte sich der Magen um. »Mein Gott!«

»Ich habe mich wieder an Nelson gewandt. Er ist hier.«

»Gut.« Ich war froh, Nelson und dessen beruhigenden Einfluß in seiner Nähe zu wissen. »Was sagt er?«

»Nach dem, was das letzte Mal passiert ist, hält er es für besser, wenn wir die Polizei in Rio nicht einweihen. Er glaubt, daß die Entführer möglicherweise einen Tip aus den Reihen der Polizei erhalten haben.«

»Das leuchtet mir ein. Und was ist, wenn wir uns an die Polizei in England wenden? Fragen Sie ihn!«

Ich blieb dran, während Luís mit Nelson Ricardos und Eduardos mögliche Beteiligung an der Entführung erörterte.

»Nelson hält es für zu gefährlich. Er sagt, diese Ankündigung unterscheidet sich grundsätzlich von den üblichen Drohungen bei Entführungen. Vor allem, da die Kidnapper wissen, daß wir die ganze Aktion mit einer bestimmten Person in Verbindung bringen können. Wenn Ricardo oder Eduardo oder wer auch immer einen Hinweis bekommt, daß die Polizei eingeschaltet worden ist, werden die Entführer ihre Drohung wahr machen. Aber vielleicht kann man der englischen Polizei trauen, und sie mischt sich wirklich nicht ein.«

Ich hatte keine Vorstellung davon, wie sich die englische

Polizei verhalten würde. »Lassen wir sie lieber aus dem Spiel«, sagte ich.

»Gut.« Luís' Stimme klang erleichtert.

»Zico verlangt also, daß ich die Übernahme durch Bloomfield Weiss stoppe?«

»Können Sie das?« Luís' Stimme klang unsicher, voller Angst und Hoffnung.

»Keine Ahnung. Wie lange habe ich Zeit?«

»Anderthalb Tage. Bis Donnerstag um Mitternacht, nach brasilianischer Zeit.«

Sehr interessant. Bloomfield Weiss sollte sein Übernahmangebot am Freitag unterbreiten.

»Und wenn ich es nicht schaffe?«

Luís' Stimme erstarb zu einem Flüstern. »Dann bringen sie sie um.«

»Und wenn ich es schaffe, wird sie dann freigelassen?«

»Sie sagen, ja. Aber Nelson meint, sie werden darüber hinaus noch Geld verlangen. Was soll's. Ich bin liebend gern bereit zu zahlen.«

Ich überlegte. »Ich nehme an, wenn Eduardo dahintersteckt, braucht er das Geld nicht. Aber vielleicht will er sie in seiner Gewalt behalten, damit wir nicht zur Polizei gehen.«

»Vielleicht haben Sie recht. Doch wenn es Ihnen nicht gelingt, Bloomfield Weiss zurückzupfeifen, werden sie ihre Drohung bestimmt wahr machen.«

Soviel stand fest.

»In Ordnung, Luís. Ich werde es versuchen.«

Ich legte auf und dachte nach über das, was ich von Luís gehört hatte. War es denkbar, daß Ricardo oder Eduardo tatsächlich hinter Isabels Entführung steckte? Ricardo

würde beinahe alles tun, um Dekker Ward zu retten. Aber würde er wirklich Isabel entführen lassen, seine einstige Geliebte? Da war ich mir nicht so sicher. Aber ich erinnerte mich auch an Eduardos Drohungen und schauderte. Er würde keine Probleme damit haben.

Das alles ergab einen Sinn. Aber warum hatten sie Isabel überhaupt entführt? Dafür fand ich keine Erklärung.

Doch ich hatte jetzt keine Zeit, darüber nachzudenken. Ich mußte Stahl anrufen. Was zum Teufel sollte ich ihm sagen?

Ich blickte aus dem Fenster, als könnte die Erleuchtung von dorther kommen. Ein Mädchen auf einem Palomino-Pony kam auf einem Reitweg im Schritt den Hügel herauf. Da saß ich nun, blickte hinaus in die idyllische Landschaft Südenglands und sollte mit dem Leben eines Menschen und dem Überleben einer Firma jonglieren. Eigentlich konnte von Jonglieren keine Rede sein. Die Kugeln befanden sich in der Luft, und ich sah keine Möglichkeit, sie zu fangen, bevor sie mir auf den Schädel krachten.

Ich konnte Stahl nicht befehlen, das Geschäft abzublassen. Vergebens zermarterte ich mir das Hirn, um ein finanzielles Argument zu finden. Ich mußte ihm die Wahrheit sagen und auf seine Menschlichkeit hoffen.

Nun galt Bloomfield Weiss aber als eine der hartgesotstenen Investmentbanken an der Wall Street.

Ich wählte seine Nummer, kam an seiner Sekretärin vorbei, erklärte Preston Morris, ich hätte eine höchst wichtige Information in der Dekker-Ward-Sache und hatte innerhalb von zwei Minuten Sidney Stahl höchstpersönlich am Apparat.

»Nick? Ich bin in einer Besprechung.«

Ich holte tief Atem. »Ich möchte, daß Sie den Dekker-Ward-Deal abblasen.«

»Warum?« Die Frage kam scharf und wie aus der Pistole geschossen.

»Letzten Monat ist eine Mitarbeiterin von Dekker Ward in Brasilien entführt worden. Die Entführer haben erklärt, sie würden sie umbringen, falls die Übernahme von Dekker Ward zustande kommt.«

»Was ist das für ein Scheiß? Ist das ernst gemeint?«

»Ja.«

»Ich kann die Sache nicht mehr abblasen. Und warum sollte ich auch? Ich bin nicht für Dekker Wards Angestellte verantwortlich. Wenn die ihre eigenen Leute umbringen wollen, sollen sie das tun. Das ergibt doch alles keinen Sinn.«

»Diese Frau bedeutet mir sehr viel, Sidney.«

Am anderen Ende der Leitung herrschte für einen Moment Schweigen. Einen Augenblick lang faßte ich Hoffnung. Vielleicht würde er den Deal wirklich stoppen.

Doch er dachte nicht daran. »Tut mir leid, Nick. Sie sind zu emotional. Auch diese Sache hier haben Sie aus emotionalen Gründen angefangen. Ich bin Ihnen wirklich dankbar, daß ich Ihnen die Transaktion verdanke, und es ist ein Riesendeal. Aber es ist eine rein geschäftliche Angelegenheit. Es könnte der größte Deal in Bloomfield Weiss' Geschichte werden. Ich kann ihn jetzt nicht mehr stoppen. Ihre Rolle ist ausgespielt, Nick. Sagen Sie den Gangstern, daß Sie mit mir geredet haben und daß ich nichts tun kann.«

»Aber sie wird sterben!«

»Die Sache ist zu groß, um sie noch aufzuhalten. Tut mir leid. Bye, Nick.«

Die Leitung war tot.

Himmel! Ich konnte es einfach nicht glauben. In der letzten Stunde hatte ich entdeckt, daß Isabel noch lebte, und mußte jetzt einsehen, daß ich nichts für sie tun konnte. Ich sah sie vor mir, eingesperrt in irgendeinem schmutzigen Zimmer in Rio. Wer weiß, wie sie nach einem Monat Gefangenschaft aussah. Was dachte sie? Wußte sie von der letzten Drohung? Wußte sie, daß sie sterben würde, wenn ich nichts zu ihrer Rettung unternahm? Und war ihr auch klar, daß ich im Grunde nichts tun konnte?

Da saß ich nun, den Kopf in die Hände vergraben, und kam mir entsetzlich nutz- und wertlos vor.

Ich dachte daran, zur Polizei zu gehen. Sie konnte Eduardo einsperren. Je mehr ich darüber nachdachte, desto überzeugter war ich davon, daß es Eduardo und nicht Ricardo war, der die Entführung veranlaßt hatte. Doch obwohl für mich feststand, daß er verantwortlich war, gab es nicht den geringsten Beweis. Selbst wenn die Polizei ihn festsetzte, hätte ihn sein Anwalt sofort wieder herausgepaukt. Außerdem hätten die englischen Polizisten mit ihren brasilianischen Kollegen zusammenarbeiten müssen. Genaugenommen handelte es sich ohnehin um eine Straftat, die in Brasilien gegen eine brasilianische Staatsbürgerin verübt worden war. Der englischen Polizei waren praktisch die Hände gebunden.

Ich machte mir heftige Vorwürfe. An Vergeltung für das, was Ricardo mir und anderen angetan hatte, hatte ich gedacht, als ich Bloomfield Weiss die Möglichkeit eröffnet

hatte, Dekker Ward zu übernehmen. Und zunächst war die Rache auch süß gewesen, aber nun, da sie zu Isabels Tod führen konnte, blieb sie mir gewissermaßen im Halse stecken.

Im Grunde konnte ich Stahl keinen Vorwurf machen. Er hatte sich genauso verhalten, wie es von ihm zu erwarten war. Es gab keinen Grund für die Annahme, daß Bloomfield Weiss menschlicher war als Dekker Ward.

Ich rief Luís an. Erst nach mehreren Versuchen kam ich durch. Rios Telefonnetz war überlastet. Als es endlich klappte, war Luís augenblicklich am Apparat.

»Nick?« Seine Stimme klang angespannt, aber voller Hoffnung.

Ich mußte sie zunichte machen. »Stahl denkt nicht daran, seine Pläne zu ändern. Bloomfield Weiss zieht die Sache durch.«

»Nein!« Luís' Stimme brach, Stille herrschte am anderen Ende der Leitung, während er versuchte, sich wieder zu fassen. »Konnten Sie ihn nicht überreden? Hat der Mann denn überhaupt kein Herz? Vielleicht sollte ich mit ihm reden.«

»Es hat keinen Zweck, Luís. Er wird seine Meinung nicht ändern.«

»Ich rufe ihn an!« sagte Luís. »Ich rede mit ihm.«

Also ließ ich ihn sein Glück bei Stahl versuchen, wußte aber, daß er keine Chance hatte.

In dieser Nacht schlief ich wenig. Um zwei stand ich auf und rief Luís an. Wie erwartet, berichtete er mir, daß er bei Stahl nichts ausgerichtet hatte. Nun blieb nur noch eine Hoffnung: Er mußte die Entführer davon überzeugen, daß

es keinen Sinn hatte, Isabel umzubringen. Daß sie immer noch mit einem Lösegeld rechnen konnten. Luís war optimistisch, ich weniger. Eduardo brauchte kein Geld. Eduardo haßte mich. Wahrscheinlich haßte er auch Isabel.

Der nächste Tag, ein Donnerstag, verstrich quälend langsam. Mein Zimmer kam mir wie eine Zelle vor. Ich verließ es nur kurz, um mich zu waschen oder zu essen. Jamie und Kate ging ich aus dem Weg, so gut es ging, schlängelte die Mahlzeiten hinunter und verschwand wieder nach oben.

Doch zumindest wußte ich jetzt, daß Isabel noch am Leben war, und solange sie lebte, war noch Hoffnung. Es bestand immerhin die Chance, daß die Entführer sie verschonen würden. Vielleicht würden sie doch noch auf eine Lösegeldforderung zurückkommen, wie Nelson annahm.

Schließlich hielt ich es nicht mehr aus. Ich konnte nicht einfach in meinem Zimmer sitzen und nichts tun, während die Minuten sich dehnten und Luís mit Zico über Isabels Leben verhandelte. Im übrigen mußte nicht Zico überredet werden, sondern Eduardo.

Das war es! Mit Eduardo konnte ich zwar nicht reden, vielleicht aber mit Ricardo.

Ich eilte die Treppe hinab, nahm den Hörer ab und wählte seine Nummer.

»Dekker Ward.«

Eigenartig war es, wieder seine Stimme zu hören. Energetisch und beherrscht.

»Nick Elliot.«

Einen Augenblick schwieg er. Dann sagte er: »Ja, Nick, was kann ich für Sie tun?« Seine Stimme war kalt, aber höflich.

»Ich möchte mit Ihnen sprechen.«

»Ich höre.«

»Nein, nicht am Telefon. Persönlich. Wir treffen uns auf einer der Bänke vor Corney and Barrow.« Ich blickte auf die Uhr. Es war Viertel vor zwei. »Um drei Uhr.«

Pause. »In Ordnung«, sagte er und legte auf.

Ich bat Kate, mich zum Bahnhof zu fahren. Wir legten den kurzen Weg schweigend zurück. Kate fragte mich nicht, was mich beschäftigte, und ich erzählte es ihr nicht. Eine Zug- und eine Taxifahrt später war ich am Canary Wharf. Es war zehn nach drei, als ich die Bänke vor Corney and Barrow erreichte. Ricardo wartete schon.

Ich setzte mich neben ihn. Es war ein warmer Tag. Er trug kein Jackett, die Hemdsärmel waren aufgekrempelt. Er starrte auf das rostige alte Schiff, das am Kai vertäut lag. Aus den offenen Türen von Corney and Barrow drang das vertraute Gelächter. Die entschlossenen Mittagstrinker hielten dort bis weit in den Nachmittag hinein aus. Über und hinter uns ragte der Canary Wharf Tower empor, stolz und weiß in der Nachmittagssonne.

»Was wollen Sie? Ich habe zu tun«, sagte Ricardo, ohne mich anzublicken.

»Isabel ist noch am Leben.« Ich beobachtete ihn scharf, während ich das sagte. Eine winzige Veränderung war zu erkennen: Seine Pupillen weiteten sich etwas, Kopf und Schultern versteiften sich, doch dann war es schon wieder vorüber. Ausdruckslos blickte er auf den Kai. »Aber das haben Sie schon gewußt, nicht wahr?«

»Ich habe nichts davon gewußt«, antwortete er, »aber ich freue mich, es zu hören.«

»Und Sie wissen auch, daß Bloomfield Weiss mit Lord Kerton über eine Übernahme von Dekker Ward verhandelt.«

Dieses Mal blieb Ricardo stumm.

Ich fuhr fort: »Die Entführer haben Isabels Vater mitgeteilt, daß sie stirbt, wenn Bloomfield Weiss seine Offerte nicht bis Freitag zurückzieht.«

Immer noch keine Reaktion. Ich kümmerte mich nicht darum.

»Sie und Eduardo sollten wissen, daß ich Sidney Stahl gebeten habe, die Übernahme abzublasen. Er hat mir noch nicht mal zugehört.« Ich spürte, wie mir die Verzweiflung die Kehle zuschnürte. »Ricardo, ich kann diese Übernahme nicht mehr aufhalten! Sie müssen mir glauben!«

Er wandte mir sein Gesicht zu. Die kalten blauen Augen musterten mich von oben bis unten.

Schließlich ergriff er das Wort: »Warum erzählen Sie mir das alles?«

»Weil Sie die Entführung organisiert haben!« sagte ich. »Oder wenn nicht Sie, dann Eduardo, was auf das gleiche hinausläuft. Und ich möchte nicht, daß Sie sie umbringen.« Ich flehte ihn jetzt an. Ich bettelte. Aber ich sah keine andre Möglichkeit mehr.

Ricardo sah durch mich hindurch, das Gesicht kalt wie Stein. »Sie haben mich verraten. Sie versuchen, meine Unternehmen an meinen größten Konkurrenten zu verkaufen. Und dann kommen Sie mit einer solchen Räuberpistole. Ich soll die Entführung meiner eigenen Mitarbeiterin veranlaßt haben! Mir liegt genauso viel an Isabels Leben wie Ihnen. Wahrscheinlich sogar mehr. Ich weiß nichts

über diese Entführung, Nick. Und nun muß ich wieder an die Arbeit.«

Er stand auf und ging ruhig über den großen Platz auf das hohe Gebäude zu.

»Dann sprechen Sie zumindest mit Eduardo darüber«, sagte ich, nachdem ich ihn eingeholt hatte. »Reden Sie mit ihm!«

»Lassen Sie mich in Ruhe, Nick!« sagte Ricardo und bedachte mich erneut mit einem kalten Blick.

Ich blieb stehen und ließ ihn nicht aus den Augen, während er auf die chromglänzende Eingangstür des Tower-Komplexes zu eilte.

»Ricardo!« rief ich. »Sie können sie nicht einfach so sterben lassen! Das können Sie doch nicht!«

Das Echo meiner Stimme wurde von den rechteckigen Bürogebäuden in der Runde zurückgeworfen. Genauso wirkungslos prallte es von Ricardos Rücken ab, als er in dem riesigen Gebäude verschwand.

Langsam machte ich mich auf den Rückweg nach Dokkenbush Farm. U-Bahn, Zug und dann zu Fuß vom Bahnhof aus. Sechs Uhr war es, als ich dort ankam.

Den ganzen Weg über beschäftigten sich meine Gedanken mit dem Treffen. Ricardo hatte überzeugend gewirkt, als er jede Beteiligung an Isabels Entführung bestritten hatte. Aber Ricardo war immer überzeugend. Vielleicht hatte Eduardo die Entführung auch ohne Ricardos Wissen veranlaßt. Möglicherweise würde Ricardo jetzt mit ihm sprechen. Ihn dazu bewegen, Isabel am Leben zu lassen. Sie auf freien Fuß zu setzen.

Ich klammerte mich an jeden Strohhalm.

An diesem Abend stopfte ich das Abendessen in zehn Minuten in mich hinein und murmelte etwas über Probleme mit meiner Dissertation. Dann ging ich nach oben und starrte Löcher in die Luft.

Luís und ich waren davon überzeugt, daß Zico um Mitternacht brasilianischer Zeit anrufen würde. Vier Uhr morgens in England. Vorher war an Schlaf nicht zu denken.

Gegen elf klopfte Kate an meine Tür. »Ich wollte nur gute Nacht sagen. Ich gehe jetzt ins Bett.«

»Gute Nacht.«

Sie setzte sich auf mein Bett. »Was hast du, Nick? Was ist los?«

»Nichts.«

»Natürlich. Da ist doch nicht nur die Übernahme. Da ist doch noch irgend etwas.«

Da brach es aus mir heraus. »Wenn ich in den nächsten fünf Stunden die Übernahme von Dekker Ward durch Bloomfield Weiss nicht irgendwie verhindern kann, wird Isabel sterben.«

»Aber ich dachte ...«

»Daß sie tot ist? Nun, das ist die gute Nachricht: Sie lebt. Die schlechte Nachricht lautet, daß sie bald sterben wird«, murmelte ich bitter.

»Aber was kümmert die Entführer, ob Dekker Ward übernommen wird oder nicht?«

Ich berichtete ihr von meinem Verdacht gegenüber Rícardo und Eduardo.

Entsetzt lauschte sie. »Das kann ich einfach nicht glauben!«

»Hast du eine andere Erklärung?«

Kate überlegte und schüttelte den Kopf. »Also, was wirst du tun?«

»Warten, bis die Frist verstrichen ist.«

»Um Gottes willen! Ich nehme an, du hast schon mit Bloomfield Weiss gesprochen?«

Ich nickte.

»Und es interessiert sie nicht?«

Ich seufzte und nickte wieder.

»Was ist mit Ricardo?«

»Da war ich heute nachmittag. Er war sehr zugeknöpft. Er hat jede Beteiligung an der Entführung bestritten und hat mich stehenlassen.«

»Glaubst du ihm?«

Ich schüttelte den Kopf. »Du weißt, wie überzeugend Ricardo sein kann.«

»Oh.« Sie dachte einen Augenblick lang nach. »Was ist mit Andrew Kerton?«

Ich starnte sie irritiert an.

»Na ja, er muß einem Verkauf doch wahrscheinlich zustimmen«, sagte sie. »Hast du mit ihm gesprochen?«

»Himmel! Nein. Daran habe ich überhaupt nicht gedacht.« Dann überlegte ich. »Aber er wird doch kaum bereit sein, meinewegen von dem Geschäft zurückzutreten, oder? Ich meine, daß ist seine einzige Chance, die Firma zu verkaufen.«

»Das weißt du erst, wenn du es versucht hast.«

Ich blickte auf die Uhr. Viertel nach elf. Nur noch knapp fünf Stunden bis zum Ende von Zicos Frist.

»Weißt du, wo er wohnt?« fragte Kate.

»Keine Ahnung. Aber du kannst im Telefonbuch nachsehen.«

»Ich wette, er steht nicht drin.« Er stand wirklich nicht im Telefonbuch.

»Vielleicht kennt Jamie seine Adresse«, sagte Kate. »Ich glaube, er war schon mal bei ihm.«

»Ich würde Jamie ungern da mit hineinziehen«, sagte ich.

»Ich glaube nicht, daß du eine andere Wahl hast.«

Jamie war in der Küche und trocknete das Geschirr ab.
»Weißt du, wo Lord Kerton wohnt, Jamie?« fragte ich atemlos.

Er wandte sich um und sah uns überrascht an. »Warum willst du das wissen?«

»Komm schon, Jamie. Sag es uns!« bat Kate ihn.

»Irgendwo am Kensington Square, glaube ich. Die Nummer weiß ich nicht mehr.«

»Komm, Nick! Ich fahre dich.« sagte Kate.

Jamie stellte das Glas ab, das er gerade mit dem Geschirrtuch bearbeitet hatte und fragte: »Was geht hier eigentlich vor?«

»Erzähl' ich dir später«, sagte Kate, während ich in ihrem Schlepptau das Haus verließ.

SECHSUNDZWANZIG

Wir brauchten eine Dreiviertelstunde. Kate gab Gas. Es war kaum noch Verkehr auf den Straßen. Der Kensington Square ist eine Ansammlung großer Häuser südlich der Kensington High Street. Wir hatten keine Ahnung, in welchem von ihnen Lord Kerton wohnte.

Auf dem Rücksitz von Kates Auto lag ein alter Umschlag. Ich nahm ihn, steckte das Autohandbuch hinein und suchte mir auf gut Glück eines der Häuser aus. Nachdem ich geklingelt hatte, dauerte es zwei Minuten, dann erschien ein grauhaariger Mann in einem alten Morgenrock an der Tür. Es schien ihm nichts auszumachen, um Mitternacht gestört zu werden.

»Kann ich Lord Kerton sprechen?« fragte ich.

»Sie haben leider das falsche Haus erwischt. Der wohnt hier nicht.«

»Oh, das tut mir schrecklich leid, Sir. Ich habe eine Expreßzustellung für ihn«, sagte ich und hielt das geschlossene Ende des Umschlages hoch. »Können Sie mir vielleicht sagen, in welchem Haus er wohnt?«

»Vier Türen weiter«, sagte der Mann bereitwillig und zeigte in die entsprechende Richtung.

Ich dankte ihm und ging auf Kertons Haus zu. Kate sah es und stieg aus dem Wagen.

»Vielen Dank, Kate. Ich versuche es am besten allein.«

»Er wird eher bereit sein, uns beide zu empfangen.«

Sie hatte recht.

Ich klingelte an der Tür. Wir mußten nicht lange warten.

Kerton trug eine alte grüne Hose und ein gestreiftes Baumwollhemd. Keine Schuhe und Strümpfe.

Als er mich erkannte, erschien auf seinem Gesicht ein Ausdruck abgrundtiefen Widerwillens. »Was zum Teufel wollen Sie denn hier?«

»Dürfen wir hereinkommen, Sir?« fragte ich.

»Nein. Verlassen Sie sofort das Anwesen!«

Er versuchte, die Tür zu schließen. Ich lehnte mich gegen sie. »Bitte, nur fünf Minuten.«

»Verschwinden Sie, oder ich rufe die Polizei.«

Kate drängte sich zwischen uns. Sie war erheblich kleiner als wir beide, aber sie richtete ihren Blick mit großer Entschlossenheit auf Kerton. »Wenn Sie uns jetzt hinauswerfen, wird Isabel Pereira sterben.«

Das ließ ihn für einen Moment innehalten. »Sie lebt also noch?«

»Ja, im Augenblick jedenfalls«, sagte Kate.

Er dachte nach. Ganz offenkundig musterte er Kate etwas freundlicher als mich. »Na gut, ich weiß zwar beim besten Willen nicht, wovon Sie sprechen, aber vielleicht ist es wirklich besser, wenn Sie hereinkommen.«

Er führte uns über eine Treppe in ein großes, gemütlich eingerichtetes Wohnzimmer im ersten Stock.

»Setzen Sie sich«, sagte er und wies auf das Sofa.

Er nahm ein aufgeschlagenes Buch vom Sessel und legte es mit dem Titelbild nach unten auf einen kleinen Tisch.

Ich erhaschte einen Blick auf den Umschlag. Es war eines von Terry Pratchetts *Discworld*-Büchern. Er sah, daß ich es gesehen hatte, und wurde etwas verlegen.

»Also, sagen Sie, was Sie zu sagen haben, und dann gehen Sie bitte.«

Er sah müde aus. Es war spät, und die letzten Tage waren offensichtlich nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Die Übernahme seines Unternehmens hatte ihm offenkundig zugesetzt.

»Kennen Sie Isabel?« fragte ich.

Kerton nickte. »Flüchtig. Sie ist sehr, äh, bemerkenswert.«

Ich war nicht überrascht, daß Kerton Isabels Reize zu schätzen wußte. Das ging den meisten Männern so. Aber es war ein gutes Zeichen.

»Nun, wie Sie wissen, ist sie letzten Monat gekidnappt worden. Zunächst sah es so aus, als hätte man sie umgebracht, doch dann stellte sich heraus, daß die Entführer sie nur versteckt gehalten hatten. Gestern hat man ihrem Vater mitgeteilt, daß sie sterben wird, wenn die Übernahme von Dekker Ward durch Bloomfield Weiss zustande kommt. Luís Pereira und der Entführungsspezialist, der ihn berät, nehmen die Drohung sehr ernst. Ich auch.«

Kerton hörte aufmerksam zu. »Was haben diese Entführer für ein Interesse an der Übernahme?«

»Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß Eduardo Ross hinter Isabels Entführung steckt.«

»Nein! Haben Sie einen Beweis?«

»Keinen eindeutigen, das nicht. Aber Sie sagen es ja selbst: Wie ist sonst das Interesse der Entführer an Dekker Wards Zukunft zu erklären?«

»Ich kann einfach nicht glauben, daß Eduardo Ross zu dergleicher imstande sein soll.« Die Förmlichkeit, mit der er das vorbrachte, hatte etwas Lächerliches.

Kerton kannte Eduardo. Jeder, der Eduardo kannte, wußte, daß er durchaus zu einer Entführung imstande war.

Ich hob die Augenbrauen.

»Na gut«, sagte Kerton. »Aber woher soll Eduardo von der Übernahme gewußt haben? Ich dachte, wir hätten Ricardo im unklaren gelassen.«

Ich zuckte mit den Achseln. »Es muß etwas durchgesickt sein.«

»Hm. Und was erwarten Sie jetzt von mir?«

»Machen Sie das Geschäft rückgängig.«

Kerton runzelte die Stirn. »Das kann ich nicht. Wie Sie wissen, ist Dekker Ward quasi zahlungsunfähig. Wenn ich an Bloomfield Weiss verkaufe, kann die Firma vielleicht in der einen oder anderen Form überleben, und ich bekomme noch etwas für sie. Wenn das Geschäft platzt, muß ich Konkurs anmelden.«

»Können Sie das Procedere nicht wenigstens etwas verzögern? Irgendein Problem verschieben? Und uns damit ein bißchen Zeitgewinn verschaffen?«

»Viel Zeit bleibt mir nicht. Wenn der Kurs weiter fällt, kommt das Geschäft womöglich nicht mehr zustande. Ich darf das nicht riskieren. Und überhaupt, was würden Ihnen ein paar Tage mehr oder weniger nützen?«

Darüber hatte ich auf dem Weg zu ihm bereits nachgedacht.

»Wir könnten herausfinden, wer Isabel entführt hat, und sie befreien.«

»Wenn die brasilianische Polizei in zwei Monaten nicht dazu in der Lage gewesen ist, ihre Entführer zu finden, wie wollen Sie das in wenigen Tagen bewerkstelligen?«

»Wir wissen doch jetzt, daß die Entführung mit Dekker Ward zu tun hat. Wahrscheinlich ist Ricardo oder Eduardo Ross an ihr beteiligt. Dadurch ist es leichter, Isabel aufzuspüren.«

Kerton seufzte. »Hören Sie, die Geschichte mit Isabel tut mir unendlich leid, aber ich kann da wirklich nichts tun. Ich habe keine andere Wahl.«

»Haben Sie doch!« sagte Kate. Die Entschiedenheit ihres Tonfalls verfehlte ihre Wirkung nicht. Kerton sah sie aufmerksam an. »Wenn Sie das Geschäft nicht abblasen und Isabel wird ermordet, haben Sie ihren Tod für den Rest ihres Lebens auf dem Gewissen. Das werden Sie nie vergessen können. Wenn Sie auf Ihre Bankauszüge schauen und feststellen, daß Sie ein paar Millionen mehr auf dem Konto haben, dann wird Ihnen einfallen, wofür sie sterben mußte. Aber das wird Ihnen nichts helfen. Ihnen wird verdammt elend zumute sein.«

Das erboste ihn. »Hören Sie! Ich bringe sie ja schließlich nicht um!«, protestierte er. »Das hat nichts mit mir zu tun.«

Kate schüttelte den Kopf. »Es hat eine Menge mit Ihnen zu tun.«

Kerton starnte mich an. »Warum sollte ich das für Sie tun? Schließlich waren Sie es, der Bloomfield Weiss auf den Plan gerufen hat.«

»Es geht nicht um ihn, es geht um Isabel«, sagte Kate. »Hören Sie, ich weiß, daß Sie von der ganzen Sache nichts

wissen, aber Sie sind der Präsident von Dekker Ward. Es fällt in *Ihre* Verantwortung.«

Kerton stand auf. Er ging zu dem großen Fenster, durch das man auf den kleinen Park in der Mitte des Platzes blickte. Kate und ich beobachteten ihn. Rücken und Schultern ließen seine Anspannung erkennen.

Schließlich wandte er sich um und fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Ich kann nicht die ganze Transaktion rückgängig machen. Morgen unterbreitet Bloomfield Weiss seine Übernahmeofferte. Aber wenn Sie möchten, kann ich die Antwort bis Montag hinauszögern.«

»Mittwoch!«

Kerton warf mir einen gereizten Blick zu. »Also gut, Mittwoch. Aber am Mittwoch morgen werde ich Bloomfield Weiss' Offerte annehmen, vorausgesetzt, sie ist vernünftig. Und ich hoffe, Sie werden Isabel bis dahin gefunden haben.«

»Danke«, sagte ich. Kate lächelte ihn an. Sie hatte recht, er war gar nicht so übel. »Können Sie uns Ihre Telefonnummer geben? Falls wir uns mit Ihnen in Verbindung setzen müssen.«

Kerton ging zu dem Tisch mit dem Telefon und kritzelt die Nummer auf ein Stück Papier, das er uns reichte.

»Ach ja, noch etwas«, sagte ich. Kerton verzog das Gesicht. Es war offenkundig, daß er mich loswerden wollte. »Darf ich mal telefonieren?«

Der Unwille auf seinem Gesicht verstärkte sich.

Ich blickte auf die Uhr. Ein Uhr, also neun Uhr abends in Brasilien. »Ich muß Isabels Vater informieren, damit er den Entführern von dem Aufschub berichten kann.«

Kerton zuckte mit den Achseln und nickte.

Ich ging zum Telefon und wählte Luís' Nummer. Es klappte beim ersten Mal, und Luís war wieder sofort am Apparat.

»Alô.«

»Luís? Nick hier. Ich habe mit Lord Kerton, dem Präsidenten von Dekker Ward, gesprochen. Er hat versprochen, die Annahme von Bloomfield Weiss' Übernahmeangebot bis zum nächsten Mittwoch hinauszuzögern.«

»Gott sei Dank«, sagte er erleichtert. Doch gleich meldete sich die Sorge wieder. »Und was tun wir in der Zwischenzeit?«

»Wir suchen Isabel.«

»Und wie soll das geschehen, Nick?«

Kerton beobachtete mich. »Lassen Sie uns morgen darüber nachdenken, okay? Aber rufen Sie mich umgehend an, sobald sich die Entführer gemeldet haben.«

»Wird gemacht.«

Ich legte auf.

»Sie haben nicht den geringsten Hinweis auf ihren Aufenthaltsort, oder?« fragte Kerton.

Ich lächelte und zuckte mit den Achseln.

Zum erstenmal lächelte er zurück. »Na dann, viel Glück!«

Kate fuhr auf direktem Weg zurück nach Bodenham. »Danke«, sagte ich. »Wenn du nicht dabeigewesen wärst, hätte er niemals eingewilligt.«

»Hat er aber nun.«

»Richtig.«

»Und was tust du jetzt?«

»Auf Luís' Anruf warten. Zu Bett gehen. Schlafen. Dann nachdenken.«

Als wir nach Hause kamen, war es bereits nach zwei. Jamie war noch auf und wartete auf uns. Der Fernseher lief, und neben seinem Sessel stand ein Whiskyglas und eine Karaffe.

Unruhig stand er auf. »Was ist los?«

»Wir mußten mit Lord Kerton sprechen.«

»Worüber? Worüber mußtet ihr denn mit Lord Kerton sprechen?«

Ich zuckte mit den Achseln.

»Hör mal, er ist der Präsident der Firma, in der ich arbeite. Du kannst nicht einfach zu ihm fahren und mit ihm sprechen, ohne mir zu sagen, worum es geht. Kate?«

Kate stand mitten im Wohnzimmer und sah mich verzweifelt an. Ich nickte. Wir konnten es nicht länger vor Jamie geheimhalten.

Sie ließ sich aufs Sofa fallen. Jamie setzte sich wieder neben sein Whisky glas. Ich blieb stehen.

»Wir haben Andrew Kerton gebeten, den Verkauf von Dekker Ward an Bloomfield Weiss bis zum nächsten Mittwoch aufzuschieben«, sagte sie schließlich ruhig.

»An Bloomfield Weiss verkaufen?« Jamie war mit einem Satz auf den Beinen. »Was redest du da für einen Mist? Bloomfield Weiss denkt gar nicht daran, Dekker Ward zu kaufen.«

Kate nickte. »Doch. Seit zwei Wochen verhandelt die Firma insgeheim mit Andrew.«

»Himmel!« Jamie ließ sich wieder in den Sessel fallen.
»Und was habt ihr beiden damit zu tun?«

Ich schluckte. »Es war meine Idee«, sagte ich.

»Deine Idee?«

»Ja.«

»Warum?«

»Weil Ricardo es verdient hat.«

Jamie sah entsetzt aus. »Ich kann das einfach nicht glauben!« Er blickte Kate an. »Und du hast von all dem gewußt?«

»Ich habe es erst vor zwei Tagen herausgefunden.«

Kate wich Jamies Blick aus.

»Das ist ja unglaublich! Wie konntet ihr mir das antun?«

Langsam wich das Entsetzen der Wut.

»Hör mal, Jamie«, sagte ich beschwichtigend. »Dekker Ward steckt in großen Schwierigkeiten. Die Firma steht kurz vor der Pleite. Wenn Bloomfield Weiss sie übernimmt, behältst du deine Stellung.«

»Darum geht es nicht!« Es hielt Jamie nicht in seinem Sessel. Er stand auf und wanderte unruhig im Zimmer umher. »Wir sind ein Team. Und ob es dir gefällt oder nicht, Nick, wir sind Ricardos Team. Du würdest das Team zerstören.«

Nun wurde ich meinerseits wütend. »Du redest genau wie Ricardo! Er ist kein Opfer des Finanzestablishments, genauso wenig wie du. Er ist ein sehr wohlhabender Mann, der sein Geld damit verdient hat, daß er alle reingelegt hat, die mit ihm Geschäfte gemacht haben. Und mich hat er auch reingelegt.«

Jamie starrte mich an. Ich hielt seinem Blick stand und

versuchte, den letzten Rest an Fassung zu bewahren. »Isabel ist von jemandem entführt worden, der möchte, daß Dekker Ward seine Unabhängigkeit behält. Jemand hat gedroht, daß Isabel stirbt, wenn Dekker Ward übernommen wird. Und nun erzähle mir bitte nicht, daß Ricardo *nicht* auf die eine oder andere Art dahintersteckt.«

Jamie schwieg und dachte nach über das, was er gerade gehört hatte. Schließlich sagte er: »Nick, ich weiß, wir waren Freunde, aber du kannst nicht in meinem Haus wohnen, während du mit Bloomfield Weiss gegen Ricardo intrigierst.«

»Jamie!« protestierte Kate.

»Tut mir leid, Kate, aber du hättest ihm nicht helfen dürfen.«

»Ich wollte verhindern, daß das arme Mädchen sterben muß.«

Jamie achtete nicht auf sie und wandte sich an mich.
»Ich muß dich bitten, mein Haus zu verlassen!« sagte er.

»Das kann er nicht. Er weiß doch nicht, wohin!« rief Kate aus.

»Gut, dann sieh zu, daß du bis zur nächsten Woche draußen bist. Und je weniger ich in der Zwischenzeit von dir sehe, um so besser.« Damit verließ er das Zimmer. Ich konnte seinen schweren Schritt auf der Treppe hören.

Mit großen, vor Schreck geweiteten Augen sah Kate mich an. Sie biß sich auf die Lippen. »Nick, es tut mir so leid.«

»Mir tut es leid«, sagte ich. »Geh zu ihm. Du mußt jetzt bei ihm sein.«

Sie nickte und folgte ihm die Treppe nach oben.

Allein blieb ich im halbdunklen Wohnzimmer zurück.
Ich holte mir ein Glas und goß mir von Jamies Whisky ein.

Ich hätte Jamies Reaktion vorhersehen können. Er war ein loyaler Dekker-Ward-Mann. Bisher hatte ich diese Loyalität immer auf Gier oder zumindest Ehrgeiz zurückgeführt – den Ehrgeiz, ein Vermögen zu machen, was fast auf das gleiche hinauslief. Aber es war mehr. Jamie war einer von Ricardos Leuten. Er war, was ich geworden wäre, wenn ich dort geblieben wäre. Ricardo sorgte gut für seine Leute und erwartete von ihnen absolute Loyalität. In Jamies Fall bekam er sie.

Jamie hatte sich immer die Regeln der Institutionen zu eigen gemacht, in denen er sich befand. Mit siebzehn hatte er die Public-School-Tugenden verkörpert und war mit dem Amt des Schulsprechers belohnt worden. In Oxford hatte er eine gesellschaftliche und sportliche – wenn auch keine große akademische – Karriere gemacht. Bei Gurney Kroheim hatte er sich gegenüber Kollegen und Kunden ganz das Erscheinungsbild des peniblen Handelsbankers zugelegt. Jetzt bei Dekker Ward hielt er sich bereitwillig an Ricardos Regeln und kam gut mit ihnen zurecht. Bislang schien er damit Erfolg zu haben.

Aber verdammt noch mal, Jamie war mein Freund! Wie konnte Ricardo es wagen, mir auch ihn noch wegzunehmen? Was uns verband, hatte doch ältere Wurzeln und reichte tiefer.

Doch wenn es so war, wie hatte ich dann hinter Jamies Rücken Dekker Wards Untergang inszenieren können? Inzwischen begann ich es zu bedauern. Es sah so aus, als sollte mich diese Entscheidung meinen besten Freund kosten.

Und wenn kein Wunder geschah, würde sie auch Isabel das Leben kosten.

Aber ich war der ehrlichen Überzeugung gewesen, daß es für Jamie nur von Vorteil sein würde, wenn Bloomfield Weiss Dekker Ward übernahm.

Und was war mit Kate? Ich hätte sie nicht mit hineinziehen dürfen. Auch mit ihr war ich gut befreundet, und ich konnte förmlich fühlen, wie sie die Achtung für Jamie verlor. Die beiden auseinanderzubringen, war wirklich das letzte, was ich wollte. Doch wenn ich nicht aufpaßte, würde genau das passieren.

Das schwierigste Problem hatte ich natürlich noch vor mir: Wie sollte ich es anstellen, Isabel zu finden und zu befreien?

Ich seufzte, leerte mein Whiskyglas und sah auf die Uhr. Drei. Die Frist der Entführer lief um vier Uhr englischer Zeit ab. Noch eine Stunde.

Ich nickte in meinem Stuhl ein und wurde vom Telefon geweckt. Zehn nach vier. Die ersten Amseln schmetterten vor den Fenstern ihr Lied dem neuen Tag entgegen.

»Nick? Luís hier.«

»Was hat Zico gesagt?« fragte ich ihn.

»Sie lassen sie am Leben. Ich habe ihm mitgeteilt, daß der Deal nicht annulliert, sondern nur aufgeschoben worden ist. Sollte das Geschäft abgewickelt werden, sagte er, bringen sie Isabel um.«

»Dann haben wir also bis zum nächsten Mittwoch Zeit, sie zu finden.«

»Ja. Wenigstens lebt sie noch.«

»Wenigstens lebt sie noch«, wiederholte ich.

In der Hoffnung, daß ihre Lebensgeister wenigstens noch so wach waren wie die Morgendämmerung, die jetzt hier in England durch die Vorhänge sickerte, schleppte ich mich müde die Treppe hoch ins Bett.

Um neun wachte ich auf. Fünf Stunden Schlaf reichten mir, um wieder zu Kräften zu kommen. Kate brachte Oliver in den Kindergarten, und Jamie war schon vor Stunden aufgebrochen. Ich machte mir Kaffee und Toast und ging wieder nach oben, um nachzudenken.

Alle Gedanken an Jamie, Kate, meine berufliche Zukunft und mein Wohnungsproblem verbannte ich aus meinem Bewußtsein. Ich mußte mir darüber klarwerden, wie wir Isabel bis zum nächsten Mittwoch finden konnten. Höhnisch starrten mich die leeren weißen Blätter an, die ich hervorgeholt und vor mir ausgebreitet hatte.

Wer auch immer Isabels Entführung organisiert hatte, wollte, daß Dekker Ward unabhängig blieb. Ricardo und Eduardo hatten natürlich das größte Interesse daran. Doch Ricardo leugnete jede Kenntnis der Entführung. Von England aus würde man ihnen eine Beteiligung schwerlich nachweisen können.

Doch wie stand es mit Brasilien? Mit Rio? Das sah schon besser aus. Ich begann, ein paar Gedanken zu Papier zu bringen.

Die Entführer kamen aus Rio. Auch die Bande, die mich niedergestochen hatte, kam aus Rio, selbst wenn es nur Halbwüchsige gewesen waren. Dave vermutete, daß diese Vorgänge etwas mit Martin Beldecos Tod in Caracas und mit dubiosen Geldgeschäften bei Dekker Trust zu tun hat-

ten. Mit einer Geldwäsche, die von Francisco Aragão, Ricardo's Schwager, organisiert wurde.

Doch welchen Grund sollte Francisco Aragão haben, Isabel zu entführen?

Ich betrachtete meine Notizen. Es war klar, daß ich nach Brasilien mußte, wenn ich herausfinden wollte, wo sich Isabel befand. Bis dahin gab es allerdings noch eine Spur in England, der ich nachgehen konnte.

Ich holte die Liste mit den Privatnummern der Dekker-Ward-Leute hervor und wählte eine von ihnen.

»Alo.«

»Ich möchte mit Luciana Ross sprechen.«

»Am Apparat.«

»Oh, hallo. Nick Elliot. Wir haben uns auf Ihrer Party im April getroffen. Ich weiß nicht, ob Sie sich noch an mich erinnern.«

»Ah ja, Nick. Natürlich erinnere ich mich!« Ihre Stimme war heiser und freundlich. »Wie geht es Ihnen?«

»Oh, ganz gut. Sie haben mir erzählt, daß Sie Inneneinrichtung entwerfen. Nun, ich möchte meine Wohnung renovieren und hätte gerne gewußt, ob ich mal vorbeikommen und etwas von Ihren Arbeiten zu sehen bekommen könnte.«

»Natürlich. Jederzeit.«

»Heute?«

»Sicher. Kommen Sie doch zum Mittagessen.«

»Okay.« Ich blickte auf die Uhr und ging im Kopf rasch den Zugfahrplan durch. »Ich könnte gegen ein Uhr bei Ihnen sein.«

»Wunderbar.«

Die Ross'sche Wohnung lag am Belgrave Square. Ich kettete mein Fahrrad außer Sichtweite an und klingelte. Ich trug die elegantesten Freizeitklamotten aus meinem Bestand, wußte aber, daß ich damit besser in der School of Russian Studies als hier aufgehoben war.

Eine geisterhafte Stimme krächzte in der Gegensprech-anlage: »Nick?«

»Ja.«

»Zweiter Stock. Nehmen Sie den Fahrstuhl.«

Im zweiten Stock gab es nur eine Eingangstür, und ich drückte auf die Messingklingel daneben. Wenig später wurde sie geöffnet, und Luciana erschien in der Türöffnung. Sie trug eine einfache weiße Bluse und Jeans, die sich eng an Hüften und Beine schmiegten. Das dichte, schwarze Haar fiel ihr auf die Schultern. Strahlend lächelte sie mich an, als seien wir alte Bekannte. »Kommen Sie rein, Nick!«

Ich küßte sie auf die hingehaltene Wange und tauchte in den Duft eines teuren Parfüms. Dann folgte ich ihr ins Wohnzimmer.

Es bot einen überwältigenden Anblick. Dunkles, poliertes Holz, luxuriöse Teppiche, Goldborten und breite, intensiv gemusterte Vorhänge warben um die Aufmerksamkeit des Betrachters. Doch mein Blick wurde von den Wänden angezogen, wo drei großflächige Gemälde eine wirbelnde Farborgie aus Grün-, Blau- und Rottönen entfesselten.

Luciana folgte meinem Blick. »Die sind von einem viel-versprechenden jungen Maler aus Bahia. Gefallen sie Ihnen?«

»Sie erinnern mich an die Bilder meiner Mutter.« Auf

seltsame Weise taten sie das tatsächlich. Trotz der höchst unterschiedlichen Motive – Norfolker Strände und tropische Regenwälder – erweckten die kreisenden Pinselstriche den gleichen Eindruck von düsterer Verzweiflung. Es war geradezu unheimlich.

»Wirklich?« sagte Luciana. »Sie muß eine gute Malerin sein.«

»Das ist sie«, sagte ich nachdenklich.

Luciana blickte mich aufmerksam an. Sie kannte und mochte diese Bilder. Es war, als würde sie meine Mutter kennen.

»Möchten Sie ein Glas Wein?« fragte sie.

»Sehr gern.«

»Nehmen Sie Platz. Ich bin in einer Minute zurück.«

Ich setzte mich auf ein Sofa und sah mich um unter all diesen Teppichen, Vasen, Uhren, Kerzenständern – manches alt, manches neu, alles kostspielig. Was waren das für Leute, die es nach solch einer Inneneinrichtung verlangte? Reiche Leute, vermutlich.

Nirgends konnte ich etwas entdecken, was mich an Ricardo erinnert hätte. Wahrscheinlich hatte er irgendwo ein Arbeitszimmer, den Blicken der Besucher entzogen. Das hier war offenkundig Lucianas Reich.

Sie kam mit zwei Gläsern Weißwein zurück und schmiegte sich in einen großen Sessel mir gegenüber. Barfuß war sie und hatte rote Zehennägel.

Offenbar erschien es ihr vollkommen normal, daß ein junger Ex-Angestellter ihres Mannes bei ihr erschien, um sich mit ihr über Innenarchitektur zu unterhalten. Irgendwie hatte ich damit gerechnet.

»Sie geben Ihrer Zukunft also ein neues Zuhause?« fragte sie mit leiser Ironie.

»Ja. Nachdem ich jetzt ein wenig Geld verdient habe, soll meine Wohnung ein bißchen freundlicher aussehen. Da mir einige der Dinge, die ich in Brasilien gesehen habe, gut gefallen haben, wollte ich mir ein paar Anregungen von Ihnen holen. Ist Ihnen das recht?«

»Aber natürlich«, sagte Luciana. Über den Rand ihres Glases traf mich ein sehr direkter Blick aus ihren dunklen Augen. »Aber lassen Sie uns erst etwas trinken und essen, ja? Es ist nur ein Salat.«

Ich nahm einen tiefen Schluck aus meinem Weinglas. Mir war unbehaglich zumute. Auf ihre Weise war diese Frau genauso dominierend wie Ricardo. Sie war daran gewöhnt, zu kriegen, was sie haben wollte. Nun, ich wollte auch etwas von ihr. Mir erschien es am besten, gleich zur Sache zu kommen, bevor mir die Situation aus den Händen glitt.

»Übrigens, es gibt da noch etwas anderes, was ich gern von Ihnen gewußt hätte.«

»Ach ja?«

»Es geht um Ihren Bruder Francisco.«

Das überraschte sie. Ihr einladendes Lächeln flackerte ein wenig, und die dunklen Augen verhärteten sich eine Sekunde lang. »Warum interessieren Sie sich für ihn?«

»Wissen Sie, daß Isabel entführt worden ist?«

»Ja, furchtbar. Solche Dinge passieren in Rio. Es ist schrecklich.«

»Nun, es sieht so aus, als würde Dekker Ward mit Drogenkartellen Geschäfte machen. Vielleicht gibt es eine

Verbindung zwischen Geldwäsche und Isabells Entführung.«

»Und Sie glauben, diese Verbindung könnte Francisco sein?« Luciana sah überrascht, aber nicht beleidigt aus.

Ich holte tief Atem. »Ich habe läuten hören, daß Francisco mit Drogenkartellen in Verbindung gebracht wird.«

»Wollen Sie damit sagen, daß mein Bruder ein Rauschgifthändler ist?« Jetzt sah Luciana ausgesprochen belustigt aus.

»Nein, Luciana. Ich weiß, daß Ihr Bruder Geschäftsmann ist. Ich bin sicher, daß er nicht mit Drogen handelt, aber er macht Geldgeschäfte, oder?«

»Ich vermute, ja.«

»Die Leute investieren Geld bei ihm, und er investiert das Geld wiederum bei anderen Leuten. Vielleicht hat er ein bißchen von dem Geld bei Ricardo angelegt? Geld, das er von seinen Geschäftspartnern hat? Partnern im Import-Export-Geschäft?«

Das waren reine Spekulationen, und Luciana merkte das. Sie lächelte. »Und warum sollte ich Ihnen irgend etwas darüber erzählen, vorausgesetzt, es gäbe da etwas zu erzählen?«

»Was kann es schon groß schaden? Mich interessiert nicht im geringsten, woher Francisco sein Geld hat. Ich will ihm keine Schwierigkeiten machen. Mir geht es nur darum, Isabel zu finden, und dazu brauche ich eine Spur. Wenn ich sie nicht bis zur nächsten Woche finde, wird sie sterben.«

»Sie bedeutet Ihnen viel, nicht wahr?« Wieder war Lucianas Blick sehr direkt.

Ich nickte.

»Ihr Glas ist leer. Ich hole noch ein bißchen Wein.« Sie verschwand wieder, vermutlich in die Küche, und kam mit der Flasche zurück. Beide Gläser wurden wieder gefüllt.

Sie setzte sich zu mir aufs Sofa und berührte meinen Arm. Ich rührte mich nicht. Aber es fiel mir nicht gerade leicht, in der Nähe einer so schönen und sinnlichen Frau eine derartige Zurückhaltung an den Tag zu legen.

»Ricardo mag Sie wohl nicht besonders?« fragte sie.

»Nein, ich glaube nicht. Macht Ihnen das etwas aus?«

»Nein«, sagte sie und strich mit dem Finger meinen Arm entlang. »Im Gegenteil.«

»Erzählen Sie mir etwas über Ihren Bruder?« fragte ich.

»Vielleicht«, sagte sie und lächelte mich durch getuschte Wimpern an.

Mir war klar, was ich zu tun hatte, um eine Antwort auf meine Frage zu bekommen. Na und? Wenn man sich Lu-ciana so ansah, konnte man nicht gerade von einer Strafe sprechen.

Doch genauso wenig, wie ich mich von ihrem Mann hatte manipulieren lassen wollen, schmeckte es mir, mich von ihr manipulieren zu lassen. Sie rückte noch näher an mich heran. Ich spürte eine ihrer Brüste an meinem Arm.
»Seien Sie doch nicht so schüchtern«, sagte sie.

»Tun Sie das öfter?«

»Manchmal. Nur so aus Spaß. Und Spaß werden wir haben. Das kann ich Ihnen versprechen.«

»Das sagt Jamie auch«, log ich.

»Spricht er etwa über mich?« fragte sie in gespieltem Ärger.

Ich nickte. »Wir sind alte Freunde.«

»Und ich dachte, Ihr englischen Männer seid viel zu steif, um über Sex zu reden.«

»Und wie findet Ricardo das? Weiß er, wie Sie sich zu Hause die Zeit vertreiben?«

»Wir sprechen nie darüber. Eigentlich müßte er ahnen, daß ich ein paar außerehelichen Interessen nachgehe. Allesdings hat er wohl keine Ahnung, daß auch seine eigenen Leute darunter sind.«

»Macht Ihnen das nichts aus?«

»Mir gefällt das.«

»Ihnen gefällt das?«

Luciana richtete sich etwas auf. »Wenn man mit jemandem wie Ricardo verheiratet ist, dann versucht der, einen zu gängeln. Ich lasse mich aber nicht gängeln. Ich entscheide selbst, was ich tue. Und wenn Ricardo etwas erfährt, na und?«

»Ich glaube, das versteh ich.«

»Die meisten Leute wagen es nicht, gegen ihn aufzugehen. Sie sind anders. Sie haben ihn die Wände hochgetrieben. Vielleicht gefallen Sie mir genau deswegen.«

»Und Jamie?«

»Ich glaube, Jamie gefällt der Gedanke, daß er die Frau seines Chefs vögelte. Dagegen habe ich nichts. Er lebt gern gefährlich und ich auch. Außerdem ist er süß.«

»Und was bedeutet das für uns?« fragte ich.

Sie beugte sich vor und küßte mich sanft auf die Lippen.
»Das hier.«

Plötzlich war meine Verwirrung verflogen. Entweder ich blieb und ließ mich von der Frau hier vernaschen, um mir

dann ein paar Geschichten über ihren Bruder anzuhören, die aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch erlogen waren, oder ich ging auf der Stelle.

»Was soll ich sagen, vielen Dank für den Wein, Lucia«, sagte ich und rappelte mich aus dem Sofa hoch. »Tut mir leid, daß ich nicht zum Mittagessen bleiben kann.«

Sie rekelte sich auf dem Sofa und trank ungerührt von ihrem Wein.

»*Ciao*«, sagte sie.

SIEBENUNDZWANZIG

Zum drittenmal in den letzten drei Monaten blickte ich durch ein Flugzeugfenster auf das staubig-braune Durcheinander von Rios nördlichen Vorstädten. Doch diesmal war es anders. Die Male zuvor war ich aufgeregt und erwartungsvoll gewesen. Jetzt empfand ich nur Verzweiflung und Angst. Angst um Isabel und Angst um mich. Bei der ersten Reise war ich fast umgebracht und bei der zweiten entführt worden. Was erwartete mich diesmal?

Das Ticket des British-Airways-Flugs hatte die Hälfte der Summe verschlungen, die mir noch von Ricardos Darlehen geblieben war. Mir war nichts anderes übriggeblieben. Ich mußte alles tun, um Isabel zu finden, und dazu war es erforderlich, nach Brasilien zu fliegen. Wenn ich es nicht tat und die Entführer ihre Drohung wahr machten, würde ich mir das nie verzeihen.

Luís war sehr erfreut gewesen, und auch Kate zeigte Verständnis für meine Pläne. Ihre Bereitschaft, mir bei der Rettung Isabels zu helfen, war rührend, aber ich hatte, wenn ich ehrlich bin, auch nichts anderes von ihr erwartet. Sie bat mich, sie auf dem laufenden zu halten. Jamie war in der Firma. Er würde sicherlich froh sein, mich bei seiner Rückkehr nicht mehr vorzufinden.

Meine Gefühle Jamie gegenüber waren sehr widersprüch-

lich. Ich war wütend auf ihn. Wütend, weil er sich gegen mich und für Ricardo entschieden hatte. Und wütend, weil er Kate so bedenkenlos mit Luciana betrogen hatte. Ich sah ihn buchstäblich vor mir, wie er sich rechtfertigte: »Das war doch nur ein bißchen Spaß, ein kleines Abenteuer. Luciana gefällt mir noch nicht mal besonders. Ich liebe nur Kate.« Ekelhaft.

Andererseits hatte ich aber auch ein schlechtes Gewissen. Weil ich als sein Gast hinter seinem Rücken gegen Dekker Ward konspiriert und seine Frau zu meiner Komplizin gemacht hatte. Mein Teil der Verantwortung an der Zerstörung unserer zehnjährigen Freundschaft war nicht zu leugnen.

Doch jetzt war ich hier in Brasilien und durfte mich nicht in Grübeleien verlieren. Es gab nur noch ein einziges Ziel: Isabel zu befreien. Es würde schwierig sein, sie bis zum nächsten Mittwoch zu finden, aber ich hatte eine Idee, wie man die Frist vielleicht ein bißchen verlängern konnte. Mal sehen.

Mit einem Lächeln und einer Umarmung empfing Luís mich auf dem Flughafen. Sein Chauffeur fuhr uns zur Wohnung in Ipanema, wo wir von Nelson, Cordelia und ihrem Mann Fernando erwartet wurden. Cordelia war erkennbar rundlicher geworden. Ich war erleichtert, daß Isabels Verschwinden keine Fehlgeburt verursacht hatte.

Auch hier wurde ich mit freundlichem Lächeln begrüßt, und ich freute mich, wieder bei ihnen zu sein. Wir setzten uns ins Wohnzimmer. Trotz der Schwierigkeit unserer Aufgabe konnte man den Optimismus, der uns beseelte,

fast mit Händen greifen. Es war, als müßte jetzt, da wir zusammen waren, unsere gemeinsame Entschlossenheit über alle Schwierigkeiten triumphieren.

»Also, was glauben Sie, Nick?« fragte Luís.

»Ich weiß, wer hinter Isabels Entführung steckt.«

»Wer?« fragte Cordelia und beugte sich vor.

»Francisco Aragão.«

»Francisco Aragão? Ricardo Ross' Schwager? Das würde mich nicht sonderlich überraschen«, murmelte Luís.

»Ich glaube, er arbeitet mit Ricardo und Eduardo Ross zusammen. Wer von den beiden Brüdern die Fäden zieht, weiß ich nicht, aber ich vermute, daß sie gemeinsam für Martin Beldecos Ermordung und Isabels Entführung die Verantwortung tragen.«

»Aber warum?« fragte Luís.

»Ich glaube, Dekker Ward wäscht Geld für Francisco. Er hat über seine Schwester Luciana, also Ricardos Frau, mit Dekker Ward Kontakt aufgenommen.«

»Haben Sie mit Luciana gesprochen?« fragte Luís.

»Ja.« Ich hustelte. Ich verspürte kein großes Bedürfnis, auf die Einzelheiten meiner Unterhaltung mit ihr einzugehen. »Sie hat es nicht direkt zugegeben, schien aber auch nicht wirklich überrascht zu sein.«

Luís nickte, und ich fuhr fort: »Francisco hat mit Hilfe eines in Miami ansässigen Anwalts namens Tony HempeI bei Dekker Trust auf den Cayman Islands Konten einrichten lassen. Gegen beide ermittelt die amerikanische Drogenbehörde DEA. Martin Beldecos war im Be- griff, ihre Aktivitäten aufzudecken, daher wurde er in Caracas ermordet. Der Anschlag auf mich wurde mögli-

cherweise aus dem gleichen Grund verübt.« Ich hielt inne und blickte durch das Fenster auf den Strand von Ipanema und das Meer. Der Strandabschnitt, auf dem ich niedergestochen wurde, war außer Sichtweite. »Dort drüber.«

Die vier hingen an meinen Lippen.

»Gut, aber was hat Isabels Entführung damit zu tun?« fragte Luís.

»Das eben weiß ich nicht genau. Zunächst sah es ganz nach einer der landesüblichen Entführungen aus. Als ob es um Geld ginge. Wir haben alle angenommen, daß Isabel entführt worden ist, um von Ihnen ein Lösegeld zu erpressen.«

Luís nickte.

»Doch jetzt hat es den Anschein, als wäre das nicht das wirkliche Motiv gewesen. Den Entführern scheint mehr daran gelegen, Dekker Ward zu schützen, als Geld herauszuschlagen.«

»Was war dann aber der ursprüngliche Grund für die Entführung?«

Darüber hatte ich mir auf dem Flug lange den Kopf zerbrochen und glaubte die Antwort jetzt zu wissen. »Nun, nicht nur sie hat man geschnappt, sondern auch mich. Vielleicht haben sie gedacht, ich wüßte etwas über Martin oder Francisco, das ihnen gefährlich werden könnte. Sie wollten mich aus dem Weg haben. Selbst als mir die Flucht gelang, haben sie mich abgelenkt, indem sie höchst umständliche Verhandlungen über Isabels Lösegeld in die Wege leiteten. Außerdem habe ich ja bald nach meiner Rückkehr bei Dekker Ward gekündigt.«

»Und warum haben sie Isabel nicht einfach umgebracht wie Martin Beldecos?« fragte Nelson.

»Gute Frage. Ich weiß es nicht.« Tatsächlich hatte ich eine Vermutung, warum Isabel nicht getötet worden war, vorausgesetzt, Ricardo war tatsächlich in irgendeiner Weise an der Operation beteiligt. Aber ich hatte nicht die Absicht, Luís etwas über die Affäre seiner Tochter mit Ricardo zu erzählen, wenn es sich irgendwie vermeiden ließ. Ihr wäre es auch nicht recht gewesen. »Aus irgendeinem Grund wollten sie uns glauben machen, daß sie nicht mehr am Leben war. Deshalb sind sie so plötzlich mit der Lösegeldforderung heruntergegangen und haben kein weiteres Lebenszeichen von ihr geliefert. Trotzdem haben sie beschlossen, sie am Leben zu lassen. Gott sei Dank.«

»Können Sie das alles beweisen?« fragte Nelson.

»Nein, aber es paßt alles zusammen. Was meinen Sie, Luís?«

Luís rieb sich das Kinn. »Ich glaube, Sie könnten recht haben. Das ergibt durchaus einen Sinn.«

»Kennen Sie ihn?«

»Francisco? Nein. Das heißtt, ich bin ihm ein oder zweimal begegnet, aber geschäftlich haben wir nie miteinander zu tun gehabt.«

»Was macht er? Ich weiß nur, daß er eine Art Finanzier ist.«

»Sein Vater ist Senator, wie es schon sein Großvater war. Sein älterer Bruder hat ein Unternehmen, das dank staatlicher Lieferverträge viel Geld einbringt. Aber das ist normal in Brasilien.«

»Und Francisco?«

»Er hat in den achtziger Jahren viel mit Off-shore-Investmentgesellschaften verdient. Das war leicht verdientes Geld. Das haben damals viele gemacht. Man spekulierte gegen die Wechselkursprogramme. Off-shore, also extraterritorial, mußte es geschehen, um Devisenkontrollen zu vermeiden.«

»Mit Off-shore meinen Sie Panama?« fragte ich. Ich erinnerte mich an Tony Hempel und die International Trading and Transport (Panama) Ltd.

»Panama, natürlich. Und die Cayman Islands, die Bahamas, sogar Miami. Die Leute machten eine Menge Geld. Und dann haben viele von ihnen alles verloren.«

»Wie?«

»Durch den *Real*-Plan. Er trat 1994 in Kraft und koppelte die neue Währung, den *Real*, an den Dollar. Die Zinsen waren hoch, und zum erstenmal war die Inflation unter Kontrolle. Es war vorbei mit dem schnellen Geld. Überall machten Banken und Finanzgesellschaften pleite.«

»Aber Francisco nicht?«

Luís zuckte mit den Achseln. »Meines Wissens nicht. Offenbar ist er auf Immobilien und Rohstoffe ausgewichen. Außerdem soll er sich auf Geschäfte mit den Drogenkartellen eingelassen haben. Wenn die ihn finanzieren, konnte ihm natürlich nichts passieren.«

Luís hielt inne. Sein Blick wurde hart. »Wenn dieser Bastard meiner Tochter etwas angetan hat, bringe ich ihn um«, sagte er leise.

»Also, was tun wir jetzt?« fragte Cordelia.

»Ihm sagen, daß er mir meine Tochter zurückgeben soll!« knurrte Luís. Es sah so aus, als käme jetzt, wo er ei-

nen der Schuldigen kannte, die ganze Wut in ihm hoch, die sich seit Wochen in ihm aufgestaut hatte.

»Was wollen Sie ihm sagen?« fragte Nelson.

»Ich werde ihm sagen, daß er ein Hurensohn ist«, sagte Luís, während ihm die Zornesröte ins Gesicht stieg. »Ich werde ihm sagen, wenn er mir meine Tochter nicht zurückgibt, werde ich ihm die, die ...« – er suchte nach dem englischen Wort – »... Eier abschneiden und ins Maul stopfen.« Luís redete sich immer mehr in Rage. Die Beherrschung, die er während der letzten Wochen gezeigt hatte, drohte völlig verlorenzugehen.

»Ich glaube nicht, daß das zweckmäßig wäre«, sagte Nelson ruhig.

»Warum nicht?« Luís warf ihm einen finsternen Blick zu.

»Weil Francisco leugnen wird, daß er Isabel hat«, sagte Nelson. »Und wir haben keinerlei Beweis. Er wird sie nicht freilassen, und wir werden nicht wissen, wo sie ist. Andererseits wird er gewarnt sein. Er wird wissen, daß wir ihm auf die Schliche gekommen sind, und seine Komplizen können ihre Spuren verwischen.«

Luís stand auf und begann auf und ab zu gehen. Wir beobachteten ihn schweigend. Heftig atmend rang er um seine Fassung. Schließlich blieb er stehen und wandte sich an Nelson. »Sie haben recht. Tut mir leid. Es ist wohl nicht der richtige Zeitpunkt für Wutausbrüche. Wir brauchen einen klaren Kopf. Also, was tun wir?«

»Finden Sie ein bißchen mehr über Francisco heraus«, schlug ich vor. »Was macht er? Womit handelt er? Hat er tatsächlich Kontakte zu den Kartellen? Und wenn ja, zu welchen?«

»Das läßt sich leicht herausfinden«, sagte Luís.

»Ich frage meine Kontaktleute bei der Polizei«, sagte Nelson. »Wenn er etwas mit diesen Burschen zu tun hat, dann wissen das meine Freunde.«

»Und was ist mit den Halbwüchsigen, die mich niedergestochen haben?« fragte ich. »Wenn die von einer Drogengang angeheuert waren, gibt es dann vielleicht Gerüchte in den *Favelas*?«

»Möglich«, sagte Nelson. »Ich werde mich auch danach erkundigen.«

»Ich auch«, sagte Cordelia. »Meine Kinder treiben sich überall in der Stadt herum. Normalerweise frage ich sie nicht nach so etwas. Aber in diesem Fall ...«

Luís sah uns über den Rand seiner Brille hinweg an, Verzweiflung und Hoffnung standen ihm ins Gesicht geschrieben. »Gut, wenigstens können wir jetzt etwas *tun*.«

Luís und ich saßen auf dem Balkon, von dem aus man die Bucht überblicken konnte. Ich trank ein Bier, er Wasser.

»Ich hätte heute morgen nicht die Beherrschung verlieren dürfen«, sagte er.

»Das ist doch nur zu verständlich.«

Er seufzte. »Die sechs Wochen waren hart.« Das lange Warten und Hoffen hatte in seiner tiefen Stimme Spuren hinterlassen. »Ich bin immer davon überzeugt gewesen, daß sie noch lebt, aber es war schon phantastisch, wieder etwas von Zico zu hören. Doch wenn wir sie nicht bis zum nächsten Mittwoch befreien, dann habe ich die Befürchtung, daß ...«

»Wir finden sie.«

»So rasch?«

Ich räusperte mich. Es war an der Zeit, mit meiner Idee herauszurücken. »Vielleicht gibt es eine Möglichkeit, ein bißchen Zeit zu gewinnen.«

»Und die wäre?«

»Sie haben gesagt, eigentlich müßte die Banco Horizonte jetzt nach Übersee expandieren.«

»Das habe ich gesagt?«

»Ja, ich glaube. Ist es wahr?«

»Na ja, wir haben eher an Niederlassungen in Nachbarländern wie Argentinien oder Uruguay gedacht.«

»Was halten Sie von Dekker Ward?«

»Dekker Ward zu kaufen, meinen Sie?«

»Ja.«

Luís legte seine Stirn in Falten. »Das ist eine Idee. Aber keine brasilianische Bank hat bisher ein größeres europäisches Institut übernommen.«

»Sie könnten es sich wahrscheinlich sogar leisten. Bloomfield Weiss bietet Kerton nur zehn Millionen Pfund.«

»Ja, das könnten wir uns leisten«, sagte er nachdenklich. »Und es wäre ein großartiger strategischer Schachzug. Aber das Problem ist das Portefeuille. Nach allem, was Sie mir berichtet haben, handelt es sich um eine gigantische Position mit gewaltigen Verlusten. Um die glattzustellen, muß man schon Bloomfield Weiss sein. Uns fehlt das nötige Kapital.«

Ich war enttäuscht. »Könnten Sie nicht wenigstens eine Übernahmeofferte unterbreiten, um eine weitere Verzögerung zu erreichen?«

Luís war sich unschlüssig. »Das könnten wir, aber ich glaube nicht, daß Lord Kerton darauf eingehen würde. Das Manöver wäre zu durchsichtig. Kerton würde wissen, daß wir die Bondpositionen nicht übernehmen können. Er würde merken, daß wir nur versuchen, Zeit zu gewinnen, und die Offerte von Bloomfield Weiss annehmen.«

Meine Hoffnung sank. »Na gut. Aber lassen Sie mich Ihnen trotzdem ein paar Informationen zu Dekker Ward geben. Mal sehen, was Sie davon halten.«

Ich ging hinein und kam mit meiner Kopie des Bloomfield-Weiss-Berichts über Dekker Ward zurück.

»Ich glaube, Sie sollten mir das nicht zeigen«, sagte Luís.

»Warum nicht? Wenn es uns hilft, Isabel zu retten, habe ich nicht die geringsten Bedenken. Und Regeln, die aufgestellt werden, damit ein Hai den anderen besser fressen kann, beeindrucken mich nicht.«

Luís lächelte und sah die Papiere durch. Ich blickte auf die Bucht hinab. Der brasilianische Winter hatte fast seinen Höhepunkt erreicht, und die Luft, die der Wind von der See her brachte, war sanft und kühl. Nach brasilianischen Maßstäben waren die Temperaturen kalt, nach meinen sehr angenehm. Der Strand war nicht sehr voll, obwohl es Samstag war. Nur die üblichen Spiele fanden statt: Volleyball, Strandfußball und das kunstvolle Mischgebilde aus beiden, das mich so faszinierte. Am Horizont lag die vertraute Gruppe der fast kuppelförmigen Inseln im Meer, das in der schwächer werdenden Nachmittagssonne matt glitzerte.

»Es gibt wohl doch eine Möglichkeit«, sagte er schließlich.

»Und die wäre?«

»KBN, die große holländische Bank, die ich zur Wiederbelebung des *Favela*-Deals mit Humberto Alves zusammengebracht habe. Sie ist eine der wichtigsten Akteure auf den Rentenmärkten der Schwellenländer. Und groß genug, um sogar das Portefeuille von Dekker Ward zu verkraften.«

»Dann schlagen Sie also KBN vor, Dekker Ward zu kaufen?«

Luís lächelte. »Oh, nein, ich werde Dekker Ward kaufen. Aber KBN kann die Bondpositionen übernehmen.«

»Werden die das denn tun?«

»Wir könnten die Transaktion so gestalten, daß sich die Übernahme für sie lohnt.«

Ich lächelte. »Na dann?«

Luís stand auf und klemmte sich den Bericht, den ich ihm gegeben hatte, unter den Arm. »Ich muß ein paar Anrufe erledigen.«

Den Sonntag verbrachte Luís am Telefon und schreckte seine Partner von der Banco Horizonte und einige leitende Angestellte der KBN aus dem Wochenende auf. Cordelia verbrachte den größten Teil des Wochenendes in dem Kinderhort in der *Favela*. Nelson ließ seine Beziehungen zu früheren Kollegen bei der Polizei spielen. Und ich lief unruhig in Luís' Wohnung auf und ab und versorgte ihn von Zeit zu Zeit mit Informationen über Dekker Ward.

Während einer der kurzen Zeiträume, in denen Luís nicht am Telefon hing, beschloß ich, Kate anzurufen, um ihr von den Fortschritten oder den mangelnden Fortschritten zu berichten, die ich erzielt hatte. Ich wählte ihre

Nummer und betete, daß nicht Jamie abnahm. Gewöhnlich ging Kate ans Telefon.

Diesmal nicht.

»Hallo«, sagte Jamie.

In einem ersten Reflex wollte ich einfach auflegen. Aber das wäre albern gewesen. Ich wollte mit Kate sprechen, also würde ich auch nach ihr fragen.

»Hallo?« fragte Jamie ungeduldig.

»Jamie? Nick. Ich rufe aus Brasilien an.«

»Aha.«

»Ist Kate zu sprechen?«

Stille. Was sollte das? Schließlich konnte er mir nicht verbieten, mit ihr zu sprechen.

»Sie ist nicht da.« Seine Stimme klang gepreßt.

»Wann ist sie wieder da?«

»Das würde ich auch gern wissen.«

»Was ist los? Fehlt ihr etwas?«

Wieder eine Pause. »Sie hat mich verlassen. Gestern abend. Sie hat Oliver mitgenommen und ist zu ihrer Schwester gefahren.«

»Warum ist sie fort?«

»Das solltest du sie besser selbst fragen.« Gehässig drang seine Stimme an mein Ohr. Dann war die Leitung tot.

Ich blieb einen Augenblick mit dem Hörer in der Hand wie angewurzelt stehen. Himmel, Kate hatte ihn verlassen. Eigentlich hätte ich es kommen sehen müssen. Ich konnte und wollte es einfach nicht glauben. War es meine Schuld? Ich hatte sie dazu gebracht, mir gegen Jamie zu helfen. Nur daß sich meine Aktionen nicht gegen Jamie, sondern gegen Ricardo gerichtet hatten. Und ich hatte doch nur versucht,

Isabel zu retten. Ohne Kates Hilfe wäre sie jetzt tot. Jamie sah das natürlich ganz anders.

Ich erinnerte mich an ihre Hochzeit. Eine traditionelle englische Zeremonie in der alten Kirche aus dem 15. Jahrhundert in dem Dorf in Sussex, in dem ihr Vater Arzt war. Es war ein herrlicher Junitag gewesen. Jamie sah prächtig aus im Cut und Kate hinreißend in ihrem Hochzeitskleid. Die Eltern der Brautleute strahlten. Ich konnte mich an die Einzelheiten nicht mehr so recht erinnern. Ich war zu sehr mit den Pflichten beschäftigt, die mir als Freund des Bräutigams zufielen. Aber ich hatte den Ring parat, meine Rede war kurz und erntete sogar ein paar Lacher. Danach floß der Champagner in Strömen und steigerte noch die Freude, die ich darüber empfand, daß zwei Menschen, die mir so viel bedeuteten, ihr Leben in Zukunft gemeinsam verbringen wollten. Auf manchen Hochzeiten hat man den Eindruck, daß die Brautleute zueinander passen, auf anderen überhaupt nicht. Diese beiden waren wie füreinander bestimmt.

Ich war noch immer der Überzeugung, daß der Eindruck damals nicht getrogen hatte. Doch in der Zwischenzeit hatte sich die Situation verändert, oder die beiden hatten sich verändert, oder irgend etwas anderes hatte sich verändert.

Ich hatte die Nummer von Liz, Kates Schwester, in meinem Adressbuch. Liz meldete sich. Sie gab mir Kate.

»Kate, Nick hier. Was ist passiert?«

Sie seufzte. »Ich bin ausgezogen.«

»Das hat mir Jamie schon erzählt. Wie fühlst du dich?
Dir muß ja scheußlich zumute sein.«

»Das ist es«, sagte sie ausdruckslos. »Aber es ist gut, daß ich ausgezogen bin. Ich brauche ein paar Tage, um mir über die Situation klarzuwerden.«

»Aber es ist doch nicht meinwegen, oder?«

»Oh, nein, Nick, nicht wirklich. Aber es ist mir schon entsetzlich gegen den Strich gegangen, wie er dich rausgeschmissen hat, obwohl er wußte, daß du keine Bleibe hast. Er hat sich verändert, Nick. Und mir gefällt ganz und gar nicht, was aus ihm geworden ist.« Sie sagte das sehr ruhig. »Hat er jemals ... du weißt schon, mit anderen Frauen?«

Ich merkte, daß das eine Frage war, die ihr schon lange auf der Seele brannte. Ich dachte an Luciana. An das »Model«, das auf Eduardos Party auf seinen Knien gesessen hatte. »Wer kann das schon so genau wissen«, sagte ich vage.

Kate schluchzte und versuchte sich wieder zu fassen. Ich fühlte mich elend: Sie hatte mich um die Wahrheit gebeten, und ich hatte sie ihr nicht gesagt. Aber wie soll man einer Frau mitteilen, daß ihr Mann sie betrogen hat?

Sie wußte natürlich Bescheid.

»Hast du mit ihm darüber gesprochen?« fragte ich.

»Nicht direkt. Aber er kennt meine Einstellung. Ich will nicht, daß er seine Seele für irgendeinen tausendmal beschworenen Millionen-Dollar-Bonus verkauft. Und es gefällt mir nicht, wenn er sich mit anderen Frauen einläßt. Er wird sich nie ändern, Nick. Das weißt du.«

»Aber er liebt dich«, sagte ich, und das war meine ehrliche Überzeugung.

»Ich habe ihn auch geliebt. Tue es noch immer. Den alten Jamie. Doch in zehn Jahren ist er ein fetter, durchtriebener

Banker mit einer Sammlung hübscher Betthäschen in aller Welt. Dann möchte ich nichts mehr mit ihm zu tun haben.«

Ihre Stimme klang tieftraurig. Einen Augenblick blieben die vielen Tausend Kilometer Leitung zwischen uns stumm.

Dann sagte sie: »Du wärst die bessere Wahl gewesen.« Bevor ich antworten konnte, hatte sie aufgelegt.

Am Montag morgen ging Luís in die Banco Horizonte und kehrte gegen Mittag zurück. Er lächelte. Nelson, Cordelia und ich saßen am Tisch auf dem Balkon und warteten schon auf ihn. Wir alle waren sehr gespannt.

»Es klappt. Vorbehaltlich einer genaueren Prüfung ist die Banco Horizonte gewillt, für Dekker Ward eine Offerte von zwanzig Millionen Pfund zu unterbreiten. Die KBN wird uns unterstützen.«

»Gut«, sagte ich.

»Ich werde Lord Kerton heute nachmittag telefonisch über unsere Offerte informieren.«

»Aber es wird uns Isabel doch nicht zurückbringen, Pai!« Cordelia sah erschöpft und ungeduldig aus.

»Wir gewinnen dadurch etwas mehr Zeit, Cordelia«, sagte ihr Vater, etwas ernüchtert. Ihre Bemerkung hatte seinem Optimismus einen Dämpfer verpaßt. Nun machte er sich Vorwürfe, daß er sich von seiner berufsbedingten Begeisterung für erfolgversprechende Transaktionen hatte hinreißen lassen, wo doch Isabel unverändert in Lebensgefahr schwebte.

»Haben Sie etwas über Francisco herausgefunden?« fragte ich.

Luís seufzte. »Nicht viel. Seine Geschäfte sind sehr un-

durchsichtig. Doch seit zwei Jahren scheint er über sehr viel größere Geldmittel zu verfügen. Es heißt, er habe bei einigen großen Immobiliengeschäften in Brasilien und in den Vereinigten Staaten seine Finger im Spiel gehabt.«

»Woher kommt das Geld?«

»Aus dem Drogenhandel, hört man. Und nicht nur dem brasilianischen. Er soll auch Verbindungen nach Kolumbien und Venezuela haben.«

»Das würde erklären, warum Martin Beldecos in Caracas ermordet wurde«, sagte ich.

»Aber man weiß nicht, mit welchem Kartell er zusammenarbeitet?« fragte Nelson.

Luís schüttelte den Kopf. »Es sind alles nur vage Gerüchte. Haben Sie etwas gehört?«

»Er ist schon mit jedem der großen Bosse in Rio gesehen worden. Jeder von ihnen könnte Isabel in seiner Gewalt haben. Ich habe herausgefunden, wo er wohnt und arbeitet, und lasse ihn beschatten. Aber in den letzten zwei Tagen hat er keinen Ort aufgesucht, der für uns von Interesse wäre.«

»Irgend etwas über die Halbwüchsigen, die mich angegriffen haben?« fragte ich.

»Ja. Ich habe mit einem Kriminalbeamten gesprochen, der mit dem Fall befaßt war. Er hatte den Eindruck, daß es sich nicht bloß um einen Raubüberfall gehandelt hat, sondern daß die Sache geplant war. Aber in der *Favela* hat niemand den Mund aufgemacht. Mein Kontaktmann hat das Gefühl, daß die Leute etwas wissen, aber Angst haben zu reden. Die Polizei ist bemüht, den Fall herunterzuspielen. Ein fehlgeschlagener Raubüberfall ist schon schlimm genug.

Doch ein Anschlag auf einen ausländischen Geschäftsmann am Strand von Ipanema im Zusammenhang mit irgendwelchen Drogengeschäften wäre ein Riesenskandal.«

»Es hat also den Anschein, als hätte Nick recht«, sagte Luís. »Offenbar gibt es einen Zusammenhang zwischen dem Mord an Martin Beldecos, dem Angriff auf ihn selbst und Isabels Entführung.«

Nelson nickte, einen grimmigen Ausdruck auf seinem rundlichen, orangefarbenen Gesicht. »Hinter allem steckt Francisco, daran gibt es für mich überhaupt keinen Zweifel mehr.«

Luís schlug mit der Hand auf den Tisch, daß die Teller und Gläser klirrten, die schon fürs Mittagessen gedeckt worden waren. »Und jetzt, wo wir es wissen, können wir da wirklich nichts tun?«

»Nur herausfinden, wo man Isabel gefangenhält«, sagte Nelson ruhig.

Maria brachte das Mittagessen auf den Balkon – Steak und Salat. Schweigend und achtlos stopften wir es in uns hinein. Jeder hing seinen Gedanken nach. Ich war genauso enttäuscht wie Luís. Wenn wir wußten, daß Francisco für Isabels Entführung verantwortlich war, dann mußten wir doch irgend etwas tun können. Ich sah ein, daß es keinen Zweck hatte, ohne einen Beweis zur Polizei zu gehen. Als wir uns das letzte Mal an sie gewandt hatten, hätte das um Haarsbreite Isabels Leben gekostet. Und eine direkte Konfrontation war Zeitverschwendug, da mußte ich Nelson recht geben. Aber wie stand es mit Verhandlungen? Plötzlich hatte ich eine Idee.

»Wir könnten mit Francisco sprechen«, sagte ich.

ACHTUNDZWANZIG

Als wir die steile, gewundene Straße hochfuhren, wurde Luís' Auto vom Kopfsteinpflaster auf eine harte Probe gestellt. Zu beiden Seiten erhoben sich hinter schmiedeeisernen Toren und hohen Mauern, die von Blumen und Schlingpflanzen überwuchert waren, Villen im Kolonialstil und erstrahlten in der Nachmittagssonne. Hinter uns breitete sich die Guanabarabucht aus, über uns ragte die Christusstatue auf, immer mal wieder von Wolkenfetzen umhüllt.

»Die Häuser dürften nicht ganz billig gewesen sein«, sagte ich.

»Recht haben Sie«, meinte Luís. »Santa Teresa ist eines der teuersten Viertel in Rio. Als es noch Brasiliens Hauptstadt war, lagen hier die Botschaften. Offenbar verdient Francisco nicht schlecht.«

Wir waren zu viert, Luís, sein Fahrer, Nelson und ich. Von Nelsons Partner wußten wir, daß Francisco zu Hause war, also waren wir direkt dorthin gefahren. Als wir an einem schäbigen Toyota vorbeikamen, der an der Ecke einer Seitenstraße parkte, stieg Nelson aus, um bei seinem Freund zu bleiben. Anonymität war eine wichtige Voraussetzung in seinem Beruf, daher wollte er vermeiden, von Francisco gesehen zu werden.

Fünfzig Meter weiter oben hielten wir vor einem schmiedeeisernen Tor. Luís sprach in eine Gegensprechanlage an der Mauer. Man hieß uns warten.

Es dauerte einige Minuten. Eine alte gelbe Straßenbahn, die vor braunen Körpern schier überquoll, ratterte hinter uns die Straße entlang.

Schließlich krächzte die Gegensprechanlage, ein Motor surrte, und die Torflügel schwangen auf. Wir fuhren auf einenmauerumsäumten Hof und hielten vor einem frischgestrichenen Haus im Kolonialstil mit hohen, eleganten Fenstern, deren Umrandungen reich verziert waren. Als wir aus dem kühlen, klimatisierten Auto in den warmen Nachmittag traten, umfing mich der betäubende Duft der roten, blauen, orangefarbenen und weißen Blüten, die Mauern und Kübel zierten. Um unsere Beine spielten wunderbar gezeichnete schwarz-blaue Schmetterlinge.

Ein Butler öffnete die Tür und führte uns in eine Diele, die wiederum kühl war. Wir folgten ihm zu einer Tür am anderen Ende, als ein Junge von etwa siebzehn Jahren die Treppe herabeilte und an uns vorbei zur Haustür hinausstürzte, fast ohne uns eines Blickes zu würdigen. Er war groß, schlaksig und trug saloppe Designerkleidung.

Wir traten in ein großes, luftiges Wohnzimmer. Die eine Hälfte des Zimmers wurde von einem großen Schreibtisch aus dunklem Holz und dem üblichen Zubehör moderner Bürotechnik eingenommen, die andere Hälfte von einer Reihe Sofas und Sessel. Dahinter schloß sich ein kleiner Garten mit einem atemberaubenden Blick auf die Stadt und die Bucht an.

Kaum war der Butler mit unserem Wunsch nach Kaffee

entschwunden, betrat Francisco das Zimmer. Luís und er wechselten ein paar rasche Worte auf portugiesisch. Ich war beeindruckt von Luís. Er hatte sich vollkommen in der Gewalt. Er war gelassen und weitläufig, als handle es sich nur um einen Anstandsbesuch bei einem alten Bekannten. Während sie Höflichkeiten austauschten, die ich nicht verstand, betrachtete ich Francisco. Er war um die vierzig, eher klein, kahlköpfig und korpulent. Es war eine gewisse Familienähnlichkeit mit Luciana zu erkennen. Aber die Gene, der sie ihre aufregende Figur verdankte, hatten ihn lediglich fett gemacht. Seine Augen waren fast schwarz, wie die ihren, aber kalt und berechnend. Er hatte ihr strahlend weißes Lächeln, nur daß es auf seinen dünnen Lippen eher wie ein Zähnefletschen aussah.

Ich hörte meinen Namen und die Worte »Dekker Ward«, als Luís in meine Richtung nickte.

Luís und ich setzten uns auf ein niedriges Sofa. Francisco nahm uns gegenüber Platz. »Was kann ich für Sie tun?« fragte er und hob die Hände mit einer höflichen Geste.

»Nun, Francisco, meine Tochter ist entführt worden.« Es gelang Luís, das so beiläufig herauszubringen, als würde er erwähnen, daß sich Isabel unglücklicherweise im brasiliensischen Winter erkältet habe.

Auf Franciscos Gesicht malte sich höfliches Entsetzen. »Oh, nein! Das ist ja schrecklich. Man hört in Rio immer wieder davon, gewiß, aber daß es nun ausgerechnet Ihnen zugestoßen ist, das ist ganz fürchterlich. Haben Sie von den Entführern gehört?«

Natürlich hatte ich erwartet, daß Francisco Überraschung heucheln würde, aber als ich seine Reaktion sah,

rang ich mühsam um meine Beherrschung. Er war alles andere als ein guter Schauspieler. Jetzt war ich mir sicher, daß er Isabels Entführung organisiert hatte.

Luís bewahrte einen kühlen Kopf. »Das haben wir. Und sie haben eine höchst ungewöhnliche Forderung gestellt.«

»Ach ja?«

»Ja. Sie haben verlangt, daß Nick Dekker Wards Übernahme durch eine amerikanische Investmentbank verhindert. Nick hat die Übernahme angezettelt, und deshalb glauben die Entführer wohl, er könnte das Geschäft auch wieder rückgängig machen.«

»Wirklich, sehr ungewöhnlich.«

»Ja, merkwürdig, nicht? Leider kann Nick gar nichts mehr tun. Die amerikanische Investmentbank hört nicht mehr auf ihn. Uns ist daher eine andere Idee gekommen.«

»Ich weiß nicht, was das alles mit mir zu tun haben soll«, sagte Francisco, hörte aber aufmerksam zu.

Luís überging dessen Einwurf und fuhr fort: »Wie Sie wissen, leite ich die Banco Horizonte. Wir haben vor, eine Übernahmeofferte für Dekker Ward zu unterbreiten. Dekker Ward steht kurz vor dem Bankrott. Wenn meine Bank die Firma übernehmen sollte, werden wir die Interessen aller An- und Einleger wahren. Damit meine ich nicht nur, daß sie ihr Geld zurückbekommen, sondern auch, daß ihre Namen nicht preisgegeben werden, falls eine Untersuchung stattfindet. Das gilt natürlich nur für den Fall, daß meine Tochter freigelassen wird.«

Francisco setzte eine Miene leichter Verwunderung auf, als frage er sich, warum ihm Luís das alles erzähle, ließ ihn aber fortfahren.

»Mit einem Wort, wenn Isabel freikommt, wird die Banco Horizonte Dekker Ward übernehmen und die Interessen von Kunden wahren, denen an Diskretion gelegen ist.« Damit verstummte er und fixierte Francisco mit ruhigem Blick.

Francisco rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. »Eine interessante Idee, aber ich begreife noch immer nicht, was das mit mir zu tun haben soll.«

Luís blieb stumm und ließ seinen Blick auf seinem Gegenüber ruhen.

Francisco war bemüht, das unbehagliche Schweigen zu beenden und die Fiktion eines normalen Gesprächs aufrechtzuerhalten. »Natürlich, Ricardo Ross ist mein Schwager. Aber wir machen keine Geschäfte miteinander. Ich habe nichts mit Dekker Ward zu tun. Wir haben unterschiedliche Auffassungen.« Francisco beugte sich vor und schlug einen vertraulichen Ton an. »Wissen Sie, Dekker Ward ist mir ein bißchen zu aggressiv. Ich ziehe konservativere Institute vor.«

Als Francisco das sagte, trank ich gerade einen Schluck Kaffee. Ich hätte mich beinahe daran verschluckt. Francisco beachtete mich nicht.

Luís stand auf. »Nun, vielen Dank für die Zeit, die Sie uns geopfert haben, Francisco. Sicherlich werde ich bald von den Entführern hören, ob sie mit meinem Vorschlag einverstanden sind.«

Auch Francisco erhob sich. Offenbar war er durcheinander und wußte nicht recht, was für eine Reaktion von ihm erwartet wurde. Schließlich entschloß er sich zu einem mitfühlenden Tonfall. »Ich habe immer noch nicht ganz

verstanden, warum Sie mich in dieser Angelegenheit sprechen wollten, aber es tut mir sehr leid wegen Ihrer Tochter, Luís. Ich hoffe, sie wird bald freigelassen.«

»Das hoffe ich auch, Francisco, sehr sogar.« Zum erstenmal war ein Anflug von Schärfe in Luís' Stimme.

Als Francisco uns durch die Diele hinausbrachte, blieb ich stehen, um ihm eine Frage zu stellen. »Ach, übrigens, Senhor Aragão, war das Ihr Sohn, den wir vorhin gesehen haben?«

»Ja, Francisco *filho*. Er ist im letzten Schuljahr.«

»Aha.« Ich lächelte. Luís und ich ließen den armen Francisco in tiefer Verwirrung zurück.

»Er steckt eindeutig hinter der Entführung«, sagte ich, sobald die Limousine außer Sichtweite der Villa war und wir Nelson wieder aufgesammelt hatten.

»Und ob«, knurrte Luís. »Ich mußte mich schon sehr beherrschen, um ihn nicht auf der Stelle zu erdrosseln. Da sitzt du, lächelst und plauderst und weißt, das Schwein hat deine Tochter.«

»Glauben Sie, er geht darauf ein?«

»Ich hoffe. Zugehört hat er jedenfalls. Aber wer weiß, ob er wirklich der Drahtzieher ist. Vielleicht sind das die Gebrüder Ross. Denen wird es sicherlich nicht gefallen, wenn die Banco Horizonte Dekker Ward übernimmt, auch wenn die Anonymität der Anleger zugesichert wird.«

»Francisco könnte sich aber auch zu einem Alleingang entschließen, wenn er den Eindruck hat, daß es seinen Interessen dient«, sagte Nelson. »Ich meine, er setzt Isabel auf

freien Fuß, läßt Sie Dekker Ward übernehmen, steckt sein Geld ein und macht sich aus dem Staub.«

»Darauf müssen wir hoffen«, sagte Luís. »Liebend gern würde ich ihn den Behörden übergeben«, murmelte er.

Ich auch. Und das erinnerte mich daran, daß mein Plan eine Schwachstelle hatte, die ich Luís bisher verschwiegen hatte. Francisco hatte nichts als Luís' Wort, daß seine Kontouterlagen nach Isabels Freilassung nicht der Polizei ausgehändigt würden. Vielleicht kam er zu der Überzeugung, es sei doch besser, uns zu zwingen, die Übernahme von Dekker Ward zu verzögern und letztlich zu verhindern. Und wenn Dekker Ward übernommen wurde und er uns nicht vertraute, warum sollte er Isabel am Leben lassen? Francisco sah nicht so aus, als würde ihm ihr Tod den Schlaf rauben.

Der Fahrer setzte Luís an der Bank ab und brachte Nelson und mich zur Wohnung zurück. Luís kam zwei Stunden später. Gespannt erwarteten wir ihn.

»Ich habe mit Lord Kerton gesprochen«, sagte er. »Er ist bereit, unsere Offerte zu prüfen. Aber er will am Mittwoch persönlich mit mir und einem Vertreter der Geschäftsleitung der KBN sprechen, um entscheiden zu können, ob es uns Ernst mit dem Angebot ist.«

»Fliegst du hin?« fragte Cordelia.

Luís seufzte. »Ich muß. Ich würde gern hierbleiben und auf die Reaktion von Francisco warten, aber ich werde in London dringender gebraucht. Unsere Chance besteht jetzt darin, Dekker Ward zu kaufen und Francisco davon zu überzeugen, daß wir die Unterlagen, die seine Investitionen betreffen, vernichten werden.«

Rasch packte Luís, um noch am gleichen Abend einen Flug nach London zu erreichen. Kurz bevor er aufbrach, klingelte das Telefon. Luís nahm ab.

Zico.

Nelson hörte mit. Ich beobachtete die beiden. Ihre Gesichter wurden immer betroffener. Luís wollte protestieren, aber da war das Gespräch auch schon zu Ende.

»Was hat er gesagt?« fragte ich.

»Daß es absolut keine Änderungen der Bedingungen gibt. Wenn *irgend jemand* Dekker Ward übernimmt, egal, ob die Banco Horizonte oder Bloomfield Weiss, wird sie sterben.«

Meine Hoffnungen lösten sich in Luft auf. »Hat er gesagt, unter welchen Bedingungen er sie freilassen will?«

Luís schüttelte den Kopf. »Er sagt, sie behalten sie so lange, wie Gefahr besteht, daß Dekker Ward übernommen wird.«

»Hat er Francisco erwähnt?«

»Nein. Ich habe ihn nach Francisco gefragt, aber Zico sagte, er habe noch nie von ihm gehört.«

Schweigend blickten wir uns an. Cordelia biß sich auf die Unterlippe, um nicht zu weinen.

»Also geht er nicht darauf ein«, sagte ich.

Luís lächelte mich an. »Es war einen Versuch wert, Nick.«

Ich zwang mich meinerseits zu einem Lächeln. Aber geklappt hat es nicht, dachte ich.

Luís seufzte. »Und was nun?« fragte er Nelson.

Nelson zuckte mit den Achseln. »Auf jeden Fall sollten Sie nach London fliegen. Dadurch gewinnen wir auf jeden Fall noch ein paar Tage mehr.«

»Sie haben recht.« Dann wanderte sein Blick von Nelson

über Cordelia zu mir. »Findet sie um Gottes willen!« sagte er.

Keiner von uns fühlte sich imstande, ihm zu antworten.

Luís flog also nach London. Weiteres Warten, weitere Nervenanspannung. Der Dienstag verstrich, und immer noch keine Neuigkeiten von Isabel. Cordelia und Nelson kamen am Mittwoch morgen. Wir wußten, daß Luís mittags mit Lord Kerton zu einem Arbeitsessen verabredet war.

Das Telefon klingelte. Ich nahm ab. Es war Luís.

»Wir sind im Rennen«, sagte er. »Ich habe ihm zwanzig Millionen Pfund geboten, vorbehaltlich einer näheren Prüfung. Er war interessiert, sagte aber, er wolle Bloomfield Weiss Gelegenheit zu einem höheren Gebot geben. Es kommt also zu einer Versteigerung. Versiegelte Offerten von uns und Bloomfield Weiss.«

»Wieviel Zeit bleibt uns?«

»Eine Woche. Am nächsten Mittwoch geht die Versteigerung über die Bühne.«

»Nur eine Woche!« rief ich aus. Aus irgendeinem Grund hatte ich mir eingebildet, es würde ein Monat sein. Obwohl es angesichts der Fortschritte, die wir bei der Suche nach Isabel erzielten, eigentlich egal war, ob es sich um einen Monat oder eine Woche handelte.

Resigniert sagte Luís. »Er sagt, vor Ende des Monats muß das Geschäft unter Dach und Fach sein. Am 13. Juni ist der Stichtag der Regulierungsbehörde. Dann lassen sich die Verluste nicht mehr verheimlichen.«

»Können Sie die Offerte denn in einer Woche unterbreiten?« fragte ich.

»Ich glaube schon. Der Markt scheint sich zu stabilisieren, daher ist die KBN ganz zuversichtlich, was das Portefeuille angeht. Wir haben die Transaktion so gestaltet, daß für KBN ein hübscher Profit herausspringt, falls es mit Dekker Ward nach der Übernahme einigermaßen läuft. Und Lord Kerton habe ich einen Sitz im Vorstand angeboten.«

»Ich wette, das hat ihm gefallen.«

»Ich glaube schon. Wir sind recht gut vorangekommen. Wie sieht es bei euch aus?«

»Noch gar nichts.«

»Gar nichts?« Luís war enttäuscht, aber auch eine Spur von Ärger schwang in seiner Stimme mit.

»Tut mir leid, Luís, wir versuchen alles. Aber niemand scheint etwas zu wissen.«

»*Merda!*« murmelte er.

»Irgend etwas wird sich schon ergeben«, sagte ich.

»Hoffentlich, Nick. Ich hoffe es wirklich.«

Und das tat es dann auch. Am nächsten Tag. Cordelia rief an und teilte uns mit, eines der Kinder hätte etwas entdeckt. Es sei bereit, mit uns zu sprechen, aber wir müßten in den Hort kommen.

Nelson fuhr in die *Favela*. Der Himmel war wolkenverhangen. Am Morgen hatte es geregnet. Im Schrittempo bewegten wir uns durch die nassen Straßen, mehr ließ der Verkehr nicht zu. Die Tunnel durch die Berge bildeten quasi natürliche Engpässe, die den Verkehr noch zähflüssiger machten.

Endlich gelangten wir zum Fuß des Hügels, auf dem die

Favela und Cordelias Arbeitsstätte lag. Wir schlugen den gleichen Weg ein, den Isabel und ich zwei Monate zuvor genommen hatten. Damals hatten wir geschwitzt, heute war es feucht und klamm. In der Luft lag der Gestank von nassem Müll. Es waren weniger Menschen vor den Häusern, nur eine Reihe Halbwüchsiger und junger Männer, die Nelson und mich anstarrten, während wir langsam nach oben stiegen. Schutzlos fühlte ich mich auf diesem Hang, den Rücken preisgegeben, eine wunderbare Zielscheibe. Jeden Augenblick rechnete ich damit, das Peitschen eines Revolverschusses zu hören.

Schließlich erreichten wir das Plateau mit der kleinen Kirche und dem Kinderhort. Unter uns verkroch sich die *Favela* in der feuchten, diesigen Luft. Wir klopften an die Tür, und Cordelia öffnete.

»Folgen Sie mir«, sagte sie und führte uns in einen kleinen Lagerraum voller Unterrichtsmaterialien und getrockneter Lebensmittel. Auf einer Kiste saß ein mageres Büschchen von ungefähr zwölf Jahren. Ich erkannte ihn sofort wieder: Euclides.

»Hallo, Boß«, sagte er mit einem nervösen Lächeln.

»Hallo, Euclides.«

Cordelia und Nelson setzten sich auf die beiden Stühle, ich hockte mich auf den Fußboden. Cordelia machte Nelson mit Euclides bekannt, der den Mann mit großem Argwohn musterte. Zweifellos erkannte er einen Ex-Polizisten, wenn er einen vor sich hatte.

Nelsons Stimme war entschieden, aber freundlich, als er Euclides einige Fragen stellte. Der Junge antwortete mürisch und einsilbig und raffte sich nur zu etwas ausführli-

cheren Antworten auf, wenn Cordelia ihn dazu überredete. Obwohl ich kein Wort von der Unterhaltung verstand, konnte ich deutlich erkennen, in welcher Beziehung die drei zueinander standen. Euclides mißtraute Nelson, war aber um Cordelias Anerkennung bemüht, obwohl er es zu verbergen suchte. Die raschen Blicke, die er ihr zuwarf, und die Art, wie er auf ihr sanftes Drängen reagierte, verrieten seine Zuneigung. Trotzdem blieben seine Augen hart. Dieses Kind hatte schon viel Gewalt gesehen.

»Was sagt er?« fragte ich in einer Gesprächspause.

»Er sagt, er kennt einen Jungen aus der Gruppe, die Sie angegriffen hat. Es war alles geplant. Ein Mann namens O Borboleta hat alles organisiert. Er ist der Chef einer Bande in einer *Favela* hier in der Nähe.«

»Haben Sie schon von ihm gehört?«

»Nein, aber O Borboleta heißt ›Der Schmetterling‹.«

»Warum heißt er so?«

Nelson wandte sich an Euclides und fragte ihn etwas auf portugiesisch. Der Junge antwortete.

»Er war Fußballspieler. Offenbar ein sehr guter. Keiner konnte ihm den Ball abnehmen.«

»Das könnte Zico sein.«

Nelson überlegte. »Könnte sein. Aber der echte Zico hatte viele Fans. Jeder seiner Bewunderer hätte sich den Namen zulegen können. Und es gibt eine Unmenge Fußballfans in diesem Land.«

»Weiß Euclides, ob sich Isabel in der Gewalt dieses Borboleta befindet?«

Nelson seufzte. »Er sagt, von Isabel weiß er nichts.«

»Bitte Sie ihn herauszufinden, wo sie ist.«

Nelson zuckte mit den Achseln und stellte eine entsprechende Frage. Euclides grunzte: »Não.«

»Fragen Sie ihn, warum nicht.«

Nelson wiederholte meine Frage auf portugiesisch, und Euclides murmelte etwas. »Er sagt, sein Freund könnte vielleicht etwas herausfinden. Aber Euclides möchte nicht zu viele Fragen stellen. Es könnte zu gefährlich sein.«

»Sagen Sie ihm, daß es sich um Cordelias Schwester handelt, ihre einzige Schwester. Er muß uns helfen.«

Euclides hörte die Dringlichkeit in meiner Stimme und sah mich an. Nelson übersetzte die Frage. Euclides warf Cordelia einen schuldbewußten Blick zu und zuckte mit den Achseln.

»Hat er eine Schwester?«

»Ja«, antwortete Cordelia. »Sie ist hier.«

»Nein, fragen Sie ihn«, bat ich.

Sie stellte die Frage, und Euclides nickte.

Nun stellte ich eine ganze Reihe weiterer Fragen und bestand darauf, daß Nelson sie übersetzte.

»Wie heißt sie?«

»Marta.«

»Wie alt ist sie?«

»Acht.«

»Liebst du sie?«

Pause. »Ja.«

»Magst du Cordelia?«

Wieder eine Pause. »Ja.«

»Nun, wenn deine Schwester in Gefahr wäre, würdest du dann alles tun, um ihr zu helfen?«

Der Junge antwortete nicht. Er sah mich unverwandt an.

Und ich ihn. In seinen braunen Augen lag unendlich viel für ein Kind von zwölf Jahren – Prahlgerei, Furcht, Unsicherheit, aber auch, untergründig, Warmherzigkeit.

»Cordelia hat das Leben vieler Kinder gerettet, die hierhergekommen sind. Jetzt kannst du ihre Schwester retten.«

Er antwortete noch immer nicht. Aber ich konnte sehen, daß es in ihm arbeitete.

Dann beugte sich Nelson vor und nahm etwas aus einem Halfter, das er sich um den Knöchel gebunden hatte. Es war ein kleiner Revolver. Das Metall glänzte matt im dämmrigen Licht des Lagerraums. Er gab ihn Euclides. Entsetzt sahen Cordelia und ich zu.

Der Zwölfjährige nahm die Waffe und steckte sie in seinen Hosenbund. »Okay«, sagte er. »Ich finde sie.«

Der Freitag verstrich. Das Wochenende zog sich hin. Luís blieb auf Bitten der Banco Horizonte in London. Von Euclides hörten wir nichts.

Dafür hörten wir von Zico. Ich war allein in der Wohnung, als er anrief.

»Hallo?« sagte ich.

»Wer ist am Apparat?« fragte eine tiefe Stimme unwillig.

»Nick Elliot. Luís ist in London.« Luís hatte Zico angekündigt, daß möglicherweise ich am Telefon sein würde, wenn er nicht da wäre. Offenbar sprach Zico ein bißchen Englisch.

»Okay. Ist die Übernahme gestoppt?« Sein Englisch wirkte gestelzt, war aber korrekt, als habe er die Sätze eingebübt.

»Noch nicht«, sagte ich. »Aber die Banco Horizonte un-

terbreitet eine Offerte. Wir hoffen die Angelegenheit so zu verzögern, daß Bloomfield Weiss aufgibt.«

»Verstehe. Hoffentlich haben Sie Erfolg. Wenn jemand Dekker Ward übernimmt, stirbt Isabel. *Egal wer.* Haben Sie verstanden? Bloomfield Weiss oder die Banco Horizonte.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

Er legte auf.

Ich stützte den Kopf in die Hände. Am nächsten Mittwoch würde entweder das eine oder das andere passieren. Entweder würde Lord Kerton an Bloomfield Weiss verkauft werden oder an die Banco Horizonte. Beides würde Zico mißfallen.

Ich schauderte. Wie mochte Euclides vorankommen?

Am Freitag abend waren Cordelia und ihr Mann in die Wohnung gekommen. Sie sagten, sie würden den größten Teil des Wochenendes bei mir bleiben, um mir Gesellschaft zu leisten und um in der Nähe von Luís' Telefon zu sein. Fernando brachte eine russische Ausgabe von *Doktor Schiwago* mit, die ihm ein Freund an der Universität besorgt hatte. Ich freute mich darüber. Ich kannte das Buch zwar schon, las es aber gern noch einmal. Eine halbe Stunde lang ließ es mich Isabel und die sorgenvolle Gegenwart vergessen.

»Glauben Sie, Euclides hat den Revolver genommen und sich aus dem Staub gemacht?« fragte ich Cordelia beim Abendessen, das wir in gedrückter Stimmung einnahmen.

»Das weiß ich nicht«, sagte sie. »Ich glaube nicht. Er ist ein tapferer Junge und stolz auf seinen Mut. Das sind viele dieser Kinder.«

»Die Menschen scheinen hier nicht besonders an ihrem Leben zu hängen«, sagte ich.

»Das stimmt. Ein Menschenleben ist hier nicht viel wert.
Wissen Sie, was *Train-Surfing* ist?«

»Nein.«

»Ein beliebter Sport bei den Straßenkindern. Sie springen auf fahrende Züge und klettern auf die Dächer der Wagen. Am gefährlichsten ist es, wenn die Züge durch Tunnel fahren. Wer zuletzt abspringt, hat gewonnen. Jedes Jahr kommen Dutzende dabei um. Euclides ist ein bekannter *Train-Surfer*.«

»Aber wird er Isabel finden?«

»Ich glaube, er wird meinetwegen nach ihr suchen.«

»Er ist Ihnen sehr zugetan.«

Cordelia senkte den Kopf. »Ja. Und deshalb nimmt er nun einen Revolver und rückt Leuten auf die Pelle, die ihn umbringen, wenn sie herauskriegen, was er vorhat. Eines Tages wird er diesen Revolver bestimmt benutzen.«

Fernando legte seine Hand auf die ihre. »Ihr mußtet ihm die Waffe geben, *minha querida*. Er lebt nicht in unserer Welt. In den *Favelas* mußt du Dinge für deine Familie tun, die draußen undenkbar wären. Das weißt du doch. Du hast es doch gesehen.«

»Ja, ich habe gesehen, daß sich die Menschen dort auf Waffen und Gewalt verlassen«, murmelte Cordelia. »Aber ich hätte nie gedacht, daß ich es eines Tages auch tun würde.«

Nach dem Abendessen tranken wir *Caipirinhas* auf dem Balkon. Cordelias Blick ruhte mit einem Lächeln auf mir. Es hatte Ähnlichkeit mit dem ihrer Schwester, nur war es ein bißchen ausgeprägter, selbstbewußter. Trotzdem, es erinnerte mich an Isabel. Das gefiel mir.

»Irgendwie verrückt, endlich trifft man mal einen von Isabels Freunden«, sagte sie.

»Hält sie die ansonsten so versteckt?«

»Sie behauptet, es gäbe keine. Jedenfalls seit Marcelo.«

»Das hat sie mir auch erzählt.« Ich beschloß, Ricardo aus dem Spiel zu lassen. »Wie war dieser Marcelo?«

»Gutaussehend, wirklich gutaussehend. Aber er wußte darum.« Cordelia rümpfte die Nase. »Isabel war total in ihn verschossen. Und ich glaube, wenn er mit ihr zusammen war, dann war er auch in sie verliebt. Aber als sie in den Vereinigten Staaten studierte, gingen seine Interessen andere Wege. Ich hatte das vorausgesehen, aber Isabel hat es schwer getroffen. Ich glaube, es war gut, daß sie nicht geheiratet haben.«

Da konnte ich ihr nur aus vollem Herzen zustimmen.
»Allerdings weiß ich nicht, ob ich wirklich für sie in Frage komme«, sagte ich.

»Als Freund?« In Cordelias Augen lag ein verschmitzter Ausdruck. »Ganz bestimmt, wenn sie bei klarem Verstand ist. Und das ist sie.«

»Warten wir es ab.«

Wir sprachen viel an diesem Wochenende, Fernando, Cordelia und ich. Allmählich fühlte ich mich schon als Teil der Familie Pereira. Doch Cordelias Worte hatten mich zugleich beunruhigt und ermutigt. Manchmal kam es mir so vor, als würde ich Isabel kaum kennen. Jetzt war sie schon länger in Gefangenschaft, als unsere Bekanntschaft vorher gedauert hatte. Wenn wir sie lebend freibekamen, würde unsere Beziehung dann eine Zukunft haben? Natürlich konnte ich nicht sicher sein. Aber so, wie ich sie kennenge-

lernt hatte und wie unsere Beziehung begonnen hatte, war ich eigentlich ganz zuversichtlich. Sie mußte einfach heil aus diesem Alptraum herauskommen, damit ich es herausfinden konnte.

Am Sonntag hatten wir immer noch nichts von Euclides gehört. Uns blieben noch drei Tage.

Am Montag morgen ging Cordelia in den Hort. Dort angekommen, rief sie mich sofort in der Wohnung an. Euclides hatte im Hort bereits auf sie gewartet. Er hatte Isabel gefunden.

Abermals machten Nelson und ich uns auf den Weg zum Kinderhort. Wir trafen Euclides im gleichen Raum wie ein paar Tage zuvor. Diesmal war er viel gesprächiger, seine Augen glänzten unter dem Eindruck des Abenteuers. Sein Freund hatte nicht gewußt, wo Isabel versteckt gehalten wurde. Er kannte aber zwei der Entführer und hatte Euclides gezeigt, wo sie ihren Pick-up parkten, der stets mit irgendwelchem Gerümpel beladen war. Am Sonntag hatte sich Euclides auf der Ladefläche versteckt. Sie waren in die Hügel hinter Rio gefahren. Schließlich war der Wagen gleich hinter einem kleinen Dorf in einen staubigen Weg abgebogen und hatte vor einem verlassenen Bauernhaus gehalten. Euclides hatte sich den Namen des Dorfes gemerkt. Zu seinem Glück war er nicht bemerkt worden. Ansonsten hätte er den beiden Entführern verkaufen müssen, sagte er, daß er eine Mitfahrgelegenheit gebraucht hätte, um die Stadt zu verlassen. Ich hatte den Eindruck, daß er ein aberwitziges Risiko eingegangen war. Aber ich war auch froh, daß er es getan hatte.

Das Dorf hieß São Jose.

Euclides war bereit, uns den Ort zu zeigen. Wir fuhren mit Nelsons Wagen. Unterwegs hielt dieser an und kaufte eine Baseballkappe für mich, damit mein bleiches englisches Gesicht wenigstens halbwegs neugierigen Blicken entzogen war. Anderthalb Stunden fuhren wir nordwärts, vorbei an steilen, grünen Hügeln mit Wiesen und Wäldern, bevor wir das Dorf São Jose erreichten.

Es bestand aus einer Ansammlung weiß gestrichener Häuser mit orangefarbenen Dächern und hellblauen Türen, die sich am Ende des Tals zusammendrängten. Zu beiden Seiten grasten Schafe. Euclides dirigierte uns durch das Dorf hindurch, über eine Brücke und bedeutete uns anzuhalten. Ein provisorischer Schotterweg zweigte nach rechts ab und wand sich durch Schafweiden einen Hügel empor. Er führte an zwei kleinen Höfen vorbei und schien unmittelbar unterhalb der Hügelkuppe an einem alleinstehenden weißen Gebäude zu enden.

Dorthinauf zeigte Euclides und sagte: »La.«

Auf dem Rückweg nach Rio entbrannte eine heftige Diskussion.

»Wir müssen zur Polizei gehen«, sagte Nelson. »Wir haben keine andere Wahl. Heute ist Montag. Über das endgültige Schicksal von Dekker Ward wird am Mittwoch entschieden. Bis dahin muß sie frei sein.«

»Aber Sie wissen doch, was beim letzten Mal passiert ist«, widersprach ich. »Die Entführer haben einen Tip bekommen. Isabel ist beinahe umgebracht worden. Diesmal werden sie sie bestimmt töten.«

»Das Ganze ist nicht ohne Risiko, das weiß ich. Aber die Polizei von Rio hat viel Erfahrung in solchen Dingen.«

»Hören Sie doch auf! Ich wette, die stürmen das Haus, veranstalten jede Menge Budenzauber, legen die Entführer um und hoffen, daß Isabel es überlebt.«

»Glauben Sie mir, Nick, es kann klappen. Die Polizei wird das Überraschungsmoment nutzen.«

»Aber es gibt kein Überraschungsmoment. Irgend so ein gekaufter Polizist wird die Entführer vorab informieren.«

»Ich rede mit DaSilva. Wir werden der Polizei erst im letzten Augenblick erzählen, wer befreit werden soll. Ge- genwärtig sind ein Dutzend Entführungsopfer in Rio und Umgebung versteckt. Wenn also ein Polizist etwas verrät, weiß er nicht, auf wen wir es abgesehen haben. Und wenn er es erfährt, ist es zu spät.«

Schweigend fuhren wir weiter. Auf dem Rücksitz Euclides, der unserem Streit aufmerksam zuhörte, obwohl er kaum etwas verstand.

»Hören Sie«, sagte Nelson. »Ich weiß, wie Ihnen zumute ist. Aber wenn wir Isabel lassen, wo sie ist, wird sie wahrscheinlich umgebracht. Wenn die Polizei das Gebäude stürmt, um sie zu retten, hat sie eine bessere Chance. So einfach ist das. Wenn wir zurück sind, sprechen wir mit Luís, und dann rufe ich DaSilva an.«

Ich antwortete nicht. Ich wußte, er hatte recht. Was wir auch taten, wir konnten nicht ausschließen, daß Isabel getötet wurde. Daran gab es nichts zu deuteln. Ich konnte nur untätig warten, bis Luís die logischste Entscheidung traf: die Polizei einzuschalten.

Natürlich hatte das die ganze Zeit im Raum gestanden,

während wir nach Isabel gesucht hatten. Stets waren wir von der unausgesprochenen Voraussetzung ausgegangen, daß wir sie befreien könnten, sobald wir sie gefunden hätten. Aus der Vorstellung, sie zu finden, hatten wir unsere Hoffnung gezogen. Jetzt, da wir wußten, wo sie war, und eine gewaltsame Befreiungsaktion unvermeidlich erschien, standen uns mit einem Mal die Risiken sehr konkret vor Augen.

Ich dachte an Ricardo und Eduardo und wurde von unbändiger Wut gepackt. Die beiden waren verantwortlich für diese Situation. Zusammen mit Francisco. Er hatte auch ein Kind. Was würde er wohl empfinden, wenn sein Sohn in diesem Bauernhaus säße und noch ein oder zwei Tage zu leben hätte?

Natürlich!

»Nelson, ich habe eine Idee.«

Er seufzte. »Schon wieder. Uns bleibt keine Zeit mehr für Ihre Ideen.«

»Nein, hören Sie zu. Diese wird funktionieren.«

NEUNUNDZWANZIG

Wir waren ein bunt zusammengewürfeltes Team. Cordelia saß in der Wohnung ihres Vaters am Telefon. Nelson, sein Partner Ronaldo, Euclides und ich hockten im Auto, genauer, in einem der beiden Wagen, die Nelson am Abend zuvor von einem ihm bekannten Autodieb gekauft hatte. Und Luís saß im Savoy Hotel in London und betete, daß wir Erfolg hatten. Nelson, Ronaldo und ich hatten Revolver. Euclides hatten wir unter der Bedingung mitgenommen, daß er seinen geliebten Revolver zu Hause ließ. Vielleicht würde sich der Junge als nützlich erweisen.

Ich hatte noch nie eine Handfeuerwaffe bei mir getragen. Sie steckte unter einem weiten Sweatshirt im Gürtel meiner Jeans. Hart und schwer spürte ich sie am Körper. Zuerst war das Metall kalt gewesen, hatte sich aber unter dem Einfluß der Körpertemperatur erwärmt. Nelson hatte mir kurz gezeigt, wie man sie bedient, mir aber auch ans Herz gelegt, nur im äußersten Notfall zu schießen.

Ich hatte Angst. Jetzt stand nicht nur Isabels, sondern auch mein Leben auf dem Spiel. Gleichzeitig war ich aber auch wie elektrisiert. Zum erstenmal konnte ich handeln und durch mein Handeln zu ihrer Befreiung beitragen. Nelson wirkte kaltblütig und entschlossen. Ronaldo blickte stoisch vor sich hin. Er war mager, mit einem zerknitterten

Gesicht und einem spärlichen Schnurrbart. Er war ein ehemaliger Kollege von Nelson bei der Polizei von Rio.

Den Wagen stellten wir in einiger Entfernung von Franciscos Villa ab. Es war keine sorgfältig geplante Aktion. Mußte es auch nicht sein. Entscheidend war nur, daß sie rasch über die Bühne ging. Wir brauchten unsere Identität nicht geheimzuhalten und keine Entdeckung zu fürchten. Es war nicht damit zu rechnen, daß die Polizei eingeschaltet werden würde. Aber wir mußten eine rasche Entscheidung erzwingen.

Es war Dienstag morgen. Die Sonne stand noch so niedrig am brasilianischen Winterhimmel, daß sie lange Schatten über die Straße warf. Um halb sieben öffneten sich wie gewöhnlich die Torflügel vor Franciscos Haus und ließen einen kleinen grauen Renault heraus. Die Straße war wenig befahren. Trotzdem, irgend jemand würde das Geschehen sicherlich beobachten, aber Nelson war sich absolut sicher, daß der durchschnittliche brasilianische Autofahrer einfach weiterfahren würde.

Als der Renault nach links abbog und den Hügel hinunterfuhr, startete Nelson den Wagen und ließ ihn quer über die Straße schießen. Er krachte in den anderen Wagen hinein und schleuderte diesen gegen die Mauer. Beim Aufprall schnitt mir der Sicherheitsgurt in Brust und Schultern. Rasch löste ich ihn und sprang aus dem Auto. Nelson hatte die Tür des Renaults bereits aufgerissen. Francisco *filho* hatte keinen Sicherheitsgurt angelegt gehabt und war mit dem Gesicht aufs Lenkrad geknallt. Er war benommen, Blut rann ihm aus dem Mund. Ronaldo und Nelson zogen ihn aus dem Renault, während ich zu dem anderen Wagen

lief, den wir wenige Meter entfernt geparkt hatten. Euclides hatte schon den Kofferraum geöffnet. Wir hatten den jungen Mann verstaut, ehe dieser wußte, wie ihm geschah. Dann saßen wir im Auto und gaben Gas.

Ich hatte bemerkt, daß mehrere Autos vorbeigefahren waren, aber wie von Nelson prophezeit, war keines stehengeblieben. Auch aus Franciscos Haus weiter oben war niemand auf die Straße gelaufen.

Ronaldo fuhr schnell und sicher durch Rios Morgenverkehr, ein typischer Ayrton Senna. Nelson teilte Cordelia über Handy mit, daß wir den Jungen hatten.

Der Wagen schaukelte und ruckte, vor allem dann, wenn wir an einer Ampel hielten. Im Fond sitzend, konnte ich erstickte Schreie hören. Doch die *Cariocas* auf dem Weg zu ihrem Arbeitsplatz schienen sie nicht wahrzunehmen, oder wenn sie es denn taten, dann schenkten sie diesen Geräuschen keine größere Beachtung.

Die Fahrt durch Rio schien eine Ewigkeit zu dauern. Obwohl wir uns meist entgegengesetzt zum morgendlichen Berufsverkehr bewegten, hatten wir mit einer langsamen Fahrt gerechnet. Nichtsdestotrotz zerrte sie zusätzlich an unseren Nerven. Verkrampft hockte ich im Fond, die Hände fest zusammengepreßt. Im Gürtel bohrte sich mir der Revolver in die Rippen. Nelson und Ronaldo, die vorn saßen, schienen vollkommen ruhig zu sein. Euclides neben mir hatte glänzende Augen und lächelte verzückt. Keiner von uns sagte ein Wort.

Eine Stunde später begannen wir endlich, Rio hinter uns zu lassen. Nelsons Handy schnurrte. Er meldete sich, sprach einige Sekunden lang hinein und klappte es dann zu.

»Cordelia hat sich mit Francisco in Verbindung gesetzt.«

»Was hat er gesagt?«

»Er sagt, er brauchte Zeit zum Nachdenken. Das Ganze könnte ja eine Finte sein. Wenn wir ihn hätten töten wollen, hat Cordelia daraufhin geantwortet, hätten wir es einfacher haben können. Zehn Minuten hat sie ihm gegeben.«

Himmel! Francisco mußte sofort reagieren. Auf langwierige Verhandlungen konnten wir uns nicht einlassen. Den Familien von Entführungsopfern wurde immer wieder geraten, nach Möglichkeit nicht auf die Anfangsforderrungen von Entführern einzugehen. Francisco würde das sicherlich wissen. Aber wir verlangten ja kein Geld von ihm. Er sollte sich lediglich an eine bestimmte Stelle begeben und dort eine Nachricht entgegennehmen.

Quälend langsam verstrichen die zehn Minuten. Tatsächlich waren fünfzehn vergangen, als Cordelia zurückrief.

Nelson lauschte und grinste dann. »Er ist darauf eingegangen«, sagte er. »Er nimmt sein Handy mit, so daß Cordelia mit ihm in Verbindung bleiben kann.«

Mittlerweile befanden wir uns außerhalb der Stadt und fuhren in Richtung Berge. Nach einer halben Stunde erreichten wir ein einsames Stück Straße ungefähr zwanzig Kilometer von São Jose entfernt. Wir hielten auf dem Seitenstreifen, so daß wir die Straße bis hin zu einer Tankstelle überblicken konnten, die das vertraute Orange-Grün von Petrobras zeigte. Cordelia würde Francisco anweisen, auf deren Vorplatz zu halten und auf weitere Instruktionen zu warten. Die beiden Tankwarte hatten reichlich Geld erhalten und würden für einen Tag blind sein für die Unbill dieser Welt.

Wir zogen Francisco junior aus dem Kofferraum, ließen ihn etwas Wasser trinken, knebelten ihn, banden ihm die Hände auf den Rücken und verstauten ihn wieder im Kofferraum.

Die Wange, mit der er auf das Steuerrad des Renaults geschlagen war, als wir ihn gerammt hatten, war geschwollen, aber sein Mund hatte aufgehört zu bluten. Seine Augen waren weit aufgerissen vor Angst, und er flehte uns auf portugiesisch an. Der Junge tat mir leid. Was konnte er dafür, daß Francisco sein Vater war? Doch wenn alles glatt lief, würde er bald frei sein.

Wir warteten. Ronaldo rauchte eine Zigarette nach der anderen, und Nelson ließ sich zwei von ihm geben.

»Ich wußte gar nicht, daß Sie rauchen«, sagte ich.

»Ich auch nicht«, erwiderte er.

Cordelia rief an und teilte uns mit, daß Francisco noch etwa zwei Kilometer von unserer Position entfernt sei. Sie hatte ihm erst gesagt, wo er halten sollte, als er schon fast da war.

Nelson holte ein Fernglas hervor und begann, die Tankstelle zu beobachten.

Nach fünf Minuten fuhr ein blauer Wagen vor. Er hielt auf dem Vorplatz. Der Tankwart, der ans Seitenfenster getreten war, wurde offenbar weggeschickt. Niemand stieg aus, aber ich konnte sehen, daß es nur einen Insassen gab. Wir warteten noch weitere zehn Minuten, um auch ganz sicherzugehen, daß Francisco wirklich allein gekommen war. Dann ließ Ronaldo den Motor an und fuhr den Hügel hinunter.

Als wir uns der Tankstelle näherten, konnten wir Fran-

cisco auf dem Vordersitz seines Wagens erkennen. Erst blickte er auf die Uhr und dann in unsere Richtung. Ronaldo bog auf den Vorplatz ein und brachte unseren Wagen neben dem von Francisco zum Halten.

Nelson und ich stiegen aus, Francisco tat es uns nach. Er schwitzte. Große Schweißperlen glänzten auf seiner kahlen Stirn. Nelson hatte er noch nie gesehen, doch mich erkannte er sofort. Er wollte etwas sagen, verkniff es sich dann aber lieber. Ihm war noch immer nicht klar, wieviel wir wußten.

»Vielen Dank, daß Sie gekommen sind«, sagte ich. »Haben Sie etwas dagegen, wenn wir Sie und Ihren Wagen etwas genauer in Augenschein nehmen?«

»Natürlich!« protestierte Francisco, aber Nelson ließ den viel schwereren Mann gegen das Auto gestützt Aufstellung nehmen und tastete ihn ab. Francisco wehrte sich nur kurz und ergab sich dann in sein Schicksal. Ich beugte mich vor und durchsuchte rasch das Auto. Im Handschuhfach fand ich einen Revolver, den ich Ronaldo reichte.

Als Nelson fertig war, wandte sich Francisco um und blickte uns finster an. »Wo ist mein Sohn?« fragte er.

Nelson bedeutete Francisco, ihm zu unserem Wagen zu folgen, wo er den Kofferraum öffnete. Francisco junior warf sich hin und her und keuchte, doch als er seinen Vater sah, hielt er inne und blickte ihn aus vor Schreck geweiteten Augen an.

»Da kann er doch nicht liegenbleiben! Lassen Sie ihn raus!« stöhnte Francisco.

»Das werden wir«, sagte ich. »Wenn es soweit ist. Doch zuerst kommen Sie mit uns. Wir nehmen Ihren Wagen.«

Ich setzte mich mit Francisco nach hinten und wartete, während Nelson dem Tankwart noch schnell ein paar zusätzliche Scheine zusteckte. Dann kletterte er hinters Steuer und fuhr los. Hinter uns folgten Ronaldo und Euclides mit dem anderen Wagen, in dessen Kofferraum sich noch immer Francisco junior befand.

Wir fuhren den Weg zurück, den wir und Francisco gekommen waren, und bogen nach ein paar Kilometern links in Richtung São Jose ab. Francisco betrachtete die Straße vor uns mit finsterem Blick, die Lippen zu einem dünnen Strich zusammengepreßt. Sein Hemd und seine Stirn waren schweißnaß. Aber er sagte nichts.

Je weiter wir in die Hügelkette vordrangen, desto grauer wurde der Himmel. Schließlich verschwand die Sonne ganz hinter den Wolken. Wir fuhren ein breites Tal hinauf, in dessen Mitte ein Fluß talwärts stürzte. Zu beiden Seiten lagen Äcker und Wiesen, und alle paar Kilometer kamen wir durch ein Dorf. Weiter oben wurde der Baumbewuchs dichter. Ich fühlte mich an den Tijuca-Wald erinnert, durch den ich nachts mit verbundenen Händen gestolpert war.

Bald hatten wir São Jose erreicht und bogen links in den schmalen Weg ein, den uns Euclides am Tag zuvor gezeigt hatte. Wir fuhren am zweiten der beiden Bauernhöfe vorbei und hielten. Über uns, nach etwa vierhundert Metern am Ende der Straße, lag das weiße Gebäude, in dem Isabel gefangengehalten wurde. Darüber wurden die Wiesen von Bäumen und nacktem Fels abgelöst, und das Tal ging in den Berghang über.

Ich öffnete die Wagentür und forderte Francisco zum Aussteigen auf.

Hier oben war es kühler. Das Gras und der spärliche Schotter der Straße glitzerten feucht. Wenige Schritte vor uns brauste ein reißender Sturzbach unter einer kleinen Brücke zu Tal und trug die Wassermassen, die ihm die Regenfälle der letzten Tage zugeführt hatten, in den Atlantik. Es gab nur wenige Geräusche, das gequälte Röhren eines Lastwagenmotors unten auf der Straße nach São Jose, das eilige Rauschen des Wassers und das gelegentliche Blöken eines der verwilderten Schafe, die etwas weiter oben weideten. Im Bauernhaus hinter uns war es still, und auch in dem Gebäude über uns konnten wir kein Zeichen von Leben wahrnehmen. Zwei große schwarze Rabenvögel kreisten über ihm, als wollten sie es für uns erkunden.

»In dem Haus dort oben wird Isabel Pereira gefangen gehalten«, sagte ich. »Wir möchten, daß Sie sie freilassen.«

Francisco, der seit unserem Aufbruch von der Tankstelle geschwiegen hatte, glaubte noch immer, protestieren zu müssen.

»Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich mit der Entführung nicht das Geringste zu tun habe! Ich kann nichts für das Mädchen tun. Geben Sie mir meinen Sohn zurück, und lassen Sie uns auf der Stelle gehen.«

»Oh, nein, Francisco«, sagte ich, bemüht, nicht die Beherrschung zu verlieren. »Sie gehen jetzt dort hinauf und sagen den Männern, daß sie Isabel freilassen. Ihr Sohn bleibt hier. Sobald ich sehe, daß sie den Hügel herabkommt, schicken wir ihn ihr entgegen. Sie haben unser Wort darauf, daß die Polizei kein Wort von alledem erfahren wird. Sie und wer auch immer dort oben sein mag, brauchen keinerlei Konsequenzen zu fürchten.«

»Sie hören mir einfach nicht zu!« schrie Francisco. »Ich weiß überhaupt nichts von der Sache.«

Ich unterbrach ihn. »Irgendwie werden Sie sie schon dazu bringen, Isabel freizulassen. Ach ja, noch etwas. Sollte Isabel nicht binnen weniger Minuten auf dem Weg zu uns nach unten sein, verschwinden wir. Mit Ihrem Sohn.«

»Was haben Sie mit ihm vor?«

»Darüber wird Isabels Vater befinden, sobald er zurück ist. Ich glaube nicht, daß Sie ihm sehr sympathisch sind. Er wird wohl nicht viel Mitgefühl aufbringen. Gehen Sie jetzt!«

Ich stieß Francisco vorwärts in Richtung des Hauses.

Rasch stieg er mit weit ausholenden Armbewegungen zu beiden Seiten seines massigen Rückens den Hang empor. Als er das Haus erreichte, öffnete sich die Eingangstür, und er verschwand im Inneren.

Das war ein gutes Zeichen. Es bedeutete, daß, wer auch immer sich im Haus befand, Francisco kannte. Obwohl ich Franciscos Proteste nicht wirklich ernstgenommen hatte, war doch stets ein Rest von Zweifel geblieben, ob er wirklich etwas mit Isabels Entführung zu tun hatte oder ob wir womöglich einen entsetzlichen Fehler begingen.

Nelson zog Francisco *filho* aus dem Kofferraum und ließ ihn mitten auf dem Weg, mit dem Gesicht zum Bauernhaus, Aufstellung nehmen.

Wir warteten – Ronaldo, Nelson, ich und der verängstigte Junge.

Den beiden großen schwarzen Vögeln hatten sich ein paar weitere hinzugesellt. Vom Dorf kam ein Trecker herauf, bog aber in Richtung des ersten Hofes unter uns ab.

Wir standen hier ziemlich exponiert, den Blicken der Einheimischen preisgegeben, und auch einer etwaigen Verstärkung schutzlos ausgeliefert, die die Entführer möglicherweise herbeirufen würden.

Ich ließ die Tür des Gebäudes nicht aus dem Auge. Die Bezeichnung »Bauernhaus« war eigentlich etwas zu hochgegriffen für das Gebäude. Kate traf die Sache wohl eher. Auf jedem der beiden Stockwerke konnten sich nicht mehr als ein oder zwei kleine Räume befinden. Die weiße Farbe war weitgehend abgeblättert und ließ den Mörtel darunter zum Vorschein kommen. Ich fragte mich, wie es wohl war, dort zwei Monate lang eingesperrt zu sein. Ein roter Pickup stand neben dem Gebäude, wahrscheinlich das Fahrzeug, in dem Euclides sich versteckt hatte.

Meine Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Es war nicht nur die vordergründige Angst um Isabel, obwohl die natürlich schlimm genug war. Es war auch der Umstand, daß ich nun nach so langer Zeit kurz davor war, sie wiederzusehen. In welcher Verfassung würde sie sich nach so langer Gefangenschaft befinden? Würde sie körperlich unversehrt sein? Würde sie psychische Schäden davongetragen haben? Und wie war es mit mir? Was würde sie empfinden, wenn sie mich wiedersah? Würde es irgendeine Bedeutung für sie haben? Es war ein egoistischer Gedanke. Aber meine Angst rührte, wie ich erkannte, zum Teil daher, daß nach all den Anstrengungen, sie zu befreien, am Ende die große Enttäuschung auf mich warten könnte – die Erkenntnis, daß ich ihr nichts bedeutete.

Wo war sie? Ich blickte auf die Uhr. Die zehn Minuten waren um. Ein paar Minuten hatte Francisco gebraucht,

um den Hügel zu erklimmen. Trotzdem hätte sie schon längst erschienen sein müssen.

Ich blickte Nelson an.

»Was halten Sie davon?«

Er blickte auf die Uhr. »Lassen wir ihnen noch ein bißchen Zeit. Vielleicht müssen sie sich erst mal einig werden. Zu lange dürfen wir hier aber nicht bleiben. Sonst begegnen wir auf dem Weg nach unten dem Rest der Bande.«

Besorgt blickte ich den Weg hinunter nach São Jose. Der Verkehr war spärlich. Doch gelegentlich fuhr ein Auto herauf oder hinunter. Niemand konnte wissen, ob es die Freunde der Entführer waren. Doch wenn sie aus Rio kamen, und davon war auszugehen, dann brauchten sie geräume Zeit für den Weg.

Eine Viertelstunde. Noch immer nichts von Isabel zu sehen. Zu dumm, daß wir Francisco nicht veranlaßt hatten, sein Handy mitzunehmen. Dann hätten wir ihn jetzt anrufen und in Erfahrung bringen können, was los war.

Ich begann, darüber nachzudenken, welche Möglichkeiten wir noch hatten, wenn wir ohne Isabel abziehen mußten. Auch dann wäre noch nicht alles verloren. Immerhin hatten wir noch Francisco *filho*. Solange er in unserer Gewalt war, hatte Isabel nichts zu befürchten. Doch eine längere Pattsituation wäre schwer durchzuhalten, nicht nur psychologisch. Francisco und seine Männer wußten, wer wir waren. Sie würden nach uns und dem Jungen suchen und sicherlich nicht davor zurückschrecken, wesentlich brutalere Methoden anzuwenden als wir. Nein, das mußten wir, wenn irgend möglich, vermeiden.

Erneut warf ich Nelson einen fragenden Blick zu. Er

zuckte mit den Achseln. Francisco *filho* biß sich auf die Lippen. Er war genauso unruhig wie wir. Armer Kerl.

Dann weiteten sich seine Augen. Ich blickte den Hügel hinauf. Die Tür zur Kate öffnete sich. Jemand wurde herausgestoßen. Zarte, lange Haarsträhnen, die ihr der Wind ins Gesicht blies: Isabel.

Sie richtete sich auf und begann, langsam den Hügel herunterzuschreiten.

Ich blickte zu Nelson hinüber, der Francisco *filho* einen kräftigen Stoß in den Rücken gab. Dieser stolperte vorwärts in Richtung Kate.

Wie gesagt, es mochten etwa vierhundert Meter zwischen uns und dem Gebäude liegen. Obwohl Francisco *filho* bergauf ging, kam er rascher voran, so daß er bald weiter von uns entfernt war als jene von der Kate.

Plötzlich spuckte die Türöffnung der Kate einen Mann aus, der den Hügel hinabzulaufen begann. Er war groß, geschmeidig und schnell. Francisco erschien ebenfalls in der Tür und lief laut rufend hinter diesem her.

»Lauf, Isabel!« schrie ich.

Sie hielt inne, blickte auf, wandte sich um, sah den Mann auf sich zukommen und begann, ihren Schritt zu beschleunigen. Francisco *filho* reagierte schneller. Er setzte sich sofort in Trab.

Verdamm! Ich konnte den Jungen nicht niederschießen. Aber wenn ich ihn laufen ließ, verloren wir jede Chance, Isabel zu befreien. Ich mußte ihn erreichen, bevor der Kidnapper bei ihm war, der sich, in großen Sprüngen den Berg herabkommend, bedrohlich näherte.

Ich sprintete los.

Hinter mir hörte ich zwei Schüsse. Offenbar hatte Nelson auf den Jungen gefeuert, denn ich sah links von diesem die Erde aufspritzen. Es waren Warnschüsse. Leider veranlaßten sie den Jungen nur, noch schneller zu laufen.

Jedoch nicht so schnell wie ich. Ich hatte einiges aufzuholen, kam ihm aber rasch näher, wobei sich die Pistole, die in meinem Gürtel steckte, mir mit jedem Schritt tief in meine Leistengegend bohrte. Der Junge hatte keine Kraft in seinen langen, von der Fahrt im Kofferraum geschwächten Beinen, daher machte ihm die Steigung schwer zu schaffen. Seine Hände waren noch immer gebunden, und der Knebel erschwerte ihm das Atmen. Weiter oben hatte der Mann Isabel jetzt erreicht und warf sie zu Boden. Als die beiden sich wenige Meter vor uns erhoben, hechtete ich vorwärts und packte den Jungen am Knöchel. Er stolperte, ich warf mich auf ihn, zog die Pistole und hielt sie ihm an die Schläfe. Ein deutlich hörbares Klicken ertönte, als ich die Waffe entsicherte.

Schreckensstarr lag er unter mir, nur seine Brust pumpte heftig. Den Revolver an seinen Schädel gepreßt, blickte ich zu Isabel hinüber. Sie war jetzt wieder auf den Beinen. Der Mann hatte den linken Arm um ihren Hals geschlungen und hielt ihr mit der Rechten eine Pistole an den Kopf. Er atmete schwer. Verängstigt blickten mich ihre braunen Augen an. Einen Augenblick hielt ich ihren Blick fest, versuchte, ihr Zuversicht zu signalisieren und ihr zu verstehen zu geben, daß sie bald frei sein würde. Doch dann wurde sie von dem Mann rückwärts den Hügel empor gezerrt. Er war zwischen dreißig und vierzig und sah drahtig und entschlossen aus.

»Halt!« rief ich. »Der Austausch kann immer noch stattfinden.«

»Nein! Ich nehme sie mit!« Damit zog er Isabel weiter den Hügel hinauf.

Die Stimme war tief und bestimmt. Ich hätte sie überall wiedererkannt: Zico.

Ich riß Francisco *filho* hoch. »Lassen Sie sie frei!« rief ich. »Wir lassen Sie ziehen.«

»Woher weiß ich das? Vielleicht wartet die Polizei schon auf uns. Nein, Isabel kommt mit!«

Weiter und weiter zerrte er sie den Hügel empor. Ich folgte mit dem Jungen in einigem Abstand. Oben erblickte ich Francisco und einen anderen Mann, der fast noch wie ein Kind aussah. Einer der Entführer, vermutete ich.

Langsam näherten wir uns der Kate und dem roten Pick-up.

»Halt!« sagte ich. »Oder ich erschieße ihn!«

»Nein!« schrie Francisco.

Zico lachte. »Nur zu. Mir ist das egal. Er ist nicht mein Sohn.«

Spöttisch blickte er mich an. Natürlich dachte ich nicht im Traum daran, den Jungen zu erschießen. Ich ließ ihn los und die Hand mit dem Revolver sinken. Der Junge lief zu seinem Vater.

Zico zog Isabel zum Pick-up. Sie blickte zurück, hilflos und flehend, als wollte sie mich bitten, irgend etwas für ihre Rettung zu tun.

Verdammst! Da war sie, nur wenige Schritte von mir entfernt. Die Euphorie, die ich empfunden hatte, als ich sie aus dem Gebäude hatte kommen sehen, wich unerträglicher

Furcht. Zum Greifen nah stand sie vor mir, und nun schickte sich Zico an, einfach mit ihr fortzufahren. Ich konnte nicht riskieren, auf ihn zu schießen. Er würde erst sie und dann mich töten. Die einzige Erfahrung, die ich mit einer Handfeuerwaffe hatte, bestand in den fünf Minuten Unterweisung, die ich von Nelson bekommen hatte. Der Revolver lag schwer und nutzlos in meiner Hand.

Wenn Zico mit ihr entkam, was dann? Möglicherweise brachte er sie um. Vielleicht ließ er sie laufen, wenn er sie nicht mehr brauchte. Oder er verlangte wieder ein Lösegeld für sie. Noch hatte sie eine Chance. Also hieß es, Ruhe bewahren und ihn gehen lassen. Solange ich nichts unternahm, würde ihr nichts passieren.

Dann sah ich, daß sich etwas hinter dem Pick-up bewegte. Magere, braune Gliedmaßen huschten über den Boden zu einem Wasserbehälter. Sekundenbruchteile später tauchten dahinter ein Kopf und ein kurzer stählerner Lauf auf. Euclides! Und er hielt die Waffe in der Hand, die er vor Tagen von Nelson bekommen hatte. Wo zum Teufel hatte er die auf einmal her? Er mußte sie irgendwo versteckt haben. Oh, Scheiße! Das letzte, was wir jetzt gebrauchen konnten, war die verrückte Heldentat eines Zwölfjährigen. Das würde irgend jemanden das Leben kosten, höchstwahrscheinlich Isabel.

Zico ließ mich nicht aus den Augen, als er sich dem Pick-up näherte. Rasch richtete ich meine Augen wieder auf ihn, damit er nicht merkte, daß ich etwas hinter seinem Rücken gesehen hatte. Langsam näherte ich mich den beiden.

»Bleiben Sie stehen!« rief er.

Ich tat, wie mir geheißen.

In seinem Rücken lief Euclides vom Wasserbehälter zum Pick-up. Ich weiß bis heute nicht, was er eigentlich vorhatte. Sich darin verstecken, wahrscheinlich, um Zico später zu überraschen. Statt dessen trat er auf ein Stück Wellblech, das fürchterlich schepperte. Zico wirbelte herum. Euclides hielt inne und stand ohne jede Deckung. Er richtete seine Waffe auf Zico, zögerte aber, vermutlich aus Furcht, Isabel zu treffen. Ein schattenhaftes Wischen, als Zico seinen Revolver von Isabels Schläfe nahm und auf Euclides richtete. Zwei Schüsse krachten. Euclides stieß einen schrillen Schrei aus.

Mir blieb keine Zeit zum Nachdenken. Instinkтив hob ich den Arm und richtete ihn auf Zico. Über den kurzen Lauf hinweg sah ich direkt in Isabels angsterfüllte Augen. Ich ruckte etwas nach links und drückte ab, als Zico im Bezugstand stand, sich wieder mir zuzuwenden. Die Kugel traf ihn in die rechte Schulter und riß seinen Arm zurück. Wie ein Kreisel drehend, landete sein Revolver auf dem Boden.

Er ließ Isabel los, um die Waffe aufzuheben. Ich setzte zum Sprung an, um ihn daran zu hindern, als ein weiterer Schuß ertönte. Zicos Kopf flog zur Seite, dann brach er zusammen.

Euclides lag auf dem Boden, den Revolver noch immer auf den nunmehr regungslosen Körper Zicos gerichtet. Er lächelte stolz. In Höhe seiner Brust zeichnete sich ein großer dunkler Fleck im Gras ab.

Ich lief zu Isabel, die am Boden kauerte und schluchzte.

»Bist du okay?«

Sie sah auf, und auf ihrem tränenverschmierten Gesicht

breitete sich ein Lächeln aus, jenes Lächeln, das ich mir in den letzten Wochen so häufig vorgestellt hatte. Sie nickte.

Daraufhin wandte ich mich um und rannte zu der Stelle, wo Euclides zu Boden gegangen war. Er lag in einer Blutlache, die sich unaufhaltsam ausbreitete. Irgendwo unter ihm schien es eine sprudelnde Quelle zu geben. Ich zögerte, unschlüssig, was zu tun sei. Euclides mühte sich, die Augen offenzuhalten. Seine Lippen bewegten sich. Ich beugte mich zu ihm hinunter, um ihn zu verstehen.

»Ich getroffen, Boß«, flüsterte er.

»Ja, du hast ihn getroffen«, sagte ich.

Ich drehte seinen schmächtigen Körper auf den Rücken und versuchte, mit seinem dünnen Hemd die Blutung zu stillen. Die Kugel hatte ein großes Loch in seine Brust gerissen. Es war hoffnungslos. Binnen einer Minute war sein Leben im feuchten Gras versickert.

DREISSIG

Isabel kauerte neben mir im Fond des Wagens und blickte wie abwesend auf die Straße vor uns. Ronaldo fuhr uns zurück nach Rio und überließ es Nelson, Ordnung in das Chaos zu bringen, das wir zurückgelassen hatten.

Und es war ein ziemliches Chaos. Nelson und ich hatten beschlossen, Francisco und seinen Sohn laufen zu lassen. Schließlich hatten wir ihm das versprochen, als wir Isabels Austausch ausgehandelt hatten, und er hatte seinen Teil der Abmachung eingehalten. Zico war im letzten Augenblick hinter Isabel hergelaufen. Außerdem hätte der Versuch, Francisco für die Entführung verantwortlich zu machen, erhebliche Schwierigkeiten mit den Behörden bedeutet. Wir hielten es für das beste, die Angelegenheit so diskret wie möglich aus der Welt zu schaffen. Allerdings hatte Nelson versprochen, Euclides' Leichnam mitzubringen, damit er richtig bestattet werden konnte.

Trotz der Strapazen, die sie hinter sich hatte, sah Isabel nicht allzu mitgenommen aus. Sie war etwas abgemagert. Aber das fiel kaum auf. Etwas blasser war sie. Wahrscheinlich, weil sie wochenlang keine Sonne gesehen hatte. Und sie wirkte etwas zerbrechlicher. Im großen und ganzen aber schien sie unversehrt zu sein.

»Alles in Ordnung mit dir?« fragte ich.

Sie sah mich an, lächelte und griff nach meiner Hand.

»Ich bin okay«, sagte sie. »Und überglücklich, daß ich endlich frei bin.«

Es gab soviel zu sagen, soviel zu fragen, aber ich wollte ihr Zeit lassen und hielt den Mund.

»Wo ist mein Vater?« fragte sie.

»In London.«

»In London?« Sie hob die Augenbrauen.

»Ja, es ist eine lange Geschichte. Aber Cordelia wartet in der Wohnung.«

»Wie geht es ihr? Ich meine ...«

Ich lächelte. »Keine Sorge, es geht ihr gut. Sie wird jeden Tag voluminöser.«

Isabel lächelte. »Gut.« Und nach einer kleinen Pause: »Hat er ein Lösegeld bezahlt?«

»Auch das ist eine lange Geschichte.«

»Erzähl sie mir!«

»Das hat Zeit bis später, wenn du dich ein bißchen ausgeruht hast.«

»Nein, erzähl sie mir jetzt. Das waren nämlich meine Gedanken während der letzten zwei Monate: Was geschieht zu Hause? Also, erzähl schon!«

Ich ließ kein Detail aus. Von den ersten Lösegeldforderungen, der langen Funkstille nach der gescheiterten Polizeiaktion und von den veränderten Forderungen, nachdem ich Bloomfield Weiss vorgeschlagen hatte, Dekker Ward zu übernehmen. Ich berichtete ihr auch von meiner Vermutung, daß Ricardo und Eduardo sich zunächst mit Francisco geeinigt hatten, Martin Beldecos umbringen zu lassen, und dann unsere Entführung inszeniert hatten, um die Entdek-

kung von Franciscos Geldwäsche zu verhindern. Auch die Entführung von Franciscos Sohn verschwieg ich nicht.

Mit wachsendem Erstaunen hatte sie zugehört. »Also steckt Ricardo hinter allem?« fragte sie ruhig.

Ich nickte: »Ich fürchte, ja.«

Sie blickte zum Fenster hinaus, wo Rios Vororte langsam vorbeiglitten. »Dieser Mistkerl!« flüsterte sie leise. Dann blickte sie mich an. »Es sieht so aus, als hättest du ihn richtig eingeschätzt.«

»Im Augenblick ist es mir ziemlich egal, wer recht oder unrecht hat«, sagte ich. »Ich freue mich einfach, daß du lebst.«

Sie drückte mir die Hand. »Danke. Danke für alles, was du für mich getan hast.«

Als wir die Wohnung erreichten, gab es kein Halten mehr. Cordelia drückte ihre Schwester lange und innig an sich. Maria tanzte vor Freude und war ganz außer sich. Und auch Fernando war da. Der Freudentaumel riß Isabel aus ihrer Lethargie, in die sie nach ihrer Befreiung gefallen war. Sie wurde lebhafter. Minuten später telefonierte sie bereits mit Luís im Savoy in London. Tränen flossen, und die portugiesischen Worte sprudelten mit einem wahnwitzigen Tempo hervor. Ich betrachtete das Ganze mit einem zufriedenen Lächeln.

Der Wermutstropfen war Euclides. Die Nachricht von seinem Tod hatte Cordelia sehr erschüttert. Auch mir war das Herz schwer. Am wenigsten wäre wohl der Junge selbst überrascht gewesen. Ich nehme an, er hatte nie damit gerechnet, sehr alt zu werden. Cordelia hatte recht, er war ein tapferer Bursche gewesen. Er hatte töricht gehandelt, als er

Nelsons Waffe mitnahm und versuchte, Zico zu erwischen. Aber er war erst zwölf. Wie sollte man ihm einen Vorwurf daraus machen? Er hatte versucht, Cordelias Schwester zu retten und uns zu imponieren. Er war mit der Waffe in der Hand gestorben, nachdem er gerade einen üblen Burschen umgelegt hatte. In Euclides' Vorstellungswelt war das sicherlich ein guter Abgang. In Wirklichkeit war es ein vergeudetes Leben; ein Leben und ein Tod, an deren Sinnlosigkeit wir alle schuld waren: die brasilianische Regierung und die brasilianische Mittelschicht, die soviel Armut und Gewalttätigkeit zuließen, und, konkreter, Nelson, Cordelia und ich, die wir ihn bewaffnet und zu seinem letzten Abenteuer ermutigt hatten. Ich werde Euclides nie vergessen.

Isabel nahm ein langes Bad und berichtete uns dann von ihrer Gefangenschaft. Man habe gut für sie gesorgt. Die ersten zwei Wochen hätte man sie in einem Zelt in einem Kellergeschoß gefangen gehalten. Dann sei sie überstürzt in die Kate verfrachtet worden. Dort sei sie in einen Schuppen gesteckt und das einzige Fenster zugenagelt worden. Es sei warm und hell gewesen in ihrem Gefängnis, und sie hätte ausreichend zu essen und zu trinken bekommen. Einmal am Tag sei es ihr gestattet worden, sich zu waschen. Außerdem hätte man ihr ein Radio, Bücher und Zeitungen zur Verfügung gestellt. Ihre Entführer hätten stets Masken getragen, bis auf den letzten Tag, als sie Zico zu sehen bekam. Aber sie hätte schnell gelernt, sie an den Stimmen zu unterscheiden. Offenbar hatte es fünf Entführer gegeben, die sie im Wechsel bewacht hatten.

Gleich zu Beginn sei sie zu der Erkenntnis gelangt, daß sie nur dann eine Chance zum Überleben hatte, wenn sie

mit ihren Kidnappern kooperierte. Oft habe sie diese nach Fortschritten in den Verhandlungen gefragt, aber auf ihre Fragen nie eine Antwort bekommen. Daß es überhaupt eine Kommunikation mit ihrem Vater gab, hatte sie nur der Frage entnommen, die sie beantworten mußte, damit die Entführer beweisen konnten, daß sie noch am Leben war. Bei der ersten, der Frage nach dem Namen ihres Lieblings-teddys, hatte sie lächeln müssen. Sie sei typisch gewesen für die Sentimentalität ihres Vaters, und sie erinnerte sie an die Geborgenheit ihrer Kindheit.

Doch sie hätte nie die Ruhe verloren. Sie wußte, daß Entführungen sich über Monate hinziehen konnten, und ihr war klar, daß ihr Vater eine Möglichkeit finden würde, das Lösegeld zu zahlen. Offenbar hatte sie sich weit weniger Sorgen um ihr Leben gemacht als wir.

Das alles erzählte sie uns in einer Mischung aus Eng-lisch, meinewegen, und Portugiesisch, Marias wegen. Doch als sie ihre Geschichte beendet hatte und die anderen sie mit einem Trommelfeuer von Fragen bestürmten, zog ich mich zurück. Schließlich gehörte ich trotz der langen Zeit, die ich mit diesen Menschen verbracht hatte, nicht wirklich zur Familie. Ich griff mir eine Flasche Bier, verzog mich auf den Balkon und betrachtete den Sonnenunter-gang, glücklich, daß Isabel endlich frei war.

Als mich eine Hand an der Schulter berührte, blickte ich auf.

»Hallo«, sagte Isabel.

»Hi.«

Sie beugte sich herab und küßte mich. Ihr Haar fiel mir ins Gesicht. Dann richtete sie sich auf und blickte aufs

Meer hinaus. »Du kannst dir nicht vorstellen, wie das ist, das alles wiederzusehen«, sagte sie, »das Meer, diese Aussicht, meine Leute.« Pause. »Dich.«

Ein Glücksschauer durchlief mich. Diese Worte hatte ich die ganze Zeit über herbeigesehn. Ich umfaßte sie und zog sie zu mir herab, um sie zu küssen.

Schließlich löste sie sich von mir. »Was wirst du jetzt machen?« fragte sie.

»Weiß ich nicht. Ich habe mir noch keine Gedanken darüber gemacht.« Das hatte ich tatsächlich noch nicht. Über Isabels Befreiung hatten meine Pläne nicht hinausgereicht.

»Will Papai wirklich Dekker Ward übernehmen?« fragte sie.

»Das werden wir bald wissen. Die Versteigerung ist morgen nachmittag. Entschieden wird die Angelegenheit zwischen ihm und Bloomfield Weiss.«

»Ricardo hat am Ende also doch verloren? Ich kann noch immer nicht glauben, daß er mir das angetan hat. Mich hat entführen lassen. Gewiß, unsere Beziehung war vorbei, aber ich habe immer gedacht, daß ich ihm noch etwas bedeute.«

»Du weißt doch, wie er ist«, sagte ich. »Wenn Dekker Ward auf dem Spiel steht, ist er zu allem fähig. Und immerhin bist du noch am Leben.«

Isabel machte ein nachdenkliches Gesicht. »Vermutlich hast du recht.«

Es wurde rasch dunkel. Die Flutlichter gingen an und ließen den weißen Schaum der Wellen, die auf dem Strand ausliefen, aufblitzen. Wie oft hatte ich dieses Bild im Laufe

von Isabels Gefangenschaft betrachtet? Und jetzt stand sie hier wohlbehalten und lebendig neben mir.

Meine Gedanken wanderten nach London zu Luís und der bevorstehenden Versteigerung. Sie mußte unbedingt erfolgreich sein, damit Ricardo einsah, daß er nicht unsiegbar war. Daß er sich nicht ungestraft in das Leben so vieler Menschen einmischen durfte, vor allem in das von Isabel und mir.

Offenbar hatte Isabel den gleichen Gedanken, denn sie sagte: »Komm, laß uns Papai helfen!«

»Wie meinst du das?«

»Fliegen wir nach London. Noch heute abend. Und helfen wir ihm morgen bei der Übernahmeofferte.«

»Ist es nicht schon ein wenig spät? Und mußt du dich nicht ausruhen?«

»Ich habe mich wochenlang ausgeruht. Ich möchte meinen Vater wiedersehen. Das ist ein wichtiger Tag für ihn. Ich glaube, es gibt einen Flug um zehn. Uns bleibt noch viel Zeit.«

Ich grinste. »Okay, worauf warten wir dann noch?«

Das Flugzeug sollte am frühen Nachmittag in Heathrow landen, und Luís wollte uns abholen. Isabel hatte Erste-Klasse-Tickets gekauft, was ich ohne Protest hingenommen hatte. Obwohl sie es bestritt, war sie doch ziemlich erschöpft. Die aufregenden Umstände ihrer Befreiung hatten ihr den Rest gegeben. Sie schlief während des gesamten Fluges. Unterdessen durchlebte ich im Geiste noch einmal die letzten Wochen und malte mir unsere gemeinsame Zukunft aus.

Luís holte uns ab. Ich erblickte ihn als erster. Er überragte die Menge, die vor dem Terminal drei wartete, um Haupteslänge. Er strahlte, als er Isabel erblickte. Sie stürzte in seine Arme. Er strich ihr übers Haar und wischte sich unauffällig eine Träne aus den Augenwinkeln. Schließlich löste er sich von ihr und reichte mir die Hand. Besser gesagt: Er schüttelte sie wie einen Pumpenschwengel. Der Mann, mit dem ich in den letzten Wochen so viel Zeit verbracht hatte und den die Entführung seiner Tochter gebeugt, aber nicht gebrochen hatte, war wie verwandelt. Es tat gut, ihn so zu sehen.

Luís und Isabel schnatterten aufgereggt auf portugiesisch, während wir zu seinem Wagen gingen, der von einem Chauffeur kutschiert wurde. Als wir auf die M4 nach London einbogen, wechselte Luís ins Englische.

»Ich habe für euch beide Zimmer im Savoy reservieren lassen, wo ich auch abgestiegen bin. Ich setze euch dort ab und fahre dann in die City, um noch einmal die Offerte durchzugehen.«

»Wie läuft die Sache?« fragte ich.

»Sehr gut. Wir haben Gurney Kroheim gebeten, unsere Sache zu vertreten. Kennt ihr die Firma?«

Das war Jamies alte Firma. Eine der ersten englischen Handelsbanken, die sich mit der Beratung bei internationalen Übernahmen einen guten Namen gemacht hatte. Die Bank würde nicht nur ein guter Ratgeber sein, sondern der Offerte der Banco Horizonte auch zusätzliches Gewicht verleihen.

»Sie hat einen ausgezeichneten Ruf«, sagte ich.

»Den verdienen sie. Und die KBN ist beteiligt. Wir ha-

ben eine komplizierte Struktur mit Off-shore-Gesellschaften und wandelbaren Vorzugsaktien ausgetüftelt. KBN erhält dadurch die wirtschaftliche Kontrolle über das Portefeuille, ohne daß die Verluste bei Dekker Ward verbucht werden und das Kapital der Firma aufzehren. KBN wird zwanzig Prozent von Dekker Ward bekommen und wir die restlichen achtzig. Mit der KBN im Hintergrund dürfte der neuen Dekker Ward mehr Glaubwürdigkeit auf den Märkten sicher sein. Auch bei der Börsenaufsichtsbehörde und der Bank von England.«

»Was hält die KBN denn von Dekker Wards Bondposition?«

»Sie ist begeistert, Gott sei Dank. In den letzten Tagen hat sich der Markt erholt. Und es sieht ganz so aus, als würde der Kongreß die Pinnock Bill ablehnen.«

»Gute Nachrichten«, sagte ich.

»Eine gute und eine schlechte. Die gute ist, daß die Übernahmeofferte dadurch nicht mehr so riskant ist. Die schlechte, daß Dekker Ward teurer wird. Und Bloomfield Weiss kann einfach eine andere Größenordnung auf den Tisch blättern als wir.«

»Ah, verstehe.« Bloomfield Weiss hatte natürlich im Vergleich zur Banco Horizonte ein Mehrfaches an Kapital und konnte, wenn man es dort wollte, weit höher gehen. Allerdings sah Sidney Stahl nicht aus wie jemand, der bereit war, für irgend etwas mehr zu zahlen als unbedingt erforderlich. Also hatten wir immer noch eine Chance. »Haben Sie etwas von Ricardo gehört?«

»Nichts. Kerton glaubt, er tappe noch im dunkeln, aber wir wissen, daß er etwas ahnt. Ich nehme an, er versucht,

die Bondposition diskret glattzustellen, und hofft, daß er die Übernahme verhindern kann, solange er Isabel in seiner Gewalt hat.«

»Nur, daß Isabel jetzt frei ist. Das wird er inzwischen erfahren haben.«

»Ja«, sagte Luís nachdenklich. »Davon ist wohl auszugehen.«

Einen Augenblick lang schwiegen wir, jeder in Gedanken bei Ricardos nächsten Schritten. »Haben Sie Francisco nach ihm gefragt?« fragte Luís schließlich.

»Nein. Francisco ist ziemlich schlau. Er hat nie eine Beteiligung an der Entführung zugegeben, von den anderen Dingen ganz zu schweigen.«

»Und Sie lassen ihn einfach so davonkommen?«

»Ja«, sagte ich. »Das habe ich ihm versprochen. Außerdem sagt Nelson, wir würden wohl einigen Ärger mit den Behörden bekommen, wenn wir ihn anzeigen.«

Luís seufzte. »Eine Schande, aber Sie haben wohl recht. Eines Tages wird er mir dafür bezahlen.«

»Heute ist erst einmal Zahltag für Ricardo«, sagte ich.

Luís lachte grimmig. »Richtig.«

»Hast du schon entschieden, wie hoch deine Offerte sein wird, Papai?« fragte Isabel.

»Noch nicht«, sagte Luís. »Das hängt vom Markt ab. Wir entscheiden das unmittelbar vor der Versteigerung.«

»Wann ist das genau?«

»Fünf Uhr. Im City-Büro von Dekker Ward.«

»Können wir mitkommen?« fragte Isabel. »Wir halten uns auch im Hintergrund.«

»Natürlich«, sagte Luís. »Ich möchte, daß ihr dabei seid,

ganz gleich, ob es gelingt oder nicht. Holt uns bei Gurney Kroheim ab, sobald ihr fertig seid.«

Luís setzte uns am Savoy ab. Er hatte natürlich getrennte Zimmer für uns bestellt.

»Wann treffen wir uns?« fragte ich Isabel. »Möchtest du dich ein bißchen ausruhen?«

Isabel lächelte ihr verschmitztes kleines Lächeln, mit dem sie mich von Anfang an verhext hatte. Sie schüttelte den Kopf. »Sagen wir, in zwei Minuten?«

»Ich werde da sein«, sagte ich.

Anderthalb Stunden später verließen wir das Savoy und machten uns auf den Weg in die City. Liebend gern wären wir den ganzen Tag über im Hotel geblieben. Wir wollten aber Luís' letzte Vorbereitungen hinsichtlich des Übernahmangebots nicht verpassen.

Gurney Kroheims Büros lagen im Herzen der City, hundert Meter von Dekker Wards Firmensitz entfernt. Kroheims Konferenzsaal erinnerte von der Atmosphäre her eher an Dekker Ward als an Bloomfield Weiss. Auf dem Flur mußte man an einigen streng dreinblickenden Barons in Öl vorbei, doch in dem Raum selbst hingen viktorianische Landschaften, Originale, die raffiniert beleuchtet wurden. Der Raum erstrahlte im Glanz von poliertem Holz. Trotzdem bestand nicht die geringste Gefahr, Gurney Kroheim mit einem Landsitz zu verwechseln. Hier hatten sicherlich schon viele Vertreter der englischen Industrie gesessen – um sich bis aufs Blut zu bekriegen, um zu fressen oder gefressen zu werden.

Der Konferenzsaal hatte sich schon ziemlich gefüllt. Ne-

ben Luís saß Sergio Prenzman, einer seiner Partner, der die Hauptarbeit bei der Ausarbeitung der Übernahmeofferte während der Zeit geleistet hatte, wo Luís noch durch Isabels Entführung in Anspruch genommen worden war. Dann kamen zwei nüchtern aussehende Mitarbeiter, die viele Nächte damit verbracht hatten, ihre Computer mit den neuesten Daten zu füttern. An dem großen Tisch saßen ferner zwei holländische Banker der KBN, zwei Rechtsanwälte und ein Dreierteam von Gurney Kroheim unter Führung des Direktors Charles Scott-Liddell.

Stolz stellte Luís seine Tochter vor, während er mich als den Mann bezeichnete, der für ihre Befreiung gesorgt hatte. Wir wurden allseits mit freundlichem Lächeln begrüßt. Es war deutlich zu sehen, daß diese City-Leute nicht nur für Luís arbeiteten, sondern ihn auch mochten.

»Ihr kommt zur rechten Zeit«, sagte Luís. »Wir reden gerade über den Preis.«

Wir setzten uns auf zwei freie Stühle am anderen Ende des langen Konferenztisches. Alle Augen richteten sich auf Luís.

»Also, Charles, wie sieht es aus?«

Scott-Liddell, jeder Zoll der weitläufige Banker, betrachtete die Computerausdrucke, die vor ihm lagen.

»Nun, wir haben die heutigen Kurse des Portefeuilles in das Modell eingegeben. Wie erwartet, kommt es dadurch zu einer nicht unerheblichen Veränderung. Bei Methode eins kommen wir zu einer Bewertung von dreiundsechzig Millionen Pfund, und bei Methode zwei ...« – er hielt inne und blätterte in den Papieren – »... von zweundsiebzig Millionen.«

Damit waren wir weit von den zwanzig Millionen Pfund entfernt, von denen in der vorigen Woche noch die Rede gewesen war. Der Markt mußte sich enorm erholt haben.

Sergio mischte sich ein. »Ich bin mit Methode eins viel glücklicher als mit Methode zwei. Die ist doch sinnlos. Für den Wertpapierhandel taugen diese DCF-Analysen nichts.« Damit meinte er die dynamischen Verfahren der Investitionsrechnung.

Luís lächelte. »Ich weiß, Sergio. Doch eine Gelegenheit wie diese ergibt sich nur einmal im Leben. Wenn wir Dekker Ward bekommen, wird Banco Horizonte die erste wirklich internationale Investmentbank Lateinamerikas sein. Das muß uns doch etwas wert sein. Was haben wir gesagt, wo liegt unser Maximum?«

»Fünfundsiebzig ist die absolute Obergrenze«, sagte Sergio. »Mehr gibt unsere Eigenkapitalquote nicht her. Du weißt, daß wir stets für eine eher konservative Handhabung mit Blick auf die Bilanz plädieren. Außerdem wäre Dekker Ward mit fünfundsiebzig Millionen sowieso überbezahlt.«

Luís blickte auf die Zahlen. Dann stand er auf, ging ans Fenster und blickte hinab auf den Londoner Mittagsverkehr.

Mit dem Rücken zu den Anwesenden sagte er: »Also, wir bieten achtzig Millionen Pfund.«

EINUNDDREISSIG

Als ich Luís in den Konferenzraum von Dekker Ward folgte, sah ich als erstes Sidney Stahl, der auf einem der Stühle thronte, die Zigarette im Mund. »Hallo, Jungs!« krächzte er grinsend. Ein etwas hinterhältiges Grinsen. Er glaubt, daß er uns schlagen wird, dachte ich sofort. Neben ihm saß Dwight Godfrey, der meinem Blick auswich.

Wir gingen weiter. Kerton stand auf, um uns zu begrüßen. Vor sich hatte er einige Umschläge liegen. Ich beachtete ihn kaum. Meine Aufmerksamkeit wurde von dem Mann gefesselt, der neben ihm saß, die Beine übereinandergeschlagen, und ruhig eine Zigarette rauchte.

Ricardo Ross.

Kerton machte die Anwesenden miteinander bekannt und ließ sich umständlich über Isabel aus. Ich hörte nicht zu. Was zum Teufel machte Ricardo hier? Dann warf ich einen raschen Blick auf die Umschläge, die vor Lord Kerton lagen. Es waren drei.

Ricardo richtete das Wort an uns. »Guten Tag, Nick, Luís«, sagte er. Und dann, als er Isabel sah: »Ich freue mich sehr, Sie zu sehen. Ich wußte gar nicht, daß Sie wieder in Freiheit sind.«

Ich bekam kein Wort heraus. Stumm ließ ich mich auf einen Stuhl neben Luís fallen.

Es waren noch viele andere Leute da: Anwälte, Berater und dergleichen. Auch wir hatten welche im Schlepptau. Aber so recht wurde mir die Anwesenheit all dieser Menschen gar nicht bewußt. Meine Aufmerksamkeit galt nur einer Person in dem Saal: Ricardo. Obwohl er hier eigentlich nichts zu suchen hatte, wirkte er, als ob er alles unter Kontrolle hätte, nicht nur sich selbst, sondern auch das Geschehen im Saal.

»Vielen Dank, daß Sie sich alle persönlich hierherbeimüht haben«, sagte Lord Kerton. »Ich denke, so läßt sich die ganze Angelegenheit am besten regeln. Dann wissen Sie zumindest, daß alles mit rechten Dingen zugegangen ist.« Die letzten Worte richtete er an Stahl und Luís. »Heute morgen habe ich einen Anruf von Ricardo Ross bekommen. Er hat mich gefragt, ob er ebenfalls eine Übernahmeofferte vorlegen darf. Etwas, was ich ihm schlecht versagen konnte, daher habe ich ihn auch eingeladen.«

Natürlich war ich nicht überrascht, daß Ricardo von der Versteigerung erfahren hatte. Und es sah ihm ähnlich, daß er die Initiative übernommen hatte. Klar, daß er nicht die Hände in den Schoß legte und zusah, wie *seine* Firma verkauft wurde. Trotzdem war es ein Schock, ihn hier zu sehen und zu wissen, daß er mitbot.

»Ich protestiere!« sagte Stahl. »Ehrlich gesagt, ich war ein bißchen überrascht, Ricardo hier überhaupt zu sehen. Aber ich dachte, er sei nur als Beobachter da.«

»Na ja, Sid, er hat eine eigene Offerte vorgelegt«, sagte Kerton. »Man könnte es ein Management buyout nennen, doch ich würde es eher als Leveraged buyout bezeichnen.« Mit ersterem meinte er eine Übernahme durch das Fir-

menmanagement, mit letzterem eine fremdfinanzierte Übernahme.

Kerton sprach *Leveraged* britisch aus – *Lieweredscht* –, um Stahl zu ärgern, was seine Wirkung nicht verfehlte.

»Das gefällt mir nicht. Sie haben nachträglich die Regeln geändert. Das können Sie nicht machen! Nicht mit mir!«

»Ich glaube, ich habe nicht gesagt, wie viele Teilnehmer es sein würden, als ich Sie bat, Ihre Offerten vorzulegen. Sie haben lediglich angenommen, daß es zwei sein würden. Nun, es sind drei. Aber wenn Sie unter den gegebenen Umständen Ihre Offerte zurückziehen oder verändern wollen, haben Sie natürlich das Recht dazu.«

Verdamm! Wenn Stahl nun seine Offerte veränderte, weil er wußte, daß Ricardo dabei war, dann sicherlich nach oben. Das schmälerte unsere Aussichten natürlich. Ganz schön gerissen von Lord Kerton.

Stahl dachte einen Augenblick lang nach. Er zog an seiner Zigarre und hustete. »Nein«, sagte er. »Unsere Offerte steht. Sie liegt da vor Ihnen auf dem Tisch. Ich laß mich doch nicht durch solch einen Hinterhalt dazu verleiten, noch mehr für diesen Haufen Scheiße auszugeben.«

Kerton lächelte höflich. Er wandte sich an Luís. »Natürlich gilt für Sie das gleiche. Möchten Sie Ihre Offerte verändern?«

Luís schüttelte den Kopf. Er war ohnehin bis an die äußerste Grenze gegangen. Sogar darüber hinaus.

»Nun gut. Dann werde ich jetzt, ohne weitere Umstände zu machen, die Umschläge öffnen.«

Er nahm einen Umschlag. Ich erkannte das Firmenzeichen der Banco Horizonte. »Lassen wir den Zufall über die

Reihenfolge entscheiden«, sagte er und schlitzte das Kuvert mit einem eleganten Brieföffner aus Messing auf. »Hier habe ich die Offerte der Banco Horizonte ... Achtzig Millionen Pfund.« Er sagte es ruhig und gelassen und händigte die Papiere dem Rechtsanwalt aus, der neben ihm saß, um alles zu beglaubigen.

Ricardo zog an seiner Zigarette, Stahl an seiner Zigarre. Ich kaute auf meinem Bleistift herum.

Der nächste Umschlag kam von Bloomfield Weiss. Ich konnte die Worte nicht entziffern, sah aber, daß es sich um eine andere Schrift handelte. Auch ihm rückte Kerton mit seinem ausgefallenen Brieföffner zu Leibe.

»Die Offerte von Bloomfield Weiss beläuft sich auf ...« – rasch überflog er den Brief – »... sechsundsiebzig Millionen Pfund.«

Wunderbar! Stahl hatte mit zu spitzem Bleistift gerechnet. Er hatte die gleichen Modelle zugrunde gelegt wie Scott-Liddell, war zu dem gleichen Ergebnis gelangt und hatte ein wenig draufgelegt. Nur daß Luís etwas mehr draufgelegt hatte!

Ich warf einen Blick auf Stahl. Er kaute auf seiner Zigarette herum und sah niemanden an. Er versuchte, sich nichts anmerken zu lassen und uns den Eindruck zu vermitteln, daß ihm das Ganze nichts ausmachte. Aber langsam stieg ihm denn doch die Zornesröte ins Gesicht, und seine Kiefer schlossen sich so fest um die Zigarette, daß er sie fast durchbiß. Sehr glücklich war Sidney Stahl nicht.

Nun ruhten alle Augen auf dem dritten Umschlag. Als Kerton ihn aufnahm, blickte ich Ricardo an. Er saß noch immer in der gleichen Haltung wie zuvor auf seinem Stuhl.

»Einstudierte Ruhe« war wohl das treffendste Wort dafür. Sein Ehering beschrieb eher langsame Kreise. Die Bekanntgabe der beiden ersten Offerten hatte ihm nicht die geringste Reaktion entlockt. Da wußte ich, er hatte gewonnen. In einer Versteigerung mit verschlossenen Angeboten, an der Ricardo teilnahm, konnte es nur einen Gewinner geben. Plötzlich wußte ich, warum wir während der ganzen Zeit nichts von ihm gehört hatten. Auf diese Weise konnte er seinen Einstieg in die Konkurrenz exakt timen, so daß Bloomfield Weiss oder wir keine Zeit hatten, auf seinen Schachzug zu reagieren, und Dekker Ward ihm zu fiel.

»Und die Offerte von Ricardo Ross beträgt achtundachtzig Millionen Pfund.« Kerton ließ den weißen Umschlag sinken, der keinen Aufdruck trug. »Meinen Glückwunsch«, sagte Kerton, an Ricardo gewandt. »Ich akzeptiere Ihr Angebot.«

Sie reichten sich die Hände.

»Einen Augenblick!« rief Stahl aus. »Woher wissen wir, ob der Bursche überhaupt das Geld dazu hat?«

Fraged blickte Kerton Ricardo an. Es war zwar eine berechtigte Frage, aber wer Ricardo kannte, wußte, daß er unter allen Umständen Wort halten würde, wenn er versprach, eine bestimmte Summe zu einem bestimmten Termin zu zahlen. Eine Quelle waren sicherlich die Mitarbeiter-Trusts.

»Das Geld wird morgen früh auf einem Anderkonto stehen, Andrew. Wenn es nicht da sein sollte, können Sie meine Offerte als ungültig betrachten.«

»Ich denke, dagegen ist nichts einzuwenden«, sagte Ker-

ton. »Und damit, Gentlemen, können wir, denke ich, schließen.«

Stahl war wütend. Zornig flüsterte er auf Godfrey ein, während er Kerton und Ricardo böse Blicke zuwarf. Dann verließ er finsternen Gesichts und ohne Abschiedswort den Konferenzraum.

Auch ich hatte Schwierigkeiten, mich zu beherrschen. Es war unglaublich, was sich da eben abgespielt hatte. Nach all der Mühe, die ich unternommen hatte, den Verkauf von Dekker Ward in die Wege zu leiten, mußte ich nun miterleben, wie uns Ricardo die Firma vor der Nase weg schnappte! Von nun an würde er die alleinige Kontrolle über Dekker Ward haben. Und ich hatte gehofft, daß er spätestens am Nachmittag seine Stellung verloren haben würde. Was heißtt, gehofft? Ich hatte fest damit gerechnet, daß, wer auch immer die Versteigerung gewinnen möchte, Ricardo Ross auf die Straße setzen würde. Doch er hatte mich überlistet. Er hatte uns alle überlistet.

Luís sah mich an, zuckte mit den Achseln und sagte: »Verabschieden wir uns von Kerton, und gehen wir.«

Etwas steif reichte Lord Kerton uns dreien die Hand. Ruhig meinte Luís zu ihm: »Warum haben Sie das getan? Sie wissen doch, daß Ricardo Ross Sie fast ruiniert hat. Warum haben Sie an ihn verkauft?«

Lord Kerton sah nicht ganz glücklich aus, antwortete aber aufrichtig: »Vor einer Woche war die Firma zehn Millionen Pfund wert. Jetzt sind es achtundachtzig. Irgendwann ist es an der Zeit, daß man sein Geld nimmt und einen Schlußstrich zieht. Und ich denke, dieser Zeitpunkt war für mich gekommen.«

Daraufhin gingen wir, ohne den neuen Besitzer von Dekker Ward eines Blickes zu würdigen.

Sergio schloß sich uns zum Dinner an, das etwas gedämpft verlief. Luís war enttäuscht über die Niederlage. Aber die Blicke, mit denen er seine Tochter immer wieder streifte, waren nicht zu übersehen. Sie war am Leben, und das war das einzige, was wirklich zählte für ihn.

Ich hatte noch immer keine Bleibe, und Luís bestand darauf, mich noch ein paar Nächte im Savoy unterzubringen, damit ich Zeit hatte, mir etwas zu suchen. Ich sträubte mich nicht dagegen. Ich wußte, daß ich einigen Grund hatte, mir Sorgen zu machen, aber mit Isabel an meiner Seite wollte ich im Moment nur an die Gegenwart denken.

Als wir auf unsere Zimmer kamen, fanden wir die Nachricht vor, daß uns jemand unten in der American Bar erwartete.

Es war Ricardo. Er saß in einer entlegenen Ecke der Bar und nippte an einem Glas Mineralwasser. Er paßte gut in das Ambiente mit seinem makellosen Anzug, monogrammbestickten Hemd, Seidenschlips und diesem Flair von lateinamerikanischem Reichtum.

Isabel und ich waren wie vom Donner gerührt, als wir ihn erblickten. »Was will denn der hier?« fragte sie.

»Keine Ahnung. Aber das läßt sich leicht herausfinden.«

Ricardo stand auf, als wir nähertraten, reichte uns aber nicht die Hand. Ich machte sicherlich keinen sehr freundlichen Eindruck, und Isabels Gesicht war kalt wie Eis.

»Nick, Isabel, vielen Dank, daß Sie gekommen sind«, begann er.

»Wir wußten nicht, daß Sie es sind«, sagte Isabel.

»Ach, hat man Ihnen das nicht ausgerichtet?« fragte er, als hätte da einer der Hotelangestellten eine Nachlässigkeit begangen. »Aber ich wäre Ihnen trotzdem dankbar, wenn Sie mir ein paar Minuten schenken könnten. Ich würde das Gespräch, das ich vor zwei Wochen mit Nick hatte, gern fortsetzen.«

Die Eröffnung war durchaus dazu angetan, meine Neugier zu wecken. »Okay«, sagte ich und setzte mich. Isabel folgte meinem Beispiel. Ricardo winkte einen Kellner herbei und bestellte ein Bier für mich und ein Glas Weißwein für Isabel. Wir warteten.

»Ich freue mich außerordentlich, daß Sie unverletzt und frei sind, Isabel«, begann er. »Es muß schrecklich für Sie gewesen sein. Es liegt mir sehr viel daran, Sie davon zu überzeugen, daß ich mit Ihrer Entführung nichts zu tun gehabt habe.«

Er hielt inne und blickte uns beide mit seinen klaren blauen Augen an. Etwas vorgebeugt, mit seinem offenen und ruhigen Gesicht, sah er aus, als sage er die Wahrheit. Doch Isabel und ich gaben seinen Blick unbeeindruckt zurück. Das reichte nicht, um uns zu überzeugen.

Ricardo schwieg. Unbehaglich lang war die Pause, bevor er wieder das Wort ergriff: »Ich weiß, daß Sie mir nicht glauben, und eigentlich überrascht es mich auch nicht. Aber hören Sie, ich denke, wir können uns gegenseitig helfen.«

Noch immer zeigten wir keine Reaktion.

»An jenem Tag, Nick, haben Sie mir vieles erzählt, von dem ich nichts wußte. Daß Isabel noch am Leben war und

daß ihre Entführer die Annulierung der Übernahme verlangten.«

»Sie wirkten aber nicht sehr überrascht«, sagte ich.

»Ich wußte nicht, wie ich reagieren sollte«, sagte er und suchte wieder meinen Blick. »Ich wußte nicht, ob Sie mir die Wahrheit sagten. Sie müssen zugeben, daß Sie ein ziemlich gerissener Gegner waren. Vielleicht wollten Sie mich unter Druck setzen, damit ich vor Bloomfield Weiss kapitulierte. Doch als sie Eduardo erwähnten, kam mir in den Sinn, daß an Ihrer Geschichte vielleicht doch etwas dran sein könnte. Möglicherweise hatte Eduardo etwas ange stellt, von dem ich nichts wußte. Es wäre nicht das erste Mal gewesen.«

»Und hatte er?«

»Nein. Ich habe mit ihm gesprochen, und er hat es abge stritten.«

»Klar hat er das.«

»Nick, ich kenne meinen Bruder. Ich weiß, wann er mir etwas verheimlicht, wenn ich auch nicht immer weiß, was es ist. Und ich weiß, wann er wirklich unschuldig ist. Glauben Sie mir, in diesem Fall ist er unschuldig.«

»Aber ein paar Schläger hat er schon angeheuert, um mich zusammenschlagen und meine Wohnung verwüsten zu lassen, oder?«

Ricardo zuckte mit den Achseln. »Das tut mir leid. Manchmal schießt er ein bißchen über das Ziel hinaus.«

»Und Sie haben Russell Church gekauft, damit ich auf gar keinen Fall wieder an der School of Russian Studies arbeiten konnte.«

Ricardo nickte. »Das ist richtig. Ich habe etwas gegen

Leute, die das Team verlassen. Sie wissen, ich war enttäuscht von Ihnen. Ich fühlte mich im Stich gelassen.«

Die ganze Wut kam wieder in mir hoch. »Ach, ich habe Sie im Stich gelassen?« Ich schrie es fast heraus. »Und was ist mit Martin Beldecos? War sein Tod auch das Ergebnis von Übereifer? Oder nur von Enttäuschung?«

»Nein, um Gottes willen! Ich habe immer geglaubt, er sei einem mißlungenen Einbruch in einem Hotel zum Opfer gefallen. Und als Sie am Strand von Ipanema niedergestochen wurden, habe ich es für einen Raubüberfall gehalten.«

»Ich weiß, daß es kein Raubüberfall war«, sagte ich.

»Mittlerweile vermute ich das auch«, sagte Ricardo. »Tatsächlich nehme ich an, daß Sie einiges über diese Vorgänge wissen, was mir unbekannt ist. Deswegen bin ich hier. Erzählen Sie mir, was in Brasilien geschehen ist.«

»Kennen Sie Francisco Aragão?«

»Ach?« Ricardo hob die Augenbrauen. »Natürlich. Er ist Lucianas Bruder. Hat er etwas damit zu tun?«

»Aber gewiß doch.« Ich war mir nicht sicher, ob Ricardo tatsächlich keine Ahnung von Franciscos Beteiligung hatte, sah aber keinen Grund, warum ich Ricardo nicht alles erzählen sollte, was ich wußte. Isabel ergänzte meinen Bericht mit dem, was sie während der Entführung erlebt hatte.

Ricardo hörte uns aufmerksam zu, wog jede neue Information sorgfältig ab und fügte alles Stück für Stück für sich zusammen. Als ich zu Ende war, sagte er nichts, sondern blickte wie geistesabwesend vor sich hin. Er dachte nach.

»Nun?« sagte ich in der Hoffnung, eine Reaktion zu erhalten.

»Ja?«

»Hat Francisco Geld bei Dekker Ward angelegt?«

Ricardos Augen richteten sich auf mich. »Soweit ich weiß, nicht. Jeder Anleger ist einem von uns persönlich bekannt, und wir machen mit niemanden Geschäfte, von dem wir wissen, daß er mit Drogen zu tun hat. Ich weiß definitiv, daß Francisco Verbindungen zu Drogengeldern hat, und bin seit Jahren bemüht, jede Geschäftsverbindung mit ihm zu vermeiden. Ich habe mir immer eingebildet, das sei mir gelungen.«

»Aber irgend jemand bei Dekker Ward muß sich mit ihm eingelassen haben.«

Ricardo zuckte mit den Achseln. »Vielleicht haben Sie recht. Ich weiß es nicht. Das ist alles ziemlich rätselhaft, nicht?« Er hielt einen Augenblick inne. »Falls ich entdecken sollte, daß Francisco Dekker Ward ohne mein Wissen zur Geldwäsche benutzt, wäre ich natürlich ziemlich besorgt und würde ihn sicherlich sofort anzeigen.«

Etwas unvermittelt leerte er sein Glas mit Mineralwasser, erhob sich und zupfte aus seiner Brieftasche eine Zehnpfundnote für die Getränke hervor. »Ich muß jetzt in die Firma zurück. Ob Sie es mir nun glauben oder nicht, Isabel, ich freue mich sehr, Sie am Leben zu sehen. Und natürlich arbeiten Sie weiter bei Dekker Ward. Kommen Sie wieder ins Büro, wann immer es Ihnen paßt.«

Isabel schüttelte den Kopf, gestattete sich aber ein kleines Lächeln. »Nein, vielen Dank. Ich denke, Sie werden mein Kündigungsschreiben bald erhalten.«

»Auch das kann ich verstehen.« Er beugte sich vor und küßte sie auf beide Wangen. »Viel Glück«, sagte er. »Wissen Sie, Nick, es tut mir leid, daß es bei Dekker Ward für Sie nicht geklappt hat. Sie waren ein beachtlicher Gegner. Ich hätte Sie gern auf meiner Seite gehabt.«

Gegen meinen Willen mußte ich lächeln, als ich ihm die Hand reichte.

»Nun muß ich aber wirklich gehen. Wir haben eine kleine Krise in der Firma. Einer unserer Kunden hat begonnen, seine Anleihen zu verkaufen. Sie erinnern sich wahrscheinlich an ihn, Nick. Alejo? Einer von Jamies Kunden. Jamie hat sich empört nach Hause verzogen. Manchmal setzen einem die Dinge ganz schön zu in diesem Geschäft. Nun ja, auf Wiedersehen.«

Wie vor den Kopf geschlagen, sah ich ihm nach. Plötzlich wußte ich, daß Ricardo die Wahrheit gesagt hatte.

»Nick? Nick?« hörte ich Isabels Stimme wie aus weiter Ferne.

»Oh, Isabel, tut mir leid, ich muß noch einen Besuch machen.«

»Was soll das heißen, Nick? Es ist schon spät.«

»Ich versuche, noch heute abend zurück zu sein. Wenn nicht, sehen wir uns morgen früh.« Mit diesen Worten und einem hastigen Kuß verließ ich sie.

ZWEIUNDDREISSIG

Das Taxi nach Dockenbush Farm kostete mich ein kleines Vermögen. Ich zahlte und sammelte mich, bevor ich zur Tür ging. Es war ein warmer Sommerabend. Die Sterne und der Mond beleuchteten das Gutshaus vor mir. Aus zwei Fenstern im Erdgeschoß fiel Licht auf den Kiesweg. Irgendwo hinter mir schrie ein Käuzchen.

Ricardo mußte erkannt haben, daß es Jamie war, dachte ich. Sobald ich ihm von Francisco erzählt hatte, war es ihm klargeworden. Alejo war Jamies Kunde, der angeblich für eine mexikanische Familie arbeitete, die ungenannt bleiben wollte. Tatsächlich war Alejo aber für Francisco tätig. Luciana war wirklich Franciscos Vermittlerin gewesen, allerdings bei Jamie und nicht bei Ricardo. Sie hatte gewußt, daß Ricardo keine Geschäfte mit ihrem Bruder machen würde. Jetzt hatte Francisco Angst und ließ durch Alejo alles verkaufen, was ihn mit Dekker Trust verband.

Ricardo hatte mir das zu verstehen gegeben, damit ich mich um Jamie kümmern konnte. Was Francisco anging, so würde sich Ricardo seiner annehmen. Darauf konnte ich mich verlassen.

Ich klingelte.

Es dauerte eine Weile, bis sich die Tür öffnete. Seinen

Anzug hatte er gegen Jeans und ein altes Baumwollhemd getauscht. Er lehnte sich gegen den Türrahmen.

»Ach, du bist es. Ich habe damit gerechnet, daß jemand kommen würde, aber an dich habe ich nun wirklich nicht gedacht.«

Er roch nach Whisky. Seine Augen glänzten, hatten aber Mühe, mich zu fixieren. Der Anblick war mir vertraut. Ich hatte ihn schon öfter angetrunken gesehen.

»Kann ich reinkommen?«

»Sicher.« Er führte mich durch die Diele ins Wohnzimmer. Dort war Musik zu hören: Ich erkannte das Leonard-Cohen-Album, das ich seit dem Studium nicht mehr gehört hatte. Ein Semester lang war es seine Lieblingsplatte gewesen, dann hatte er sie vergessen. Er ließ sich in einen Sessel fallen. Ein Kristallbecher, zu drei Vierteln mit Whisky gefüllt, stand auf einem kleinen Tischchen neben ihm.

»Nimm dir was zu trinken«, sagte er.

Ich griff mir die Flasche und ging in die Küche, um mir Eis zu holen. Offenbar war seit Tagen nicht mehr abgewaschen worden. Auf der Anrichte stapelten sich die leeren Packungen von Tiefkühlgerichten. Kate war seit zehn Tagen fort. Das war dem Haus anzumerken.

Jamie starrte mich an, als ich zurückkam. Ich setzte mich in einen Sessel ihm gegenüber. Im Hintergrund spielte Leonard Cohen.

»Isabel ist frei«, sagte ich.

»Geht es ihr gut?«

»Ja, wenn man bedenkt, daß sie zwei Monate lang in einem winzigen Loch eingesperrt war.«

»Schön«, sagte Jamie. Er blickte mich an. »Du weißt Bescheid, nicht wahr?«

Ich nickte.

Er seufzte und ließ seinen Whisky im Glas kreisen, bevor er einen Schluck nahm. »Ich bin froh, daß sie sie gut behandelt haben. Sie haben es mir versprochen.«

»Mit ›sie‹ meinst du Francisco?«

Jamie nickte. »Wieviel weißt du?«

»Ich weiß, daß Francisco über dich ein Konto bei Dekker Trust eröffnet hat, um Geld zu waschen. Geführt wurde das Konto von Alejo in Miami, der behauptete, für eine reiche mexikanische Familie zu arbeiten, zu der du angeblich bei Gurney Kroheim Verbindungen geknüpft hattest. Ihr habt umfangreiche Geschäfte gemacht. Dann hat Martin Beldecos wohl Verdacht geschöpft.«

Jamie schnaubte verächtlich. »Er war ein Trottel, so steif und offiziell. Wenn er ein bißchen lockerer gewesen wäre, hätten wir überhaupt kein Problem gehabt. Aber er hat immer alles dreimal überprüft. Wenn der einen Beweis gefunden hätte, wäre er damit sofort zur Polizei oder zur Börsenaufsicht gerannt. Es hätte keine Möglichkeit mehr gegeben, Ricardo oder Eduardo zu veranlassen, die Sache zu vertuschen.«

»Hat er etwas herausgefunden?«

»Er war kurz davor. Er wollte Alejo in Miami aufsuchen, nachdem er in Caracas gewesen war.«

»Und da hast du ihn umbringen lassen.«

Jamie biß sich auf die Lippen. »Ich wollte nicht, daß er getötet wird. Aber Francisco bestand darauf. Ich wollte nicht, daß er es veranlaßte.«

»Und ich? Was war mit mir? Wolltest du auch, daß ich umgebracht werde?«

»Nein«, sagte Jamie. »Nein.« Er schüttelte den Kopf und blickte mir in die Augen. Er seufzte. »Francisco wollte dich tot sehen. Ich hatte ihm berichtet, daß du kurz davor seist, alles herauszufinden. Als du mir erzählt hast, du wolltest mich wegen eines Fax an Martin Beldecos sprechen, habe ich in deinem Schreibtisch nachgesehen und es herausgenommen. Aber ich wußte, am Ende würdest du trotzdem alles herausfinden.«

Er stürzte seinen Whisky hinunter. »Ich habe Francisco gesagt, daß es eine Riesendummheit war, Martin umzu bringen. Es erhöhte nur das Risiko. Plötzlich ging es nicht mehr bloß um ein Wirtschaftsverbrechen, sondern um Mord. Zwei Morde würden sich nicht mehr vertuschen lassen. Aber er hörte einfach nicht auf mich. Als ich erfuhr, was dir in Brasilien zugestossen war, wurde ich stinksauer auf ihn. Aber ich konnte es nicht mehr ändern.«

Ich glaubte ihm. »Warum hast du dann Isabel entführen lassen?«

Jamie warf mir einen erstaunten Blick zu. »Es ging uns doch gar nicht um Isabel. Dich wollten wir entführen.«

»Mich?«

»Ja. Es war die einzige Möglichkeit, wie wir dich von der Bildfläche verschwinden lassen konnten, ohne dich umzu bringen. Ich erklärte Francisco, es sei unsere einzige Chance, unsere Spuren zu verwischen und Gras über die Sache wachsen zu lassen. Wenn wir dich nicht entführt hätten, hätte Francisco dich aus dem Weg räumen lassen. Da ich

wußte, daß du Isabel viel erzählt hattest, schien es eine gute Idee, sie ebenfalls zu kassieren.«

Natürlich, ich hatte Jamie erzählt, daß ich mit ihr über Francisco Aragão gesprochen hatte. Und er hatte gesagt, ich könnte ihr nicht trauen!

»Übrigens, Isabel war die perfekte Tarnung«, fuhr er fort. »So sah es nach einer der in Rio üblichen Entführungen aus. Und es hat ja auch geklappt. Selbst nachdem du entkommen warst, bist du von den Verhandlungen dermaßen in Anspruch genommen worden, daß du alles andere darüber vergessen hast.«

»Warum habt ihr sie nicht freigelassen?«

»Das wollte ich ja. Doch nachdem die Polizei das Versteck der Entführer entdeckt hatte, gab Francisco die Anweisung, sie umbringen zu lassen. Aber die Kidnapper wollten erst ein Lösegeld. Es war ein fürchterliches Durcheinander.« Er sah von seinem Glas auf. Sein Blick warb um Verständnis. Bleich und von tiefen Linien gezeichnet war sein Gesicht, als er sich an den Stress der letzten Wochen erinnerte. Erstaunlich, daß es mir nicht früher aufgefallen war. Er hatte es gut verborgen.

»Das war also der Grund, warum die Lösegeldforderung zum Schluß so rasch gesenkt wurde.«

»Ja. Wir haben uns auf einen Kompromiß geeinigt. Sie blieb am Leben, aber in Gefangenschaft, während die Angehörigen und Dekker Ward denken sollten, daß sie tot sei.«

»Die ganze Zeit über, während ich bei euch gewohnt und mit dir über die Geschichte geredet habe, hast du gewußt, wo sie ist?«

Jamie nickte. »Da hatte ich dich wenigstens im Auge. Und als ich sah, daß du mit der Polizei und der Börsenaufsicht nicht weiterkamst, war ich erleichtert. Bis ich die Dokumentation von Bloomfield Weiss über Dekker Ward las, die du hier hast herumliegen lassen. Ich mußte schlicht und ergreifend etwas unternehmen. Wenn Dekker Ward übernommen worden wäre, dann wäre unser hübsches kleines Arrangement sofort aufgeflogen.«

»Und durch Isabel wolltest du mich zwingen, die Übernahme rückgängig zu machen?«

Jamie starrte in sein Glas. »Es war den Versuch wert. Irgend etwas mußten wir unternehmen.«

Ich lehnte mich im Sessel zurück und trank einen kräftigen Schluck von meinem Whisky. Da saß ich nun mit Jamie und trank ein Glas Whisky mit ihm, wie wir es schon so oft getan hatten. Irgendwie erschien es mir völlig absurd, daß wir dabei über Geldwäsche, Entführung und Mord redeten. Noch vor drei Monaten hatte mir dieser Teil von Jamies Leben, das, was er von morgens um sieben bis acht Uhr abends in der City tat, nicht das Geringste gesagt.

Jetzt wußte ich Bescheid.

»Warum?« fragte ich.

»Was meinst du mit ›Warum‹?«

»Warum hast du das alles getan?«

Jamie seufzte. Er stand auf und füllte erneut sein Glas. Den kleinen, in der Flasche verbliebenen Rest kippte er mir ins Glas.

»Eines kam zum anderen. Als Luciana mir erzählte, Francisco wolle ohne Ricardos Wissen ein Konto eröffnen, schien mir das eine gute Idee zu sein. Natürlich ahnte ich,

woher das Geld stammte, aber was scherte mich das groß? Es war ein neues Geschäft, ein Geschäft, das ich ohne Ricardos Zutun an Land gezogen haben würde. Und es erwies sich in der Folgezeit als äußerst lukrativ. Du hast gesehen, was für ein Volumen Alejos Transaktionen hatten. Wir waren so erfolgreich, daß Francisco mit immer größeren Summen ankam. Natürlich habe ich ihn nicht gefragt, woher er es hatte.«

Wahrscheinlich die Kontakte nach Kolumbien und Venezuela, von denen Luís gerüchteweise gehört hatte.

»Und ich habe nicht verstanden, warum Ricardo keine Geschäfte mit Francisco machen wollte. Ich meine, Ricardo verdankt seine Erfolge dem Umstand, daß er sich über viele Regeln hinwegsetzt. Mir erschien es töricht, mit jemandem nur deshalb keine Geschäfte zu machen, weil er einen schlechten Ruf hat. In diesem Geschäft kann man es sich einfach nicht leisten, so wählerisch zu sein.«

»Wirklich nicht?« Mir schien, daß Ricardo hier, wie auch in vielen anderen Dingen, wußte, wann es galt, etwas wählerischer zu sein.

Jamie zuckte mit den Achseln. »Klar, du hast recht. Ich habe einen Fehler gemacht. Damals kam mir alles kinderleicht vor. Dekker Wards Struktur ist darauf angelegt, Revisoren und Prüfer hinters Licht zu führen. Wenn dieser blöde Beldecos nicht gekommen wäre, hätte es überhaupt keine Probleme gegeben.«

Jamie fuhr sich mit der Hand durchs Haar. Sein Gesicht wirkte erschöpft und seine Augen leer. »Und dann ging alles schief. Vor allem, als ich es Francisco überließ ... sich um Martin zu kümmern. Da ging es gründlich in die Hose.«

Das Leben war aus seinem Blick gewichen. »Weißt du, es war unheimlich. Als würde ich zwei vollkommen verschiedene Leben führen. Die meiste Zeit über arbeitete ich völlig normal, unterhielt mich mit dir, war mit Kate und Oliver zusammen und benahm mich wie jeder halbwegs vernünftige Investmentbanker. Aber gleichzeitig hatte ich diese andere Geschichte laufen, die jederzeit auffliegen konnte, sich aber immer wieder einrenkte. Bis heute.«

»Bis heute.«

»Was wirst du tun, Nick?«

Er sah mich an, flehend, wußte aber offenbar selbst nicht, worum er eigentlich flehte. Um einen Ausweg vermutlich, den Ausweg, den er selbst nicht mehr gefunden hatte.

»Ich weiß nicht.« Ich wußte es wirklich nicht. Es gab einfach zuviel, was ich überhaupt erst einmal verarbeiten mußte.

Schweigend saßen wir uns gegenüber. Er blickte mich unverwandt an. Seine Augen verrieten die Gefühle, die in ihm tobten: Gewissensbisse, Wut, Angst, Einsamkeit, Selbstmitleid. Das alles gewann durch den Alkohol noch zusätzlich an Schärfe.

»Ich muß pissen«, sagte er und erhob sich mühsam.

Ich wartete auf ihn. Im Haus war es still. Draußen ließ sich von Zeit zu Zeit das Käuzchen hören. Auf dem Kaminsims tickte eine Uhr. Ich rührte mich nicht von der Stelle und versuchte, meine Gedanken zu ordnen. Wie hatte Jamie, der in all diesen Jahren ein so guter Freund gewesen war, das alles tun können? Mir so etwas antun können? Sich selbst? Es war einfach absurd. Unglaublich.

Langsam nahm ein Gedanke Form an, der mich wie ein kalter Eishauch anwehte und körperlich erschauern ließ. Es war nicht absurd. Es war wirklich und wahrhaftig geschehen. Wer Jamie kannte, wie ich es tat, hätte es kommen sehen müssen. Jamie war ehrgeizig und risikofreudig. Bis jetzt war alles immer gutgegangen. Er war charmant, intelligent und fleißig. Die Wahrscheinlichkeit arbeitete für ihn. Er hatte Glück gehabt. Wenn er eine glückliche Hand mit Franciscos Konto und anderen, ähnlichen Konten gehabt hätte, wer weiß, vielleicht hätte er eines Tages seine eigene Firma oder den Millionenbonus gehabt? Oder er wäre ein zweiter Ricardo Ross geworden. Für ihn war Geld einfach Geld. Die Leben, die dem internationalen Drogenhandel zum Opfer fielen, waren eine Abstraktion, um die sich lebensuntüchtige Intellektuelle wie ich den Kopf zerbrechen mochten, aber nicht Jamie. Ihn würde man nicht erwischen. Jamie doch nicht.

Das gleiche mit Luciana. Er konnte Ricardos Frau verführen und ungestraft davonkommen. Niemand würde ihn erwischen. Jamie doch nicht.

Dann hörte ich, wie er wieder ins Zimmer trat. Ich wandte mich um. Das Glas glitt mir aus den Fingern, als ich sah, was er in der Hand hielt.

Eine Schrotflinte.

Er kehrte zu seinem Sessel zurück und richtete den Lauf der Waffe auf mich. Unverwandt starre er mich an. Die Gefühle, die in ihm gebrodelt hatten, schienen von ihm abgefallen zu sein. Gott, dachte ich, er erschießt dich.

»Jamie, ich bin dein Freund. Laß dir doch helfen!« stotterte ich.

Er hielt das Gewehr auf mich gerichtet, zögerte für den Bruchteil einer Sekunde, dann drehte er es um, so daß der Lauf auf sein Gesicht zeigte.

»Nein!« schrie ich.

Aber da hatte er auch schon abgedrückt.

DREIUNDDREISSIG

Isabel und ich saßen auf einer der Bänke am Cabot Square, zu Füßen des hohen weißen Turms. Es war ein warmer Tag, aber nicht heiß. Überall liefen Banker in Hemdsärmeln und Boten in T-Shirts und Shorts herum. Silbrig und golden wurde die Sonne von dem Wasser reflektiert, das um uns herum plätscherte. In der Ferne dröhnte und ratterte schweres Baugerät.

Die letzten drei Tage waren schrecklich gewesen. Die Aufregung. Die Polizei. Und dann Kate. Kate, die hysterisch war, wütend, schuldbewußt. Die mir Vorwürfe machte, Jamie Vorwürfe machte, aber vor allem sich selbst Vorwürfe machte. Ich fühlte mich hilflos. Ich konnte sie nicht trösten, niemand konnte das, aber immerhin war ich da. Oliver blieb bei ihrer Schwester, Gott sei Dank, aber er hatte natürlich mitbekommen, daß irgend etwas Schreckliches geschehen war. Eines Tages wird er es erfahren, dachte ich mit einer Mischung aus Furcht und Trauer.

Ich hatte ein schlechtes Gewissen, als ich ging, aber ich mußte fort. Ich konnte nicht anders. Und es tat gut, Isabel wiederzusehen. Lange hatte sie mich in ihren Armen gehalten und dann vorgeschlagen, am Flussufer bis Canary Wharf zu gehen. Ich sprach über Jamie, mühsam und langsam. Ich mußte mich erst einmal durch das Chaos an Ge-

fühlen tasten, das sein Tod in mir ausgelöst hatte. Sie hörte zu, und das allein half mir schon.

Von unserer Bank aus blickten wir hoch zu dem großen weißen Turm. »Ich kann mir gut vorstellen, was da oben jetzt los ist«, sagte Isabel. »Sie feiern sich selbst. Die Kurse ziehen an, und Ricardo gehört die Firma.«

»Wärst du gerne dort?« fragte ich.

»Irgendwie schon. Doch ich schäme mich, es zugeben, nach all dem, was passiert ist.«

»Ich kann es einfach nicht glauben. Ich kann nicht glauben, daß er gewonnen hat.«

»Er gewinnt immer.«

»Ich weiß.« Ich wandte mich ihr zu. »Was wirst du jetzt tun?«

»Ich habe lange mit meinem Vater gesprochen. Er sagt, die Übernahmeeofferte für Dekker Ward habe ihm zu Bewußtsein gebracht, daß die Banco Horizonte eine internationale Niederlassung braucht. Er möchte eine in London eröffnen. Und ich soll sie leiten.«

»Und wirst du?« fragte ich.

»Ich glaube schon. Da habe ich die Möglichkeit, eine Investmentbank nach meiner Vorstellung zu führen. Zunächst wird es nur eine kleine Firma sein, aber ich würde sie schon in Schwung bringen.«

»Eine gute Idee.«

»Und was ist mit dir? Was wirst du machen? Suchst du dir einen neuen Job in der City?«

»Auf gar keinen Fall. Nicht nach dem, was mit Jamie passiert ist. Und fast mit mir passiert wäre. Puschkin ruft. Ich werde diese leidige Dissertation endlich abschließen.«

Tatsächlich freue ich mich sehr darauf.« Ich seufzte. »Aber ich muß dabei ein bißchen Geld verdienen. Vielleicht kann ich irgendwo an einer Privatschule eine Stellung als Russischlehrer annehmen. Oder als Rugbytrainer. Ich habe nicht den blassensten Schimmer einer Ahnung.«

»Wäre das in London?« fragte sie.

»Wenn ich hier eine Stellung fände«, sagte ich. »Aber das dürfte verdammt schwierig sein. Es könnte mich überallhin verschlagen.«

»Das wäre zu schade«, sagte Isabel.

»Wohl wahr.«

Wir schwiegen. Isabel blickte zur Spitze des Turmes auf. »Du könntest bei mir in London wohnen. In meiner Wohnung. Ich habe vor, morgen in sie zurückzukehren.«

Ich lächelte sie an und schüttelte den Kopf. »Ich kann mich von dir nicht aushalten lassen.«

»Was soll dieser falsche Stolz, Nick?« Isabel hielt einen Augenblick inne. »Aber ich kann dich verstehen. Schließlich habe ich den größten Teil meines Lebens mit dem Versuch zugebracht, mich von meinem Vater unabhängig zu machen. Tatsächlich war ich so sehr damit beschäftigt, daß ich gar nicht gemerkt habe, wie sehr er mich liebt.«

Sie rückte näher an mich heran und drückte meine Hand.

»Merkst du, wie sehr ich dich liebe?«

Mein Herz machte einen Sprung. »Wirklich?« fragte ich. Sie nickte. »Also?«

Wie lange hatte ich darauf gewartet! Trotzdem, ich wußte noch immer nicht, was ich tun sollte. Auf Isabels Kosten zu leben, widerstrebe mir.

»Mit anderen Worten, ich möchte bei dir sein«, fuhr sie fort. »Wenn ich dazu London verlassen und dir in irgend ein Nest in der Provinz folgen muß, um die ...«, sie zögerte, »... Freundin eines Dorforschullehrers zu werden, dann ist es eben das.«

Das brachte mich vollkommen durcheinander. Der Gedanke, daß Isabel mir folgen könnte, war mir überhaupt noch nicht gekommen.

Einen Augenblick lang stellte ich mir unser beider Leben dort vor. Grauenhaft! »Nein, Isabel«, sagte ich und fuhr ihr übers Haar. »Darum würde ich dich nie bitten.«

Sie hob den Kopf und lächelte mich an. »Du müßtest mich nicht bitten. Ich will bei dir sein. Und wenn das die einzige Möglichkeit wäre, dann würde ich es tun.«

Ich wußte, ihr war Ernst, sehr Ernst.

»Aber das ist doch vollkommen blödsinnig«, protestierte ich. »Du hast eine Stellung in Aussicht, die dir wirklich Spaß machen wird. Für die du alle Fähigkeiten mitbringst. Ich würde es nie zulassen, daß du alles um meinetwillen aufgibst.«

Wieder verfielen wir in Schweigen, beide mit dem Problem beschäftigt. Mir fiel keine Lösung ein. Ich wußte nur eins, ich wollte unter allen Umständen mit Isabel zusammenleben.

Sie beugte sich zu mir und küßte mich auf die Wange. »Sieh mal, Nick«, sagte sie. »Dein größter Wunsch ist es doch, deine Promotion abzuschließen, oder?«

Ich nickte.

»Also, warum tust du es dann nicht? Du kannst umsonst in meiner Wohnung leben. Suche dir eine Stellung in einer

Bar oder irgendwo anders, damit du es dir leisten kannst, deine Cornflakes selbst zu kaufen. Ich kenne dich. Deine Ansprüche gehen doch gegen null. Wofür brauchst du denn eigentlich Geld?«

Ihr Gesicht war voller Begeisterung, voller Optimismus. Sie glaubte an das Leben, das vor uns lag. Sie glaubte, daß wir es schaffen würden. Und was soll ich sagen? Sie hatte ganz einfach recht. Wenn nicht wir, wer dann!